

DAS MITTELALTER

Perspektiven mediävistischer Forschung
Zeitschrift des Mediävistenverbandes

2021 · 26/1

Mediävistik 2021 Positionen, Strategien, Visionen

Herausgegeben von
Wolfram Drews
Matthias Müller
Regina Toepfer



HEIDELBERG
UNIVERSITY PUBLISHING

DAS MITTELALTER

Perspektiven mediävistischer Forschung
Zeitschrift des Mediävistenverbandes


2021 · 26/1

Mediävistik 2021
Positionen, Strategien, Visionen

Wolfram Drews, Matthias Müller, Regina Toepfer (Hrsg.)

Wolfram Drews  <https://orcid.org/0000-0002-6274-5097>

Matthias Müller  <https://orcid.org/0000-0003-2736-0535>

Regina Toepfer  <https://orcid.org/0000-0002-6097-8006>

Herausgeberin

Prof. Dr. Regina Toepfer, im Auftrag des Mediävistenverbandes.
Lehrstuhl für deutsche Philologie, Julius-Maximilians-Universität-Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg
regina.toepfer@uni-wuerzburg.de

Redaktion

Manuel Hoder, M. A., Dr. Wiebke Ohlendorf
redaktion-dasmittelalter@tu-braunschweig.de

Neue Redaktionsadresse

Prof. Dr. Isabelle Mandrella
Katholisch-Theologische Fakultät, Philosophie und philosophische
Grundfragen der Theologie, LMU München, Geschwister-Scholl-Platz 1,
80539 München, redaktion-das-mittelalter@posteo.de

Logo des Mediävistenverbands von Walter Wolf, Riedstadt, nach Hs Florenz,
Biblioteca Medicea Laurenziana, Conv. sopp. 319, f. 90v

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz
CC BY-SA 4.0 veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung
unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.

Publiziert bei Heidelberg University Publishing (heiUP)
Heidelberg 2021.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von
Heidelberg University Publishing <https://heiup.uni-heidelberg.de> dauerhaft
frei verfügbar (Open Access).
doi: <https://doi.org/10.17885/heiup.mial.2021.1>

Text © 2021. Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Verfasser.
ISSN 0949-0345
eISSN 2196-6869

ISBN 978-3-96822-099-4 (Softcover)
ISBN 978-3-96822-100-7 (PDF)

Die Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ ist ein Forum für die interdisziplinäre Mediävistik. Die einzelnen Hefte behandeln jeweils ein aktuelles Thema der Mittelalter-Forschung unter fächerübergreifender Perspektive. Daneben werden in einem berichtenden Teil die wesentlichen Ergebnisse, Diskussionen und Neuerscheinungen der verschiedenen Disziplinen in ihrer Bedeutung für die gesamte Mediävistik vorgestellt.

Peer reviewed

Der Mediävistenverband e. V.

Präsidium

Prof. Dr. Wolfram Drews (Präsident), Münster
Prof. Dr. Matthias Müller (Vizepräsident), Mainz
Prof. Dr. Albrecht Fuess (Schatzmeister), Marburg
Prof. Dr. Isabelle Mandrella (Schriftführerin), München
Prof. Dr. Brigitte Burrichter (Vertreterin des Tagungsortes), Würzburg

Beirat

Funktionsstellen

Prof. Dr. Andrea Sieber (Mediävistik und Schule), Passau
Prof. Dr. Stephan Conermann (Beihefte), Bonn
PD Dr. Carla Meyer-Schlenkrich (Öffentlichkeitsarbeit), Köln
Dr. Jonathan Reinert (Nachwuchsarbeit), Tübingen

Fachvertretung

Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner (Geschichte), Kassel
Prof. Dr. Brigitte Burrichter (Romanistik), Würzburg
Jun.-Prof. Dr. Eva von Contzen (Anglistik), Freiburg
Prof. Dr. Philippe Depreux (Geschichte), Hamburg
Prof. Dr. Stephan Dusil (Rechtsgeschichte), Tübingen
Prof. Dr. Juliane von Fircks (Kunstgeschichte), Jena
Prof. Dr. Michael Grünbart (Byzantinistik), Münster
Prof. Dr. Irene Holzer (Musikwissenschaft), München
Prof. Dr. Manfred Kern (Germanistik), Salzburg
Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel (Jüdische Studien), Münster
Prof. Dr. Karl-Heinz Leven (Medizingeschichte), Erlangen
Dr. Christine Magin (Grundwissenschaften), Greifswald
Prof. Dr. Isabelle Mandrella (Philosophie), München
Prof. Dr. Natascha Mehler (Mittelalterarchäologie), Tübingen
Prof. Dr. Bernd Roling (Mittellatein), Berlin
Prof. Dr. Roland Scheel (Skandinavistik), Göttingen
Prof. Dr. Regina Toepfer (Germanistik), Würzburg
Prof. Dr. Gabriel Viehhauser (Digital Humanities), Stuttgart

Anfragen und Mitteilungen bezüglich der Mitgliedschaft (Beitritts-
erklärungen, Änderungen von Adresse und Bankverbindung) richten Sie
bitte an den Schatzmeister des Mediävistenverbandes:
Prof. Dr. Albrecht Fuess, Fachgebiet Islamwissenschaft, Deutschhausstraße 12,
35032 Marburg; albrecht.fuess@uni-marburg.de.

Inhaltsverzeichnis

- 1 **Vorwort**
Wolfram Drews, Matthias Müller und Regina Toepfer
- 3 **Mittelalterforschung als gesellschaftliche und interdisziplinäre Herausforderung**
Zukunftsperspektiven des Mediävistenverbandes –
mit einem Rückblick auf seine Geschichte
- STRATEGIEPAPIERE**
- Philippe Depreux, Franz Körndle, Matthias Müller,
Bernd Roling und Roland Scheel
- 33 **Relevanz der Mediävistik**
Das ‚Mittelalter‘ als Teil unserer Gegenwart
- Stephan Dusil, Katrin Kogman-Appel, Isabelle Mandrella,
Kathrin Müller und Ulrich Müller
- 52 **„Typisch Mittelalter“?**
Begriffe, Gegenstände, Perspektiven
- Ingrid Baumgärtner, Manfred Kern, Karl-Heinz Leven
und Regina Toepfer
- 68 **Mittelalter erschließen**
Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftstransfer
- Eva von Contzen, Albrecht Fuess und Jonathan Reinert
- 87 **Mediävist*innen von morgen fördern**
Herausforderungen und Chancen
- Brigitte Burrichter, Björn Gebert, Christoph Mackert
und Gabriel Viehhauser
- 101 **Digitale Mediävistik**
- Wolfram Drews, Michael Grünbart und Klaus Oschema
- 118 **Verbundforschung und die Zukunft der Mediävistik**

FACHPERSPEKTIVEN

- Eva von Contzen
137 **Anglistische Mediävistik**
- Ulrich Müller
140 **Archäologie des Mittelalters
und der Neuzeit (AMANZ)**
- Michael Grünbart
148 **Byzantinistik**
- Regina Toepfer
153 **Germanistische Mediävistik**
- Ingrid Baumgärtner, Philippe Depreux, Wolfram Drews
und Klaus Oschema
158 **Geschichtswissenschaft**
- Christoph Mackert
165 **Hilfswissenschaften/ Grundwissenschaften**
- Albrecht Fuess
173 **Islamwissenschaft**
- Katrin Kogman-Appel
180 **Jüdische Studien**
- Matthias Müller und Harald Wolter-von dem Knesebeck
185 **Kunstgeschichte**
- Karl-Heinz Leven
193 **Medizingeschichte**
- Meike Hensel-Grobe
201 **Mittelalter und Schule**
- Bernd Roling
208 **Mittellateinische Philologie**
- Franz Körndle
212 **Musikwissenschaft**
- Isabelle Mandrella
217 **Philosophie**

- Stephan Dusil
223 **Rechtsgeschichte**
- Brigitte Burrichter
227 **Romanistik**
- Roland Scheel
230 **Skandinavistik**
- Jonathan Reinert
235 **Theologische Mediävistik**

FORUM MITTELALTER

- Manuel Hoder
243 **Das mediävistische Rezensionswesen im digitalen Zeitalter**
- 254 **Rezensionen**
Michael Basse (Hg.): Summa theologica Halensis (Viola Tenge-Wolf) – Igor Candido (Hg.): Petrarch and Boccaccio (Johannes Bartuschat) – Nicola Chiarenza, Annette Haug, Ulrich Müller (Hgg.): The Power of Urban Water (Hauke Horn) – Friedrich Michael Dimpel u. Silvan Wagner (Hgg.): Prägnantes Erzählen (Julia Frick) – Margreth Egidi (Hg.): Figuren des Dritten im höfischen Roman (Florian Remele) – Ingrid Bennewitz u. Klaus van Eickels (Hgg.): Richard Löwenherz (Dina Salama) – Stefka Eriksen, Karen Langsholt Holmqvist u. Bjørn Bandlien (Hgg.): Approaches to the Medieval Self (Andreas Schmidt) – Stefanie Helmschrott: Migranten in der Erzähldichtung des deutschen Mittelalters (Michael R. Ott) – Judith Keßler, Ursula Kundert u. Johan Oosterman (Hgg.): Controversial Poetry 1400–1625 (Karina Kellermann) – Seraina Plotke u. Stefan Seeber (Hgg.): Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienumbruch (Natalie Ann Mlynarski) – Eva Rothenberger u. Lydia Wegener (Hgg.): Maria in Hymnus und Sequenz (Nadine Lordick) – Veronika Wieser, Vincent Eltschinger u. Johann Heiss (Hgg.): Cultures of Eschatology (Christoph Auffarth) – Birgit Zacke u. a. (Hgg.): Text und Textur (Manuel Hoder) – Rüdiger Schnell: Stellungnahme zur Besprechung meines Buches ‚Haben Gefühle eine Geschichte?‘ durch Peter Dinzelbacher.
- 289 **Nachruf**

Vorwort

Das vorliegende Heft der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ schreibt im Mediävistenverband in mehrfacher Hinsicht Geschichte, denn es lenkt nicht nur den Blick auf die Zukunft der kultur- und geisteswissenschaftlichen Fächer im Kontext ihrer mediävistischen Untersuchungsgegenstände, sondern es wird auch in einem neuen Verlag mit einer neuen, zukunftsweisenden Publikationsform und Publikationsstrategie veröffentlicht. Es ist das erste Heft der traditionsreichen Zeitschrift, das im Open-Access-Format publiziert wird, womit der Mediävistenverband nach sorgfältiger Abwägung und intensiven Diskussionen in Präsidium und wissenschaftlichem Beirat auf das immer wichtiger werdende Format der Online-Publikation wechselt. Zwar wird es auch weiterhin die Möglichkeit zum Bezug eines gedruckten, im hochwertigen Print-on-Demand-Verfahren hergestellten Exemplars geben, doch das maßgebliche Format wird ab jetzt das digitale sein.

Dieses Format bietet zahlreiche Vorteile, die von der leichteren Zugänglichkeit an jedem beliebigen, internetfähigen Ort der Welt über die bessere Recherchierbarkeit der Texte bis hin zur digital nachhaltigen, mehrfach abgesicherten Langzeitspeicherung reicht, die auch in der Zukunft noch die Nutzung der für jedes Heft generierten Datenbestände ermöglicht. Damit steht den Mitgliedern des Mediävistenverbandes ab sofort eine wissenschaftliche Publikationsplattform zur Verfügung, die national wie international zu den professionellsten und innovativsten ihrer Art zählt. Dass diese neue Publikationsform für den Mediävistenverband überhaupt in der angedeuteten Qualität und Umfänglichkeit zur Verfügung steht, verdankt der Verband einem Glücksfall: der Bereitschaft der Heidelberger Universitätsbibliothek und ihres wissenschaftlichen Beirats, sowohl die Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ als auch die Beihefte in das für exzellente wissenschaftliche Publikationen reservierte Programm ‚heiUP‘ (Heidelberg University Publishing) aufzunehmen. Unser besonderer Dank gilt dem Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg, Dr. Veit Probst, sowie Dr. Maria Effinger und Anja Konopka von heiUP, die uns bei der Umstellung auf ein digitales Format und der Publikation des ersten Themenhefts in vielfältiger Hinsicht großartig unterstützt haben.

Wir dürfen uns auf die Zusammenarbeit mit unserem neuen Verlagspartner, der einer der ältesten und renommiertesten deutschen Universitäten angehört, freuen, denn die von Heidelberg University Publishing vertretenen Prinzipien wissenschaftlicher

Qualitätssicherung sowie vielfältiger und auf die Nachhaltigkeit wissenschaftlicher Datengenerierung ausgerichteten Publikationsmöglichkeiten (PDF, HTML und EPUB) im Sinne eines crossmedialen Publizierens sind für den Mediävistenverband sehr attraktiv und überzeugend. Der Verband legt traditionell großen Wert auf ein hohes, konsequent dem Peer-Review-Verfahren unterworfenen wissenschaftliches und publizistisches Qualitätsniveau seiner vielfältigen Publikationen aus nahezu allen Bereichen der mediävistischen Geschichts-, Sprach- und Kulturwissenschaften. In dieser Hinsicht bietet die Zusammenarbeit mit Heidelberg University Publishing hervorragende Möglichkeiten für eine zeitgemäße Neuausrichtung des verbandseigenen Publikationswesens.

Die Herausgebenden


Mittelalterforschung als gesellschaftliche und interdisziplinäre Herausforderung

Zukunftsperspektiven des Mediävistenverbandes – mit einem Rückblick auf seine Geschichte

Kontakt

Prof. Dr. Wolfram Drews,
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Historisches Seminar,
Lehrstuhl für Geschichte des frühen
und hohen Mittelalters, Domplatz
20-22, D-48143 Münster,
w.drews@uni-muenster.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6274-5097>

Prof. Dr. Matthias Müller,
Johannes Gutenberg-Universität
Mainz, Institut für Kunstgeschichte
und Musikwissenschaft (IKM), Abtei-
lung Kunstgeschichte, Jakob-Welder-
Weg 12, D-55128 Mainz,
mattmuel@uni-mainz.de
 <https://orcid.org/0000-0003-2736-0535>

Prof. Dr. Regina Toepfer,
Julius-Maximilians-Universität
Würzburg, Lehrstuhl für
deutsche Philologie, Am Hubland,
D-97074 Würzburg,
regina.toepfer@uni-wuerzburg.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6097-8006>

Abstract The introduction addresses ways to secure the future of medieval studies, outlining social and academic challenges faced by scholars in their respective fields, as well as in their efforts to foster interdisciplinary cooperation. Three successive steps are made to introduce the six interdisciplinary strategic papers as well as the 18 disciplinary papers included in the volume, which present individual subjects. First, the editors highlight the current social challenges, which have meant that medieval studies are no longer taken for granted. Medievalists are therefore called upon to prove and defend the relevance of their subjects. Afterwards, we look back at the history of our professional organization, highlighting new developments which have characterized medieval studies since the turn of the millennium. Such new trends have contributed to an ever keener awareness of current challenges that need to be faced in order to secure the future of medieval studies. Finally, we present the outline of this issue of our journal, pinpointing links between the papers representing individual disciplines, thereby outlining challenges as well as prospects for medieval studies.

Keywords Mittelalterforschung, Relevanz, Interdisziplinarität, Verbandsgeschichte, Zukunftsperspektiven

Präsidium und wissenschaftlicher Beirat des Mediävistenverbandes nehmen den digitalen Wandel der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ zum Anlass, nach der Zukunft der Mediävistik zu fragen und gemeinsam künftige Perspektiven für den Verband wie für seine Mitglieder zu entwickeln. Dabei ist es ein zentrales Anliegen, sich

fachübergreifend mit inhaltlichen, wissenschaftspolitischen und gesellschaftlichen Grundsatzzfragen zu beschäftigen und den aktuellen Stand der Mediävistik in den Disziplinen wie in der Öffentlichkeit zu analysieren. Die von dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten und der Schriftführerin verfasste Einleitung führt in drei Schritten zu den interdisziplinären Strategiepapieren und den programmatischen Fachbeiträgen hin: Zuerst wird die gesellschaftliche Situation skizziert, in der Mittelalterforschung keine Selbstverständlichkeit (mehr) ist und Mediävist*innen die Relevanz ihres Faches verteidigen müssen. Der anschließende Rückblick auf die Geschichte des Verbands zeigt auch, wie sich die Mediävistik in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts weiterentwickelt hat und so ihre Zukunftsfähigkeit kontinuierlich unter Beweis stellt. Zuletzt wird die Anlage des Themenhefts vorgestellt, wobei Querverbindungen zwischen den einzelnen Fachbeiträgen gezogen werden, um einen Gesamteindruck von den Herausforderungen, Gefahren und Chancen der Mediävistik aus der Sicht der verschiedenen Disziplinen zu vermitteln.

1 Krise und Aufbruch: Positionsbestimmung, Relevanz und Zukunft der Mediävistik

Auch wenn der Einstieg in das digitale, Open-Access-basierte Publizieren eine fraglos die Zukunft des Mediävistenverbandes berührende und sicherlich auch zukunftssträchtige Entscheidung darstellt, so darf doch die Frage aufgeworfen werden, ob deshalb gleich das ganze erste Heft dem Thema ‚Positionen, Strategien, Visionen‘ und damit den ‚Zukunftsperspektiven‘ gewidmet werden sollte. Diese Frage scheint erst recht von Belang zu sein, bezieht man die ‚Zukunftsperspektiven‘ auf die besonderen Gegenstandsbereiche der Mediävistik, gehören doch die historischen Ereignisse und Gestalten, die Musik und Literatur sowie die bildende Kunst und Architektur des Mittelalters seit Jahrzehnten zu den populärsten Bereichen des Kultur- und Eventlebens sowie der Tourismusindustrie. Angesichts von gutfrequentierten Mittelaltermärkten und Nibelungenfestspielen, gerngesehenen Blockbuster-Filmserien wie ‚Game of Thrones‘ oder ‚Die Templer‘ sowie ausgebuchten Kunstreisen zu den romanischen Domen in Deutschland oder den gotischen Kathedralen Frankreichs fällt es Außenstehenden schwer zu glauben, dass die Mediävistik in einer Krise, ja in einer existentiellen Gefahr sein könnte.

Um diese Krise und Gefahr zu erkennen, müssen wir die Perspektive wechseln und den Blickwinkel des Politik- und Universitätsbetriebs einnehmen. Aus dieser Perspektive wird schnell deutlich, dass zwar die Gegenstände der Mediävistik nach wie vor ausgesprochen populär sind, nicht aber die wissenschaftliche Erforschung und Vermittlung ihrer besonderen Grundlagen und Phänomene. Diese werden an den Universitäten von einer über alle Fächer hinweg immer geringeren Anzahl an Wissenschaftler*innen sowie Studierenden untersucht, womit auch die Vermittlung des dabei generierten fachlichen Wissens an die breite, interessierte Bevölkerung einer immer stärkeren Fragmentierung und Limitierung ausgesetzt ist.

1.1 Ein grundsätzliches Problem: die schwindende politische Relevanz kultur- und geisteswissenschaftlicher Fragestellungen

Der hier skizzierte Vorgang einer Reduzierung und Marginalisierung mediävistischer Forschung und Lehre stellt letztlich aber nur die Kehrseite einer Medaille dar, deren andere Seite das viel weiterreichende, grundsätzliche Problem einer schwindenden politischen Relevanz kultur- und geisteswissenschaftlicher Fragestellungen und der mit ihnen verbundenen Wissenschaftsdisziplinen markiert. Vor dem Hintergrund von Flüchtlings-, Klima- und Pandemiekrise sowie den unermesslichen Herausforderungen einer insgesamt weiterhin stark anwachsenden Weltbevölkerung stehen mehr denn je technologische, biologische, medizinische und ökonomische Lösungsansätze im Fokus von Politik und Gesellschaft, verbunden mit entsprechenden Rückkoppelungen in den Bereich der universitären Forschung und Lehre sowie der Verteilung von entsprechenden Finanzmitteln. Ein aktuelles Beispiel ist die Unterstützung des sogenannten *quantum computing* in der biopharmazeutischen Forschung an der Schnittstelle von Industrie und Universitäten, für die 2020 alleine in Deutschland durch die Bundesregierung 2,5 Milliarden Euro Fördermittel bewilligt wurden.¹ Mögen die Auswirkungen dieser politisch-gesellschaftlichen Umbrüche und Paradigmenwechsel an deutschen Universitäten erst ansatzweise spürbar sein, da die in Deutschland traditionell starken kulturpolitischen Interessen und Förderinstrumente, die ihren Rückhalt u. a. im vielbeschworenen Selbstverständnis einer ‚Kulturnation‘ finden, einen drastischen Rückbau der Geistes- und Kulturwissenschaften bislang verhinderten,² so ergibt sich aus gesamteuropäischer Sicht ein durchaus anderes, beunruhigendes Bild. Hier taten sich in den letzten Jahren vor allem Großbritannien, Polen und Italien mit rigiden Sparmaßnahmen im Bereich der Kultur- und Geisteswissenschaften hervor, verbunden mit der von den Regierungen ganz offen ausgesprochenen Infragestellung der systemrelevanten Bedeutung derjenigen Fachdisziplinen, die keinen unmittelbaren ökonomischen, technischen oder medizinischen Nutzen geltend machen können.³ In Großbritannien führte dies sogar dazu, dass Forschungsvorhaben aus den nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen den Nachweis

1 Stephan Finsterbusch, Die Revolution in der Rechenmaschine. Boehringer Ingelheim kooperiert mit Google im Quantencomputing. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 12.01.2021, Nr. 9, S. 19.

2 Siehe hierzu auch Wissenschaftsrat (Hg.), Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Köln 2006, sowie Hochschulrektorenkonferenz (Hg.), Ergebnisse eines HRK-Projekts. Kleine Fächer an den deutschen Universitäten interdisziplinär und international. Bonn 2012. Siehe auch die Beiträge in Dieter Lamping (Hg.), Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer. Stuttgart 2015.

3 Siehe hierzu für Großbritannien Helen Small, The Situation of the Humanities in Britain. In: Lamping 2015 (wie Anm. 2), S. 400–413, sowie für Italien am Beispiel der Germanistik Anna Fattori, Germanistik in Italien. In: Lamping 2015 (wie Anm. 2), S. 414–439.

ihrer gesellschaftlichen Relevanz zu erbringen haben, möchten sie in den Genuss einer finanziellen Förderung gelangen.⁴

Von solchen Verhältnissen ist die deutsche Wissenschafts- und Hochschullandschaft glücklicherweise noch weit entfernt, konnte hier doch die kultur- und geisteswissenschaftliche Forschung zumindest auf dem Gebiet der drittmittelfinanzierten Projekte in den letzten Jahren sogar noch Zuwächse verzeichnen. Doch im Gesamtkonzept der Universitäten und innerhalb ihres auf drittmittelbasierte Großprojektforschung ausgerichteten Leistungssystems stehen die Kultur- und Geisteswissenschaften mittlerweile eher am Rande des Spielfeldes, nehmen sich doch selbst ihre in Sonderforschungsbereichen eingeworbenen Drittmittel geradezu bescheiden aus im Vergleich zu den millionen- und milliardenschweren Verbundprojekten der Natur- und Technikwissenschaften. Hinzu kommen Verschiebungen und Infragestellungen im Bereich kultureller und kulturhistorischer Kanonbildungen durch neue bzw. veränderte gesellschaftliche Identitäten. Diese sind nicht nur, aber auch durch einen immer stärker von Migrations- und Alteritätserfahrungen geprägten Prozess bestimmt, der bis hinein in die Lehrinhalte des Geschichtsunterrichts an Schulen wirksam ist. So droht nicht nur der Mediävistik, sondern allen Kultur- und Geisteswissenschaften in der längerfristigen Perspektive eine ähnliche Marginalisierung, wie sie die in Mittelalter und Früher Neuzeit einst so stolze Theologie in der Moderne und Gegenwart erleben musste: von einem zentralen, identitätsstiftenden Ankerfach einer jeden europäischen Universität hin zu einer eher randständigen, vor allem für die pastoralen Sonderinteressen der katholischen und evangelischen Kirchen zuständigen Disziplin, die zwar nach wie vor über eine große historische Würde verfügt und im Kontext der global und transkulturell agierenden Religionswissenschaften auch eine Zukunft besitzt, deren Zugehörigkeit zum engeren Kreis der ‚echten‘ Wissenschaften aber doch bereits angezweifelt wurde.⁵

4 Siehe hierzu Katharina Laszlo, Auszug des Geistes aus den britischen Universitäten. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 27.09.2016. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/britische-hochschulpolitik-auszug-des-geistes-aus-den-universitaeten-14443791.html> (Zugriff: 24.01.2021).

5 Björn Odendahl, Ist Theologie eine Wissenschaft? Über ein Forschungsprojekt und viele offene Fragen. <https://www.katholisch.de/artikel/9753-ist-theologie-eine-wissenschaft> (Zugriff: 24.01.2021). Zu diesem Projekt einer Emmy Noether-Nachwuchsgruppe an der Universität Bochum und seinen Ergebnissen siehe Benedikt Paul Göcke (Hg.), Die Wissenschaftlichkeit der Theologie, Bde. 1–3. Münster 2018–2019. Siehe auch Peter Knauer, Ist Theologie eine Wissenschaft? In: Theologie und Philosophie 93/1 (2018), S. 81–96.

1.2 Drohendes Szenario einer doppelten Marginalisierung

Die in der wissenschaftspolitischen Wahrnehmung abnehmende Relevanz der Mediävistik und die Schwächung ihrer universitären Präsenz sind also nur Teil eines größeren, viel umfassenderen Prozesses und Problems, das Hans Ulrich GUMBRECHT in einem Festvortrag vor der Hochschulrektorenkonferenz 2015 pointiert als mögliches „Verschwinden der Geisteswissenschaften“⁶ benannt hat. Für die Mediävistik stellt sich das Problem nun allerdings in besonderer Dringlichkeit. Denn ihr droht sozusagen eine doppelte Marginalisierung: zum einen durch den allgemeinen Bedeutungsverlust der nichtnaturwissenschaftlichen oder technikfernen Disziplinen und zum anderen durch einen Bedeutungsverlust auch innerhalb der kultur- und geisteswissenschaftlichen Fächer. Während in nahezu allen historisch ausgerichteten Disziplinen die auf Neuzeit und Moderne bezogenen Themen reüssieren, durch ihre vermeintliche Nähe zu den drängenden Fragen und Problemen unserer Gegenwart antragsstarke Forschungsprojekte generieren und das Interesse der Studierenden fesseln, muss für die mediävistischen Themen zumeist kräftig die Werbetrommel gerührt werden. Denn aus sich selbst heraus vermögen die mediävistischen Inhalte nur noch bei einer Minderheit Neugierde und Aufmerksamkeit zu wecken. Dafür scheinen die Lebenswelten des Mittelalters derart weit entfernt von den Verhältnissen der Gegenwart zu sein, dass sie ohne explizite Übersetzung bzw. Erklärung keine Attraktivität und Relevanz mehr zu entfalten vermögen. Entgegen aller historisch-kulturwissenschaftlichen Aufklärungsarbeit der letzten Jahre ist das Mittelalter für Politik und Gesellschaft in seiner lebensweltlichen, politisch-religiösen sowie technologisch-ökonomischen Wahrnehmung ganz überwiegend immer noch ‚finster‘ und ‚rückständig‘; eine Korrektur dieses durch frühneuzeitlichen Humanismus und Aufklärung propagierten Zerrbildes gelingt – wenn überhaupt – nur mühsam.

An diesem Befund und Zustand sind die Mediävistik und die mit ihr verbundenen Fächer allerdings nicht unschuldig. Denn es gelingt ihnen offenbar nicht, die in den mediävistischen Themen und Gegenstandsbereichen enthaltene Aktualität und die aus dem Mittelalter in unsere Gegenwart hineinreichenden Zusammenhänge und Kontinuitäten in hinreichender Weise plausibel zu machen. So bleibt selbst ein methodisch so anregender Ansatz wie der einer neurologisch fundierten, die Erkenntnisse der Hirnforschung rezipierenden Geschichtswissenschaft, die quellenkundlich überlieferte Vorgänge wie den Gang Kaiser Heinrichs IV. nach Canossa zu Papst Gregor VII. als teilweise fiktives Ergebnis einer vielfachen erinnerungsstiftenden Überschreibung interpretiert,⁷ für die Strahlkraft der Mediävistik wirkungslos, verlaufen die sich

6 Hans Ulrich Gumbrecht, Die ewige Krise der Geisteswissenschaften – wo ist ein Ende in Sicht? Festvortrag im Rahmen der HRK-Jahresversammlung am 11. Mai 2015 in Kaiserslautern. In: Beiträge zur Hochschulpolitik 4 (2015), S. 3–28, hier S. 5.

7 Johannes Fried, Canossa: Entlarvung einer Legende. Eine Streitschrift. Berlin 2012. Zur Kritik siehe u. a. Stefan Weinfurter, Canossa als Chiffre. Von den Möglichkeiten historischen Deutens. In:

daran anschließenden Debatten doch ausnahmslos im *inner circle* der mediävistischen Geschichtswissenschaften.

1.3 ‚Making the Medieval relevant‘: zur (System-)Relevanz der Mediävistik

Für den Mediävistenverband, der sich seit vielen Jahren nicht nur der Interdisziplinarität verpflichtet fühlt, sondern darüber hinaus auch den Aktualitätsbezüge seiner Themenstellungen große Bedeutung zumisst, gibt es daher allen Grund, nach den Zukunftsperspektiven der Mediävistik zu fragen und ihnen ein ganzes Heft zu widmen. In seiner Intention vermag es dabei anzuknüpfen an einen kürzlich erschienenen Band der Beihefte der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘, der sich explizit mit Fragen der Aktualität mediävistischer Forschung beschäftigt und mit dem Titel implizit eine Aufforderung formuliert: „Making the Medieval relevant!“⁸ Die Aufforderung zielt auf die Relevanz mediävistischer Gegenstandsbereiche und Erkenntnisse für unsere eigene Gegenwart und Zukunft sowie deren Bewusstsein über historische Prozesse in ihren komplexen, eben nicht linearen Dynamiken und Verflechtungen.

Eine Voraussetzung für ein solches Bewusstsein, das nicht nur die Sensibilität für die Relevanz der Mediävistik in der Gesellschaft, sondern ebenso in der Wissenschaft schärft, könnte die Infragestellung des Mittelalters-Begriffs als Epochenbegriff sein. Dies geschieht in Ansätzen bereits in den mediävistischen Disziplinen selbst, wenn sie nach alternativen Umschreibungen des von ihr behandelten Gegenstandsbereichs suchen.⁹ Dennoch ist dies ein Unterfangen, das die Mediävistik zunächst möglicherweise als Generalangriff, noch dazu aus ihren eigenen Reihen, auffassen wird. Doch in seiner wertenden Semantik, die sich oft genug als eine abwertende erweist, blockiert der Mittelalterbegriff ohne seine kritische Reflexion eine gegenwartsbezogene wie zukunftsgerichtete Perspektive auf die historischen und kulturellen Phänomene der Jahrhunderte zwischen ca. 500 und ca. 1500. Der Mittelalterbegriff wird daher auch in diesem Heft – in der Nachfolge und in Auseinandersetzung mit älteren und jüngeren Versuchen etwa von

Wolfgang Hasberg u. Hermann-Josef Scheidgen (Hgg.), *Canossa. Aspekte einer Wende*. Regensburg 2012, S. 124–140; Steffen Patzold, *Frieds Canossa. Anmerkungen zu einem Experiment*. In: *Geschichte für heute* 6 (2013), S. 5–39.

8 Chris Jones, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.), *Making the Medieval Relevant: How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present* (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin 2020.

9 Vgl. Bernhard Jussen, *Richtig denken im falschen Rahmen?* In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 67 (2016), S. 558–576; Peter von Moos, *Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte*. In: Joachim Heinzle (Hg.), *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*. Frankfurt a. M., Leipzig 1999, S. 31–63. Siehe auch die Bezeichnung ‚Eurasische Gesellschaften 400–1600‘. https://www.geschichte.uni-frankfurt.de/49361134/Aktuelles___Abteilung_Mittelalter (Zugriff: 24.01.2021).

Giuseppe SERGI, Jacques LE GOFF oder Thomas BAUER¹⁰ – in verschiedenen Beiträgen kritisch reflektiert, ohne ihn doch gänzlich verabschieden zu können.¹¹

Als dringlich und wesentlich erweist sich daher ein wissenschaftlicher Ansatz, der nicht nur die historischen Phänomene und ihre materiellen wie künstlerischen Manifestationen in ihrer Entstehungszeit reflektiert, sondern zugleich auch die Möglichkeit der Kontinuität, der Transformation, aber auch der Wiederbelebung in unserer Gegenwart mitdenkt – einer Gegenwart, die sich zwar noch als ‚modern‘ und zunehmend ‚global‘ empfindet und definiert, die sich aber längst inmitten eines weiteren, gewissermaßen ‚postmodernen‘ Transformationsprozesses befindet. Für eine solche, sich erneut in einem offensichtlich tiefgreifenden, sowohl durch politisch-kulturelle und technologische als auch naturbezogene und klimaphysikalische Faktoren herbeigeführten Wandel befindliche ‚moderne‘ Gesellschaft kann das Wissen um mittelalterliche Erfahrungen und Kontinuitäten, die auch noch unsere Gegenwart materiell, strukturell und kulturell prägen, die Grundlage von weitreichenden Reflexionsprozessen sein.¹² Gleiches gilt, um einmal ein Beispiel aus der Kunstgeschichte zu nennen, für das Verständnis der modernen Kunst. Bei deren Genese berücksichtigen selbst ausgewiesene Kunsthistoriker*innen und Kunstkritiker*innen in aller Regel nicht, wie sehr die Abstraktionsverfahren eines Picasso oder Paul Klee durch die reduzierte, abstrahierende Formensprache der romanischen Skulptur (vgl. hierfür z.B. Picassos Porträt der Gertrud Stein, deren Gesamterscheinung sich an der Madonna von Gosol aus dem 12. Jahrhundert orientiert) (Abb. 1 und 2) oder der romanischen wie gotischen Ornamentik inspiriert worden sind oder aber Mark Rothko seine transzendierenden Farbflächenbilder ganz wesentlich in der Auseinandersetzung mit den Bildwerken Giotto und ihrer Farbwirkung entwickelte.¹³

Solche und andere Reflexionen in Form von Debatten anzustoßen und in Diskursen zu begleiten und dabei nicht nur die *scientific community* im Blick zu haben, sondern

10 Giuseppe Sergi, *L'idea di medioevo. Fra senso comune e pratica storica*. Rom 1999; Jacques Le Goff, *Faut-il vraiment découper l'histoire en tranches?* Paris 2014 (deutsche Übersetzung: *Geschichte ohne Epochen? Ein Essay*. Darmstadt 2016); Thomas Bauer, *Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient*. München 2018.

11 Siehe vor allem die Beiträge von Philippe Depreux, Franz Körndle, Matthias Müller, Bernd Roling u. Roland Scheel, *Relevanz der Mediävistik: Das „Mittelalter“ als Teil unserer Gegenwart*; Stephan Dusil, Katrin Kogman-Appel, Isabelle Mandrelle, Kathrin Müller u. Ulrich Müller, „Typisch Mittelalter“? Begriffe, Gegenstände, Perspektiven (in diesem Heft).

12 Siehe hierzu bspw. Horst Fuhrmann, *Überall ist Mittelalter: Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit*. 3. Aufl. München, 2010; Dorothea Klein, Markus Frankl u. Franz Fuchs (Hgg.), „Überall ist Mittelalter“: Zur Aktualität einer vergangenen Epoche. Würzburg 2015.

13 Zu Picasso siehe *Concepció Boncompte Coll* (Hg.), *Picasso: de ‚Pageses d'Andorra‘ a ‚Demoselles d'Avignon‘: un viatge romànic*. Andorra 2016. Zu Rothko siehe Stefan Weppelmann (Hg.), *Rothko – Giotto. Katalog der Ausstellung ‚Rothko/Giotto‘*, 5. Februar bis 3. Mai 2009, ein Projekt der Gemäldegalerie der Staatlichen Museen zu Berlin in Zusammenarbeit mit dem Kunsthistorischen Institut in Florenz (Max-Planck-Institut). München 2009.



Abb. 1 | Pablo Picasso: Bildnis der Gertrude Stein, 1905–06. New York, The Metropolitan Museum (Quelle: Bildarchiv Matthias Müller).

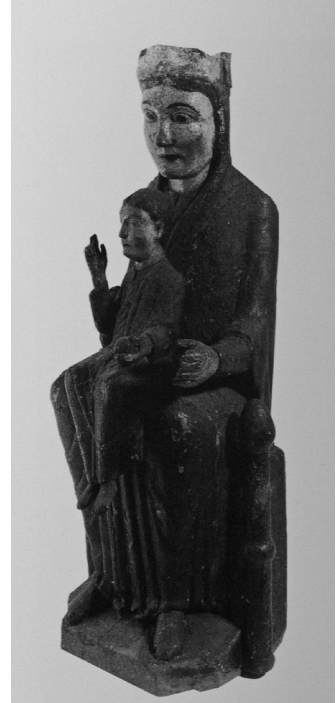


Abb. 2 | Madonna von Gosol (12. Jh.), farbig gefasstes Holz, Höhe: 77 cm. Barcelona, Museu d'Art de Catalunya (Quelle: Bildarchiv Matthias Müller).

auch eine breitere gesellschaftliche und politische Öffentlichkeit, sollte verstärkt zu den Aufgaben und Tätigkeitsfeldern einer an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen betriebenen Mediävistik gehören und ihr Selbstverständnis prägen. Nur wenn die mediävistischen Fächer Handlungsfelder und Wirkungsmöglichkeiten nicht nur im wissenschaftlichen, sondern vor allem auch im politischen und bildungspolitischen Sektor entwickeln, können sie die mediävistische Forschung und Vermittlung als sprichwörtlich systemrelevant für die politische und kulturelle Entwicklung unserer Gegenwart und Zukunft ins Bewusstsein rücken.¹⁴ Für solche Debatten und Diskurse möchten die im vorliegenden Heft enthaltenen ‚Strategiepapiere‘ Anregungen und Bausteine liefern.

¹⁴ Siehe hierzu auch Horst Brunner u. Johannes Janota: Von der deutschen Philologie zur germanistischen Mediävistik. Zu Geschichte und Zukunft eines Universitäts-, Ausbildungs- und Bildungsfachs. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbands 59 (2012), S. 299–305.

2 Rückblick in die Verbandsgeschichte

2.1 ‚Mediävistik im 21. Jahrhundert‘: Bestandsaufnahmen um die Jahrtausendwende

‚Mediävistik im 21. Jahrhundert‘ – so lautete der Titel eines Sammelbandes, den der langjährige Präsident unseres Verbandes, Hans-Werner GOETZ, zusammen mit dem ebenfalls langjährigen Vizepräsidenten Jörg JARNUT herausgegeben hat.¹⁵ Die Bestandsaufnahme umfasst im ersten Teil länderspezifische Perspektiven, vornehmlich aus Europa, aber auch aus den USA; im zweiten folgen Beiträge aus unterschiedlichen Fächern, die in eine Analyse der „Mittelalterforschung in der sich ständig wandelnden Moderne“ (Otto Gerhard OEXLE) und in eine Round Table-Diskussion über „Diskrepanzen und Gemeinsamkeiten in der internationalen und interdisziplinären Mediävistik“ münden. Der dritte und letzte Teil fragt nach neuen Themen und Ansätzen einer „Mediävistik als Kulturwissenschaft?“. Der Band beruht auf einem Kongress aus dem Jahr 2001, der auch vom Mediävistenverband unterstützt wurde; angestrebt wurde mit durchaus programmatischer Zielrichtung eine Vermessung der mediävistischen Forschungslandschaft; den Veranstaltern ging es um „Mediävistik als Wissenschaft und deren (wissenschaftliche) Mittelalterbilder“.¹⁶ Der Band vereint eine beeindruckende Vielzahl von Beiträgen von Forschern (und drei Forscherinnen) aus Nord-, Süd-, West- und Osteuropa sowie aus Nordamerika. Es handelt sich damit um eine Bestandsaufnahme der deutschen und internationalen Mediävistik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend.

Das vorliegende Heft verfolgt ein etwas anderes Ziel: Es wurde aus dem Beirat des Mediävistenverbandes heraus entwickelt und von den gewählten Mitgliedern von Präsidium und Beirat gemeinsam verfasst; daher wurden keine Forscher*innen aus dem Ausland hinzugebeten. Obwohl für die angestrebte Standortbestimmung eine Bezugnahme auf die internationale Forschung unerlässlich ist, ruht der Schwerpunkt der Aufmerksamkeit primär auf wissenschaftspolitischen Anliegen, die die Zukunft der Fächer und ihrer Kooperationsmöglichkeiten betreffen. Im Vordergrund steht auch nicht mehr die kulturwissenschaftliche Wende, sondern eine Bandbreite von Fragen, die vom Mittelalterbegriff über Wissenschaftskommunikation, Digital Humanities und Nachwuchsförderung reichen. Dabei ergeben sich punktuell durchaus erhellende Einsichten, wie sich die Mediävistik in den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts

15 Hans-Werner Goetz u. Jörg Jarnut (Hgg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung* (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). Paderborn 2003.

16 Hans-Werner Goetz, *Die Aktualität des Mittelalters und die ‚Modernität‘ der Mediävistik*. In: Ders. u. Jörg Jarnut (Hgg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung* (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). Paderborn 2003, S. 11–18, hier S. 11.

gegenüber dem Stand von 2003, dem Erscheinungsjahr des Sammelbandes von GOETZ und JARNUT, verändert und perspektivisch erweitert hat.

Eine Veränderung betrifft das fachliche Profil: Um 2000 fehlten im Kanon der beteiligten Fächer noch Islamwissenschaft und Jüdische Studien, aber auch Digital Humanities sowie ‚Mittelalter und Schule‘.¹⁷ Methodisch war die Forschung um die Jahrtausendwende weithin an Ansätzen der historischen Anthropologie orientiert, verbunden mit Anregungen durch den sogenannten *cultural turn*. Eine wichtige Erweiterung der Forschung während der vergangenen 20 Jahre ist durch transkulturelle Perspektiven bewirkt worden, deren Impulse in nahezu allen Bänden der Beihefte zur Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ prominent zur Geltung kommen, die seit 2014 vorgelegt worden sind. Mit der fachlichen Erweiterung ging auch eine Erweiterung des Horizonts einher; zwar steht nach wie vor Europa im Zentrum vieler Forschungsfragen, aber zunehmend tritt ein mediterraner, zuweilen sogar globaler Blickwinkel hinzu. Dies gilt sowohl für den historischen Vergleich als auch für beziehungs- und verflechtungsgeschichtliche Studien; die drei letzten mit dem Dissertationspreis des Verbandes ausgezeichneten Arbeiten sind diesen Ansätzen verpflichtet.¹⁸ Insofern bemüht sich der Mediävistenverband auch weiterhin darum, eine „Beteiligung an aktuellen Fragen unter Wahrung der fachlichen Wissenschaftlichkeit“¹⁹ zu fördern und sichtbar zu machen.

Die aktuelle Bestandsaufnahme zeigt, dass die mediävistischen Disziplinen nach wie vor stark an allen Universitäten der deutschsprachigen Länder vertreten sind, wenn auch in ungleicher Stärke und in unterschiedlichem Ausmaß. Viele Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche, Forschungsgruppen und Exzellenzcluster werden auch von mediävistischen Disziplinen getragen. Im Bereich des Transfers (*outreach*) kann konstatiert werden, dass das Fach Geschichte an manchen Standorten das am meisten nachgefragte Fach im Rahmen der sogenannten ‚Universität des dritten Lebensalters‘ darstellt; in diesem Rahmen stoßen namentlich auch Vorlesungen zur mittelalterlichen Geschichte auf starke Resonanz beim interessierten, bildungsbürgerlichen Publikum. Ein vergleichbar starkes Echo finden Mittelalterausstellungen seit den ausgehenden 1960er Jahren, wie auch aktuell wieder die Ausstellung zum mittelalterlichen Kaisertum in Mainz, die gleichzeitig eindrucksvoll vor Augen führt, dass ein klassisches

17 Zu letzterem Aspekt vgl. aber Hans-Werner Goetz, *Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung*. Darmstadt 1999, S. 7, zu Islam und Asien ebd., S. 13.

18 Manolis Ulbricht, *Coranus Graecus. Die älteste Koranübersetzung in der Ἀνατολή τοῦ Κορναίου des Niketas von Byzanz* (Diss. FU Berlin). Berlin 2015; Isabelle Dolezalek, *Arabic Script on Christian Kings: Textile Inscriptions on Royal Garments from Norman Sicily* (Das Mittelalter. Beihefte 5). Berlin 2017; Kristina Rzehak, *Macht und Literatur bei Timuriden und Habsburgern: politischer Übergang und kulturelle Blüte in den Selbstzeugnissen Baburs und Maximilians I.* (Religion und Politik 19). Baden-Baden 2019.

19 Hans-Werner Goetz, *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Eine Schlussbetrachtung*. In: Ders. u. Jörg Jarnut (Hgg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung* (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). Paderborn 2003, S. 475–482, hier S. 481.

mediävistisches Thema heute nur noch interdisziplinär bearbeitet und präsentiert werden kann. Dies gilt auch für die internationale Kooperation bei der Vorbereitung und Durchführung von Ausstellungsprojekten, nicht nur in bewährter Manier in engem Austausch mit italienischen Institutionen als Leihgebern.

2.2 František Graus – ein wissenschaftlicher Grenzgänger in der Anfangszeit des Mediävistenverbandes und die bleibende Aktualität seines Werkes

Ein wissenschaftsgeschichtlich aufschlussreiches Beispiel dafür, wie internationale Vernetzungen schon in den Anfangszeiten des Mediävistenverbandes gelingen konnten, bietet der tschechische Mittelalterhistoriker František GRAUS (1921 bis 1989). Er war von 1987 bis 1989 Mitglied des Beirates, und im Jahr seiner beginnenden Beiratsmitgliedschaft, zwei Jahre vor seinem Tod, legte er sein noch immer hochaktuelles, schon 1994 in dritter Auflage erschienenes Standardwerk ‚Pest – Geißler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit‘ vor, in dem er Ansätze der Struktur- und Sozialgeschichte mit solchen aus der Kultur- und Religionsgeschichte verknüpfte. Die deutsche Forschungslandschaft bereicherte František GRAUS durch Traditionen der Mentalitätsgeschichte französischer Prägung,²⁰ und zugleich bezog er Anregungen aus der marxistischen Historiographie seines Heimatlandes. Für ihn sollten nicht zufällige Ereignisse das Erkenntnisinteresse des Forschers leiten, sondern Muster, Strukturen und – in seinen Worten – Beziehungsbündel, die geeignet waren, zum Verständnis und zur Erklärung vergangenen Geschehens beizutragen. In der genannten Monographie behandelt er schwerpunktmäßig die Pestpandemie der Jahre 1348 bis 1350, deren Voraussetzungen und Folgen er in einen weiten historischen Kontext stellt, der von Verfolgungen gesellschaftlicher Randgruppen, wie Leprosen, schon in den 1320er Jahren bis hin zu sozialen Konflikten in deutschen Städten reicht. Im Zentrum jedoch steht die Verfolgung der jüdischen Gemeinden; die antijüdischen Pogrome wurden von GRAUS erstmals in ihrem historischen Ablauf präzise rekonstruiert, so dass deutlich wird, in welchem Ausmaß Verschwörungstheorien diese zumeist eben gerade nicht spontanen Gewaltausbrüche vorbereitet und begleitet hatten.

GRAUS selbst war für solche Fragen biographisch sensibilisiert: Aus einer jüdischen, deutsch-tschechischen Familie stammend, wurde er während des Zweiten Weltkriegs nach Theresienstadt und Auschwitz deportiert; danach avancierte er zu einem der führenden Vertreter der tschechoslowakischen Geschichtswissenschaft, bevor er im Gefolge des Prager Frühlings 1969 emigrierte. Eine neue akademische Heimat fand er in der Bundesrepublik Deutschland und in der Schweiz; auch während der Zeit seiner Basler Professur (1972 bis 1989), als sein Werk über die spätmittelalterliche Pandemie entstand,

20 František Graus (Hg.), *Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme* (Vorträge und Forschungen 35). Sigmaringen 1987.

blieb er der deutschen Forschungslandschaft als Mitglied des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte und des Beirates des Mediävistenverbandes verbunden. Sein von zahlreichen Wenden geprägter persönlicher Lebensweg sensibilisierte ihn für die Problematik der historischen Wahrnehmung von Krisenzeiten, die von Umbrüchen, Verunsicherungen und – wie er selbst schreibt – von einer außerordentlichen Katastrophendichte geprägt waren.

Als in marxistischem Denken geschulter Historiker hatte GRAUS ein waches Auge für Fragen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; stark beeinflusst war er aber auch von der Mentalitätsgeschichte französischer Prägung, die sein Interesse für Vorurteile sowie für religiöse Praktiken und Vorstellungen anregte. Überdies war es ihm persönlich wichtig, die jüdische Geschichte nicht isoliert, sondern als Teil der allgemeinen Geschichte zu behandeln. Dementsprechend rückt er die Pest in einen weiten historischen Rahmen; er zeigt, dass es sich bei der Pandemie um ein soziales Geschehen handelte, an dem verschiedene gesellschaftliche Gruppen beteiligt waren, um ein Geschehen, das von interessierter Seite unter Rückgriff auf existierende Vorurteile befeuert werden konnte, das aber auch nachträglichen Umdeutungen unterlag, die sich in der Folge zum Teil als wirkmächtiger erweisen sollten als die Erinnerung an tatsächlich nachweisbare Ereignisse und Phänomene.

Die Tatsache, dass GRAUS schon in der Anfangszeit des Mediävistenverbandes zu dessen Mitgliedern zählte und dass er dort auch in Gremien Verantwortung übernahm, zeigt, dass der Verband gerade für ihn ein attraktives Umfeld bot, um Forschungen voranzutreiben, die neue methodische Ansätze mit einer interdisziplinären Erweiterung traditioneller Gegenstandsfelder etablierter Disziplinen verbanden. Zugleich belegt das Beispiel seines Standardwerks, welches Potential die Erforschung mittelalterlicher Phänomene und Probleme auch für das Verständnis der Genese von Konfliktlinien bieten kann, die bis in die Gegenwart reichen, in der die COVID-19-Pandemie alle Bereiche der Gesellschaft nachhaltig prägt. Auffällig ist allerdings, dass in den beiden oben genannten Werken, mit denen um die Jahrtausendwende eine Bestandsaufnahme der Mediävistik unternommen wurde, die Forschungen von GRAUS zur Verfassungs- und Mentalitätsgeschichte zwar ausgiebig zitiert und gewürdigt werden (und zwar in deutsch-, englisch- und französischsprachigen Beiträgen), dass aber nirgends auf sein hier vorgestelltes letztes Werk Bezug genommen wird, das der sozial- und kulturgeschichtlichen Erforschung des ‚Schwarzen Todes‘ gewidmet ist.²¹ Dies dürfte unter anderem damit zusammenhängen, dass – entgegen der Intention von GRAUS – die jüdische Geschichte um die Jahrtausendwende noch immer nicht als selbstverständlicher Bestandteil des Gegenstandsfelds der (traditionellen) Mediävistik wahrgenommen wurde. Dies hat sich seither merklich geändert, wie die vorliegende Bestandsaufnahme zeigt.

21 Vgl. – anhand der detaillierten Register – Goetz u. Jarnut 2003 (wie Anm. 15); sowie Goetz 1999 (wie Anm. 16).

Einige der von GRAUS in seinem soeben gewürdigten Standardwerk analysierten Gegenstände wurden später von Verbandsmitgliedern fortgeführt, etwa von Johannes HEIL, Beiratsmitglied für Jüdische Studien von 2007 bis 2017 und Vizepräsident von 2009 bis 2013, der in seiner Habilitationsschrift „Gottesfeinde – ‚Menschenfeinde‘. Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert)“²² die Genese und Instrumentalisierung antijüdischer Verschwörungserzählungen bis in die Neuzeit nachzeichnet. Sein Werk zeigt, dass für die Gegenwart zentrale Konflikte nicht verstanden werden können, wenn man nicht ihre vormodernen, genauer gesagt mittelalterlichen Voraussetzungen bedenkt und genauer in den Blick nimmt. Auch Karl-Heinz LEVEN, aktuelles Beiratsmitglied für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte, hat in seinem Standardwerk ‚Die Geschichte der Infektionskrankheiten. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert‘²³ unter anderen Themen auch den Umgang mittelalterlicher Gesellschaften mit Seuchen und Epidemien in einer wahrhaft transdisziplinären, sowohl medizinischen als auch historischen Perspektive erschlossen und damit auch zur Deutung des aktuellen Pandemiegeschehens beigetragen, wie aus seinem Beitrag in diesem Themenheft hervorgeht.

2.3 Aufgaben des Mediävistenverbandes und deren institutionelle Umsetzung in Bezug auf Interdisziplinarität, Diversität und Gender

Unser Verband verfolgt die Entwicklungen in den Mittelalterstudien weltweit und pflegt Kontakte zu anderen nationalen und internationalen Verbänden. Die Aktivitäten richten sich auf Koordinationsaufgaben, das Gespräch über den Forschungsstand und den wissenschaftlichen Austausch. Ziel ist es, die Perspektiven für die Mediävistik insgesamt zu erweitern und auszubauen. Mittel dafür sind unter anderem die Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ (seit 1996), die Reihe ‚Das Mittelalter. Beihefte‘ (seit 2014) und die Symposien (seit 1985). Schon zwei Jahre nach Verbandsgründung wurde die Tradition etabliert, in zweijährigem Turnus an wechselnden Orten ein thematisch konzipiertes Symposium auszurichten, das den Rahmen für die satzungsmäßige Mitgliederversammlung abgibt. Die Ergebnisse der interdisziplinär veranstalteten Symposien wurden in Sammelbänden publiziert, die zunächst noch nicht unter einem gemeinsamen Reihentitel sichtbar gemacht wurden; dies erfolgte erst ab 2014 mit der Veröffentlichung des Jenaer Tagungsbandes zum Thema ‚Gottes Werk und Adams Beitrag. Formen der Interaktion zwischen Mensch und Gott im Mittelalter‘. Noch vor Gründung der Reihe wurde die Zeitschrift ‚Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung‘ ins Leben gerufen,

22 Johannes Heil, „Gottesfeinde“ – „Menschenfeinde“. Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert) (Antisemitismus. Geschichte und Strukturen 3). Essen 2006.

23 Karl-Heinz Leven, Die Geschichte der Infektionskrankheiten. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Landsberg am Lech 1997.

die sich von Anfang an als Forum interdisziplinärer Forschung profilierte, in dem unter einem vorgegebenen Thema aus unterschiedlichen Fächern thematisch einschlägige Beiträge zusammengeführt wurden. Das besondere Format der Themenhefte garantiert bis heute, dass auch die sogenannten kleinen Fächer angemessen berücksichtigt und nicht etwa von größeren Disziplinen an den Rand gedrängt werden, was vermutlich der Fall wäre, wenn Beirat und Bandherausgeber*innen nicht ausdrücklich für disziplinäre Vielfalt bei der Auswahl der Texte sorgen würden.

Die Themen der Symposien waren von Anfang an darauf ausgerichtet, den interdisziplinären Charakter des Verbandes deutlich zu machen und allen beteiligten Disziplinen die Möglichkeit zu eröffnen, aus ihrer jeweiligen fachlichen Perspektive das Potential inter- und transdisziplinärer Forschung deutlich zu machen. Die Themen reichten von Fragen der Epochengrenzen und der Rezeptionsgeschichte (Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter, 1987; Mittelalter und Moderne, 1995; Karl der Große und das Erbe der Kulturen, 1999) bis zu transkulturellen Begegnungen und Grenzüberschreitungen (Die Begegnung des Westens mit dem Osten, 1991;²⁴ Grenze und Grenzüberschreitung im Mittelalter, 2005; Abrahams Erbe – Konkurrenz, Konflikt, Koexistenz im Mittelalter, 2013); zuweilen standen eher sozialgeschichtliche Zugänge im Mittelpunkt (Feste und Feiern im Mittelalter, 1989; Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, 2007), noch häufiger aber kulturwissenschaftliche (Artes im Mittelalter, 1997; Virtuelle Räume – Raumwahrnehmung und Raumvorstellung im Mittelalter, 2003; ‚Farbiges Mittelalter‘?! Farbe als Materie, Zeichen und Projektion in der Welt des Mittelalters, 2009; Gebrauch und Symbolik des Wassers in der mittelalterlichen Kultur, 2015; Geheimnis und Verborgenes im Mittelalter, 2017).

Ähnlich vielfältig waren und sind die Zeitschriftenhefte angelegt, deren Inhalt hier auch nicht ansatzweise resümiert werden kann; hingewiesen sei nur auf einige bewusst methodisch ausgerichtete Hefte, die die Interdisziplinarität auch theoretisch und anhand aktueller Verbünde veranschaulichten (1999/1: Interdisziplinarität, herausgegeben von Wilhelm G. BUSSE und Hans-Werner GOETZ; 2000/1: Mediävistik als Kulturwissenschaft, herausgegeben von Hans-Werner GOETZ; 2006/2: Wappen als Zeichen, herausgegeben von Wolfgang ACHNITZ; 2009/2: Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften. Methoden und Ergebnisse, herausgegeben von Bettina WAGNER; 2012/1: Lehre und Schule im Mittelalter – Mittelalter in Schule und Lehre, herausgegeben von Ursula KUNDERT; 2019/1: Digitale Mediävistik, herausgegeben von Roman BLEIER, Franz FISCHER, Torsten HILTMANN, Gabriel VIEHHAUSER und Georg VOGELER). Schon früh wurde die Geschlechtergeschichte aus interdisziplinärer Sicht auch in der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ behandelt (1996/2: Frauen-Beziehungsgeflechte im Mittelalter,

²⁴ Ein zu Beginn der 1990er Jahre durchaus doppeldeutiger Titel mit sicher intendiertem Aktualitätsbezug.

herausgegeben von Hedwig RÖCKELEN und Hans-Werner GOETZ; 2016/1: Kreuzzug und Gender, herausgegeben von Ingrid BAUMGÄRTNER und Melanie PANSE).

Die Reihe der Beihefte integriert die Tagungsakten der Symposien; daneben treten Sammelbände und Monographien, die – jeweils aus interdisziplinärer Perspektive – Themen aus der Literaturwissenschaft behandeln (Narratologie und mittelalterliches Erzählen. Autor, Erzähler, Perspektive, Zeit und Raum, herausgegeben von Eva VON CONTZEN und Florian KRAGL; *Prodesse et delectare. Case Studies on Didactic Literature in the European Middle Ages*, herausgegeben von Norbert KÖSSINGER und Claudia WITTIG), aus der transkulturellen Geschichte (Transkulturelle Verflechtungsprozesse in der Vormoderne, herausgegeben von Wolfram DREWS und Christian SCHOLL; *Maps and Travel in the Middle Ages and the Early Modern Period. Knowledge, Imagination, and Visual Culture*, herausgegeben von Ingrid BAUMGÄRTNER, Nirit Ben-Aryeh DEBBY und Katrin KOGMAN-APPEL) oder auch der Umweltgeschichte (*The Crisis of the 14th Century: ‚Teleconnections‘ between Environmental and Societal Change?*, herausgegeben von Martin BAUCH und Gerrit Jasper SCHENK).

Blickt man auf die Genderverhältnisse im Mediävistenverband, zeichnet sich ein erfreulicher Wandel ab, wie das vorliegende Themenheft im Vergleich zu dem Band ‚Mediävistik im 21. Jahrhundert‘ eindrucksvoll dokumentiert: Im Band von 2003 sind nur drei Kolleginnen vertreten, die sich mit den Themen Geschlechtergeschichte, Geschichte der Gefühle und Geschichte des monastischen Lebens beschäftigten. Am vorliegenden Heft sind Autorinnen dagegen in wesentlich stärkerem Ausmaß beteiligt, die sich zudem als Sprecherin ihrer jeweiligen Disziplin äußern.

Die bisherigen Präsidenten waren alle männlichen Geschlechts, doch war zumindest hinsichtlich eines ganzheitlichen Diversity-Managements für eine gewisse Vielfalt gesorgt. Auf den Gründungspräsidenten Karl-Heinz GÖLLER (Anglistik; 1983–1989, danach Ehrenpräsident) folgten der Musikwissenschaftler Helmut HUCKE (1989–1991), der Kunsthistoriker Hans HOLLÄNDER (1991–1995), der Anglist Wilhelm BUSSE (1995–2001), der Historiker Hans-Werner GOETZ (2001–2007, davor Vizepräsident 1997–2001), die Theologen Gerhard KRIEGER (2007–2011) und Volker LEPPIN (2011–2017) sowie aktuell der Historiker Wolfram DREWS (seit 2017, davor Vizepräsident 2013–2017). Die Präsidenten kamen aus sogenannten kleinen und aus großen Fächern, wobei auffällt, dass drei Fächer jeweils doppelt vertreten waren (Anglistik, Theologie und Geschichte). Bislang wurden Leitungspositionen von Frauen nur in der Schriftführung und der Schatzmeisterei übernommen,²⁵ doch ist der Beirat mittlerweile annähernd paritätisch besetzt; bei den Wahlen 2021 kandidierten für die insgesamt 25 Positionen in Präsidium

25 Die Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ wurde herausgegeben von Frank Fürbeth, Ortrun Riha, Gerlinde Huber-Rebenich, Ludger Lieb und Regina Toepfer; die Schatzmeisterei geführt von Frankwalt Möhren, Wilhelm Busse, Udo Kindermann, Ursula Schaefer, Ingrid Baumgärtner und Albrecht Fuess.

und Beirat 12 Frauen und 13 Männer. In Zukunft soll auch an der Spitze des Verbandes stärker für weibliche Präsenz gesorgt werden.

In der Zusammensetzung des Beirats zeigt sich das Bemühen, der angestrebten Interdisziplinarität Rechnung zu tragen; während in der Anfangszeit manche Fächer sogar drei Positionen besetzten, so sind es aktuell für jedes Fach maximal zwei Positionen, was dem erhöhten Arbeitsaufwand für Peer-Review-Verfahren in größeren Fächern geschuldet ist. Demgegenüber ist das Spektrum der vertretenen Fächer stetig erweitert worden, etwa durch Islamwissenschaft (2003), Jüdische Studien (2007) und Digital Humanities (erstmalig 2021 separat, vorher seit 2013 mit Germanistik verbunden). Seit 2001 (bzw. schon seit 1997 für den ‚Mittelbau‘) gibt es auch eine Vertretung für den sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs, und aktuell sind zusätzlich auch eine Juniorprofessorin und ein Juniorprofessor als Fachvertreter im Beirat aktiv. Darüber hinaus wird seit 2013 auf den Symposien auch der Dissertationspreis verliehen; gewürdigt wurden bisher Arbeiten aus den Fächern Kunstgeschichte, Islamwissenschaft, Byzantinistik und Germanistik, die sich durch einen besonders interdisziplinären Ansatz auszeichnen und hierdurch das Potential bieten, in der Forschung auch über die jeweiligen Fachgrenzen hinaus Impulse zu setzen.

Zu den noch ungelösten Fragen gehört die des Namens des Verbandes: Inwieweit ist es noch zeitgemäß, von einem Mediävistenverband zu sprechen, wenn eine Vielzahl der Mitglieder weiblich ist? Weder die Verweise auf die Gründungsgeschichte und die eingeführte, bestens bekannte Namensform noch das linguistische, in der Sprachwissenschaft selbst umstrittene Argument des generischen Maskulinums vermögen zu überzeugen, sofern sich nicht sämtliche Mitglieder von der männlichen Form repräsentiert fühlen. Wiederholt wurde im Präsidium, im wissenschaftlichen Beirat, auf den Symposien und Mitgliederversammlungen und in den Social Media via Twitter über eine Umbenennung diskutiert, ohne dass sich ein klarer Konsens abzeichnete und ein neuer Vorschlag breite Zustimmung fand. Daher ist bislang auch keine Änderung erfolgt, doch wird das Thema den Verband vermutlich so lange beschäftigen, bis eine gendersensible oder genderneutrale Version gefunden und fest etabliert ist. Präsidium und Beirat wollen diesen Diskussionsprozess aktiv steuern und insgesamt – nicht nur mit Blick auf die verschiedenen Fächer, sondern auch Herkunft und Geschlecht – Diversität fördern.

3 Anlage des Themenhefts: Transdisziplinäre Perspektiven

Der Thementeil des vorliegenden Hefts gliedert sich in zwei Bereiche, in denen die Mitglieder des Beirats und des Präsidiums des Mediävistenverbandes zunächst in interdisziplinären Strategiepapieren Visionen und Leitbilder für eine zukunftsorientierte Mediävistik entwickeln und anschließend in Beiträgen vom aktuellen Stand, von historischen und neueren Entwicklungen, leitenden Forschungsfragen, Aufgaben und Herausforderungen, wichtigen Kooperationspartnern und den größten Konkurrenten

für die Mediävistik in den einzelnen Disziplinen berichten. Die 18 Fachbeiträge spiegeln das breite Spektrum mediävistischer Disziplinen – von der Anglistik, Archäologie, Byzantinistik, Germanistik, Geschichtswissenschaft und den Grundwissenschaften über die Islamwissenschaft, Judaistik, Kunstgeschichte, Medizingeschichte, Mittelalterliche Philologie und Musikwissenschaft bis hin zur Philosophie, Rechtsgeschichte, Romanistik, Skandinavistik und Theologie, die in der deutschen Hochschullandschaft stets konfessionell definiert ist; hinzukommt ein weiterer Beitrag, der die wichtige und in vielen Fachperspektiven thematisierte Beziehung zwischen Mediävistik und Schule gezielt ausleuchtet.

Mehrere Fachbeiträge und sämtliche Strategiepapiere sind das Ergebnis eines intensiven Reflexions- und Redaktionsprozesses, der hinsichtlich des mehrschichtigen Verfahrens, des kollaborativen Schreibens und der kollektiven Autorschaft interessante Parallelen zu den mittelalterlichen Textkulturen aufweist: Die sechs interdisziplinären Papiere zu zukunftsrelevanten Themen wurden in Arbeitsgruppen erstellt, in der Regel von mehreren Personen verfasst, von anderen kommentiert, wiederholt überarbeitet und von allen Beiratsmitgliedern diskutiert, damit sie der Auffassung des gesamten Beirats des Mediävistenverbandes entsprechen und verschiedene disziplinäre Perspektiven integrieren. Daher kann das vorliegende Themenheft tatsächlich den programmatischen Anspruch erheben, Positionen und Visionen der Mediävistik 2021 aufzuzeigen.

3.1 Strukturelle Unterschiede: große Fächer, kleine Fächer

Bei einer parallelen Lektüre der 18 Fachbeiträge konturieren sich übergreifende Entwicklungslinien und zentrale Handlungsfelder heraus. Die Situation der Mediävistik in den einzelnen Fächern ist sehr unterschiedlich gelagert, was weniger mit der fachwissenschaftlichen Ausrichtung oder den dominierenden Arbeitsweisen als mit der strukturellen und institutionellen Verankerung in den jeweiligen Disziplinen zusammenhängt. In den meisten mediävistischen Fächern gibt es sowohl Kolleg*innen, die materialorientiert vorgehen und historisch-philologische Grundlagenforschung betreiben, als auch andere, die kulturwissenschaftlich arbeiten und primär an Theoriebildung interessiert sind. Freilich weisen manche Fächer deutliche Schwerpunkte auf, so sind in der Judaistik Philologie und Philosophie dominant, wohingegen Bibelexegese, Geschichte und Kulturgeschichte unterrepräsentiert sind. Dabei können im Vergleich zur internationalen Forschung auffällige Unterschiede in der inhaltlich-methodischen Ausrichtung bestehen. Beispielsweise herrschten in der Archäologie des Mittelalters im deutschsprachigen Raum bis Ende des 20. Jahrhunderts traditionelle geschichtswissenschaftliche Ansätze vor, wohingegen in der anglophonen Forschung viel stärker theoretische, kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze rezipiert wurden.

Mediävistische Kenntnisse und Kompetenzen gehören längst nicht mehr in allen Fächern zum grundlegenden Bestandteil eines fachwissenschaftlichen Studiums.

Während die Beschäftigung mit dem Mittelalter in der Geschichtswissenschaft und in der Germanistik meist noch obligatorisch und auch ins Lehramtsstudium integriert ist, wurde diese in anderen Fächern zu einem fakultativen Zusatzangebot herabgestuft, was einen negativen Entwicklungsprozess in Gang setzte und sich auch auf die Ressourcenverteilung wie die Denomination von Professuren auswirkte. In Fächern wie der Anglistik, der Medizin- und Rechtsgeschichte oder der Romanistik werden kaum noch oder keine Stellen mehr mit einem expliziten mediävistischen Profil vergeben, so dass die historische Schwerpunktsetzung von den individuellen Interessen einzelner abhängig ist. Die Mittelalterforschung bleibt so, wie in dem Beitrag zur Judaistik nachzulesen, schlicht dem Zufall überlassen. Ambitionierte junge Wissenschaftler*innen wiederum dürfen in diesen Fächern keine zu ausgeprägte mediävistische Expertise erwerben. Streben sie eine universitäre Karriere an, müssen sie mindestens noch eine weitere Epoche abdecken, um als berufungsfähig zu gelten. Vielfach entscheiden sich herausragende junge Wissenschaftler*innen gleich für ein aussichtsreicheres Teilfach, etwa indem sie Klassische statt Mittellateinische Philologie wählen. Erklärtes Ziel des Mediävistenverbandes ist es, wissenschaftliche Nachwuchsförderung zu betreiben. Was die unsicheren Zukunftsperspektiven für junge Wissenschaftler*innen bedeuten und wie sich die prekären Arbeitsbedingungen verbessern ließen, wird daher in einem eigenen Strategiepapier diskutiert.²⁶

Die Bedeutung der Mediävistik in den einzelnen Disziplinen entspricht oft, aber keineswegs immer der gängigen Differenzierung zwischen kleinen und größeren Fächern, zu denen im Mediävistenverband Germanistik und Geschichtswissenschaft gehören. So blieb die Kunstgeschichte des Mittelalters von Kürzungen weitgehend verschont, da sie eine tragende Säule des fachlichen Selbstverständnisses bildet. Auch in der Skandinavistik ist das Mittelalter gut in die Studiengänge integriert, was mit seiner zentralen Bedeutung für das kulturelle Selbstverständnis der nordeuropäischen Nationalstaaten zu erklären ist, wohingegen die Sprache und Literatur vor 1500 in anderen fremdsprachigen Philologien kaum noch eine Rolle spielt. Doch steht die Mediävistik disziplinenübergreifend – auch in den großen Fächern – unter einem permanenten Rechtfertigungsdruck. So warnen die Historiker*innen des Beirats in ihrem Positionspapier davor, dass die Mittelalterforschung in einer allgemeinen Geschichte der Vor- und Moderne aufgehen könnte, ähnlich wie dies in anderen Fächern – etwa der Philosophie und der evangelischen Theologie – bereits an manchen Standorten geschehen ist. Die härtesten Verteilungskämpfe sind meist innerdisziplinär auszutragen; so müssen sich etwa anglistische, germanistische, mittellateinische, romanistische, skandinavistische Mediävist*innen gegenüber Vertreter*innen der neueren Sprach- und Literaturwissenschaften und der Fachdidaktiken behaupten und ihre Relevanz in Forschung und Lehre immer wieder unter Beweis stellen.

²⁶ Vgl. Eva von Contzen, Albrecht Fuess u. Jonathan Reinert, Mediävist*innen von morgen fördern. Herausforderungen und Chancen (in diesem Heft).

Anderen Fächern erwächst ausgerechnet aus den mediävistischen Nachbardisziplinen große Konkurrenz; so wird in der Mittellateinischen Philologie wie in den Grundwissenschaften die Solidarität der Geschichtswissenschaft vermisst, die Musikwissenschaft befürchtet, dass Germanistik und Geschichte ihr ureigenes Forschungsgebiet untereinander aufteilen könnten, oder musste die Byzantinistik in den letzten Jahren zugunsten der Islamwissenschaft zurückstecken, die sich wiederum in einem universitären Wettbewerb mit den modernen Sozial- und Politikwissenschaften befindet. Anregende und zuverlässige Kooperationspartner finden Mediävist*innen oft jenseits der eigenen Universitäten und außerhalb der Landesgrenzen. Gerade für die kleineren Fächer, die fremdsprachlichen Philologien, aber auch die materialwissenschaftlich ausgerichtete Archäologie sind internationale Kontakte unverzichtbar: Ohne den Austausch mit Kolleg*innen in Europa, Israel, Nordafrika, den USA und anderen Ländern wäre keine exzellente judaistische, islamwissenschaftliche oder skandinavistische Mittelalterforschung möglich.

3.2 Wissenschaftspolitische Tendenzen: zwischen Aktualisierung und Enthistorisierung

In den 18 Einzelbeiträgen ist disziplinübergreifend ein Trend zu beobachten, der sich als Indikator für einen allgemeinen Bewusstseinswandel deuten lässt: Die Vergangenheit rückt immer weiter in den Hintergrund, und der Fokus der Aufmerksamkeit verschiebt sich immer stärker in Richtung Gegenwart. In den mediävistischen Disziplinen sind die Auswirkungen dieser gesellschaftspolitischen Entwicklung zwar unterschiedlich stark, doch letztlich überall zu spüren. In den Literaturwissenschaften zeigt sich dies etwa, wenn in der Anglistik das Lehrangebot bei Shakespeare beginnt, in der Romanistik die zahlreichen altfranzösischen Romane nicht mehr gelesen und in der Germanistik althochdeutsche Texte allenfalls in Überblickveranstaltungen behandelt werden können. Studierende der Kunstgeschichte interessieren sich vor allem für die Kunst der Moderne, die historischen Schwerpunkte der Medizingeschichte liegen mittlerweile auf der Zeit des Nationalsozialismus und nach 1945, und auch in der Rechtsgeschichte dominieren in Forschung und Lehre das 19. und 20. Jahrhundert, sei es, weil neuere Entwicklungen Lernenden zugänglicher oder für das heute geltende Recht wichtiger erscheinen. Vollständig zu verallgemeinern ist die Beobachtung einer zunehmenden Enthistorisierung jedoch nicht, denn in mehreren traditionsreichen Disziplinen – insbesondere der Philosophie, der Theologie und der Lateinischen Philologie – verliert zwar die Mittelalterforschung an Bedeutung, wohingegen aber die Antike eine unverändert hohe Wertschätzung genießt und zweifellos zum universitären wie zum schulischen Bildungskanon gehört. Erklären lässt sich dieser Befund möglicherweise mit den langen Nachwirkungen eines verzerrten, abwertenden und monolithischen Geschichtsbildes von einem vermeintlich unaufgeklärten, finsternen und kirchlich gesteuerten Zeitalter,

wie es für das dreigliedrige Epochenmodell der Humanisten von Beginn an kennzeichnend war und wie es in der Populärkultur, aber auch im Schulunterricht noch immer viel zu oft begegnet.

Die Frage nach der gesellschaftspolitischen Relevanz ihrer Forschung und nach möglichen Aktualitätsbezügen ist für alle mediävistischen Fächer virulent, weshalb der Beirat dieses Thema in einem Strategiepapier vertiefend behandelt.²⁷ Die Einzelbeiträge berichten von einer Spannung zwischen historischen Analysen und normativen oder utilitaristischen Ansprüchen und zeigen, dass berechtigte wissenschaftspolitische Forderungen auch eine negative Kehrseite haben: Eine zu stark gegenwartsorientierte Mediävistik gerät in Gefahr, ihren Gegenstand zu verlieren und sich im schlimmsten Fall selbst abzuschaffen, wenn sie nicht konsequent an ihren eigenen Grundlagen festhält. Aus der Fachperspektive der Philosophie wird diese schwierige Gratwanderung anschaulich vor Augen geführt: Konzentrierte sich die Mediävistik zu einseitig auf den historisch-philologischen Bereich, werde sie als deskriptiv abgetan und im aktuellen fachwissenschaftlichen Diskurs nicht mehr ernst genommen; konfrontiere sie die mittelalterlichen Texte mit aktuellen Debatten, werde ihr vorgehalten, den historischen Kontext nicht zu berücksichtigen und anachronistische Deutungen vorzunehmen. In der Medizingeschichte lässt sich die gesamte Problematik an der fachgeschichtlichen Entwicklung besonders gut nachvollziehen: Mit der Professionalisierung der Disziplin setzte zugleich eine Interessensverschiebung zur Ethik ein, so dass die kritische Analyse historischer Entwicklungen langfristig durch Dienstleistungen in Ethikkommissionen ersetzt wurde. In eine solche subsidiäre Position darf sich die Mediävistik auf keinen Fall drängen lassen.

Ein breiter Konsens besteht bei den Beitragenden zu diesem Heft dahingehend, dass die Mediävistik 2021 für aktuelle Themen, Fragen, Theorien und Methoden offen sein, doch zugleich an der Vermittlung und Vertiefung ihrer Kernkompetenzen festhalten muss. Sprach-, Lektüre- und Analysekompetenzen müssen geschult werden, bilden sie doch die Voraussetzung dafür, mittelalterliche Quellen erschließen, verstehen und historisch einordnen zu können.²⁸ Eine primär kulturtheoretische oder sozialwissenschaftliche Ausrichtung würde dazu führen, dass in der Musikwissenschaft Notenschrift, Komposition und Instrumentenkunde vernachlässigt werden und in der Islamwissenschaft zwar politische Modelle zur Entstehung von Radikalismus entwickelt, aber die Kenntnisse von Sprachen, kulturell bedingten Denkstrukturen und regionalen Besonderheiten zu kurz kommen. In vielen kleinen Fächern, insbesondere jenen ohne eine institutionell abgesicherte Mediävistik, sind die Folgen der jüngsten hochschulpolitischen

²⁷ Vgl. Philippe Depreux, Franz Körndle, Matthias Müller, Bernd Roling u. Roland Scheel, Relevanz der Mediävistik. Das ‚Mittelalter‘ als Teil unserer Gegenwart (in diesem Heft).

²⁸ Zur Notwendigkeit, „die solide Textphilologie“ als Fundament und genuines Terrain einer zukunftsorientierten Mittelaltergermanistik anzusehen, siehe auch Brunner u. Janota 2012 (wie Anm. 14), S. 304.

Entwicklungen unübersehbar: Beispielsweise sind in der Byzantinistik systematischer Spracherwerb, Textlektüre und die Arbeit mit Originalen seit dem ‚Bolognaprozess‘ nicht mehr in derselben Qualität möglich oder fehlen Jura-Studierenden die sprachlichen und historischen Kompetenzen für die Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Quellen vollständig.

Die 18 Fachbeiträge zeigen nicht nur die interdisziplinäre Vielfalt der Mittelalterforschung, sondern zeugen auch von der engen Verknüpfung der verschiedenen mediävistischen Disziplinen miteinander und ihrem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis. Daher bleiben Stellenreduktionen in einem einzelnen Fach nie ohne Konsequenzen für andere. Am augenfälligsten ist dieser Zusammenhang in den Grundwissenschaften, die seit den 1980er Jahren als vermeintlich positivistische Hilfswissenschaften diskreditiert und weitgehend abgeschafft worden sind. Die dort vermittelten paläographischen und kodikologischen Kompetenzen konnten jedoch nur teilweise durch geschichtswissenschaftliche Lehrangebote kompensiert werden, so dass angehende Historiker*innen mittlerweile in einem weit stärkeren Maße auf Editionen und Übersetzungen angewiesen sind. Germanist*innen wiederum können mittelhochdeutsche Werke literarhistorisch nur bedingt bewerten, wenn es kaum noch Kolleg*innen gibt, die mittellateinische Quellen und altfranzösische Romane erforschen und so zentrale Referenztexte der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters erschließen können. Wie im juristischen Beitrag dokumentiert, ist die Expertise der kleinen Fächer so oft gefragt, dass längst nicht alle Kooperationsangebote realisiert werden können. Häufig bestehen nur geringe Freiräume für eine enge Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, insbesondere wenn mediävistische Forschung nicht zu den vorgegebenen Pflichten einer Professur gehört. Zentrale Aufgabe des Mediävistenverbandes ist daher nicht nur, zu einer stärkeren interdisziplinären Vernetzung beizutragen, sondern sich auch wissenschaftspolitisch für den Erhalt jeder einzelnen Disziplin einzusetzen und die Notwendigkeit einer mediävistischen Fächervielfalt nach innen wie nach außen zu vertreten. Wie sehr die Mediävistik von der Verbundforschung profitieren kann und diese von ihr, wird in einem eigenen Strategiepapier offengelegt.²⁹

Berücksichtigt man die in den Einzelbeiträgen skizzierten Forschungsfragen, die abgesteckten Handlungsfelder und die vorgestellten Verbundprojekte in ihrer Gesamtheit, erweist sich die Mediävistik 2021 als ausgesprochen reflektiert, innovativ und originell. Sie ist in gleicher Weise interdisziplinär wie international aufgestellt und sich ihres gesellschaftlichen Bildungsauftrags wie ihrer wissenschaftlichen Verantwortung völlig bewusst. Die großen fachlichen, didaktischen, kulturellen und kommunikativen Potentiale der Mediävistik gilt es an Instituten und Fakultäten, gegenüber Hochschulleitungen und Ministerien, Förderinstitutionen wie der Öffentlichkeit überzeugend darzulegen, um so einem weiteren Stellenabbau aktiv vorzubeugen und der sich ausbreitenden

²⁹ Vgl. Wolfram Drews, Michael Grünbart u. Klaus Oschema, Verbundforschung und die Zukunft der Mediävistik (in diesem Heft).

Geschichtsvergessenheit entschieden entgegenzuwirken. Auch die schulische Krise, in der sich das fachliche Mittelalter befindet, kann dann überwunden werden, wenn Lernende erkennen, dass die erwarteten und erworbenen Fähigkeiten bei der Orientierung in der eigenen Welt helfen. Eine zukunftsweisende Strategie des Mediävistenverbandes und seiner Mitglieder wäre daher zu zeigen, weshalb gerade die Beschäftigung mit dem Mittelalter zu einem besseren Verständnis gegenwärtiger Phänomene führt und eine kundige Partizipation an gesellschaftlichen Debatten ermöglicht.

3.3 Gute Gründe: zur Popularität des Mittelalters und zur Attraktivität der Mediävistik

In den Beiträgen der Beiratsmitglieder finden sich viele gute Gründe, was Mediävistik im Jahr 2021 besonders attraktiv macht: So trägt die Mittelalterforschung nach Auffassung der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte wie der Germanistik dazu bei, Figuren des Nationalen zu dekonstruieren und transkulturelle Perspektiven zu eröffnen. Das Mittelalter sei *par excellence* ‚europäisch‘, weil es transregionalen Austausch in einer Epoche vor der Etablierung nationalstaatlicher Grenzen ermögliche; ohne die zahlreichen Einflüsse anderer europäischer Literaturen ließen sich die Werke des deutschen Mittelalters nicht erklären, genauso wenig wie die Objekte künstlerischer Produktion. Dabei geht es keineswegs darum, alte nationalstaatliche Vorstellungen durch ein eurozentristisches Denken abzulösen, sondern die vielfältigen kulturellen Verflechtungen etwa im Mittelmeerraum einzubeziehen. So wird Philosophie keineswegs nur im lateinischen, christlichen Okzident betrieben, sondern es bestehen vielfältige Verbindungen zu den anderen monotheistischen Religionen und deren Überlieferung in hebräischen, griechischen, arabischen und syrischen Texten, so dass das heutige Verständnis einer globalisierten Welt bereits im Mittelalter vorgebildet erscheint. Vor simplifizierenden und nivellierenden Interpretationen ist bei Geschichtskonzepten nur zu warnen, wie die Reflexionen der kleineren mediävistischen Fächer zeigen. Gängige Epochengrenzen erweisen sich aus Sicht der Byzantinistik wie der Skandinavistik als hinfällig, was den Blick für die Pluralität, Diversität und Heterogenität historischer Phänomene schärfen kann. Mag der Begriff ‚Mittelalter‘ in einigen Disziplinen – allen voran der Islamwissenschaft und der evangelischen Theologie – auch umstritten sein, bietet er doch eine fachübergreifende Vergleichsbasis wie manche fachspezifischen Vorteile, die in dem Strategiepapier zum Mittelalterbegriff genauer dargelegt werden.³⁰

Die Mediävistik trägt dazu bei, historische Entwicklungen, Kontinuitäten und Differenzen zu erkennen; sie ermöglicht es, die Rezeption und Interpretation hebräischer, griechischer, lateinischer und arabischer Autoren von der Antike bis in die Neuzeit nachzuvollziehen und die Sprach- und Literaturgeschichte der europäischen Volkssprachen

³⁰ Vgl. Stephan Dusil, Katrin Kogman-Appel, Isabelle Mandrella, Kathrin Müller u. Ulrich Müller: „Typisch Mittelalter“? Begriffe, Gegenstände, Perspektiven (in diesem Heft).

von den Anfängen der Überlieferung bis in die Gegenwart zu verfolgen. Dabei bietet die Mittelalterforschung den entscheidenden Vorzug, dass sich sprachliche, literarische, narrative, kulturelle und soziale Phänomene, die in der heutigen Gesellschaft noch eine Rolle spielen können, aus einer deutlichen Distanz beobachten, historisch analysieren und in ihrer Genealogie wie Veränderlichkeit wahrnehmen lassen. In der Rechts- wie in der Kirchengeschichte lernen die Studierenden einen nicht-normativen Ansatz kennen, womit die Mediävistik wichtige didaktische Funktionen im Studium erfüllt.

In mancherlei Hinsicht ähnelt das Mittelalter der Postmoderne mehr als die Moderne, was die Mediävistik als ausgesprochen aktuell und zukunftsfähig erscheinen lässt. Im geschichtswissenschaftlichen Beitrag wird offengelegt, dass die heutigen Kommunikations- und Handlungsgewohnheiten medial dem Mittelalter näherstehen als dem 19. Jahrhundert, insofern Reden, Bilder und Texte in Farbe und gestisch untermalt präsentiert werden können. Die im digitalen Zeitalter neu entwickelten Literaturformen, unfesten Werkgrenzen, ein offenes Textkonzept, anonyme wie kollektive Autorschaftsmodelle und transmediales Storytelling ähneln dem Manuskriptzeitalter viel mehr als jenem des Buchdrucks. Auch in Bezug auf die neu auszutrierenden Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit im virtuellen Raum könnte ein Vergleich mit dem Mittelalter lohnend sein. Aufgrund dieser medialen Affinität ist es wohl nicht verwunderlich, dass sich unter den Pionieren der Digital Humanities im deutschen Sprachraum auffällig viele Mediävist*innen befinden und in vielen Fachbeiträgen entsprechende Bezüge hergestellt werden. Das Themenheft trägt der großen Bedeutung der Digital Humanities für den Verband und seine Mitglieder Rechnung, indem ein eigenes Strategiepapier zur Digitalen Mediävistik erstellt wurde.³¹ Die vielfältigen Möglichkeiten, die digitales Lernen für die Zusammenarbeit von Mediävist*innen, Didaktiker*innen und Schulpraktiker*innen bietet, gilt es in den nächsten Jahren auszuloten und verstärkt zu nutzen.

Im Kontrast zur Digitalität steht die Materialität, durch die es der Mediävistik gelingen kann, weit in die Populärkultur hinein zu wirken und Aufmerksamkeit für ihre Forschungsobjekte zu gewinnen. Wie kaum ein zweites Fach hat die Archäologie von der Faszination ‚alter Gegenstände‘ profitiert, denen eine besondere Aura und Authentizität attestiert wird. Aufgrund der physischen Präsenz ihrer Ausgrabungen ist es der Mittelalterarchäologie besser als anderen historischen Geistes- und Kulturwissenschaften gelungen, auch außerhalb der Wissenschaft wahrgenommen zu werden und in gesellschaftlichen Diskursen vertreten zu sein. Dass sich eine solche objekt- und materialitätsbezogene Herangehensweise auch in anderen mediävistischen Disziplinen erfolgreich anwenden lässt, belegen die großen Mittelalter-Ausstellungen mit fachwissenschaftlicher Beratung, auf die im Strategiepapier zur Wissenschaftskommunikation

31 Vgl. Brigitte Burrichter, Björn Gebert, Christoph Mackert u. Gabriel Viehhauser, Digitale Mediävistik (in diesem Heft).

und zum Wissenschaftstransfer hingewiesen wird.³² Aus gutem Grund gehören Museumsbesuche und Exkursionen zu den unverzichtbaren Lehrformaten der Kunstgeschichte, die von digitalen Angeboten nicht ersetzt werden können. Aber auch die den mittelalterlichen Quellen und Handschriften eingeschriebene Performativität lässt sich nutzen, um ein breiteres Publikum für das Mittelalter und seine Erforschung zu interessieren: Heldenepik, höfische Romane und mittelalterliche Lyrik entfalten im mündlichen Vortrag eine ganz andere Wirkung als bei der schriftlichen Lektüre, wie auch die mittelalterliche Musik vor allem durch ihren spezifischen Klang fasziniert. Mit seiner vermeintlichen oder wirklichen Alterität bietet das Mittelalter in der Populärkultur eine breite Projektionsfläche für heutige Ideale, Vorstellungen und Sehnsüchte, deren historische Charakteristika die Mediävistik am besten zu beurteilen und über deren kulturelle Hintergründe sie aufzuklären vermag. Parallel zur disziplinären Grundlagenforschung, zur Vermittlung von Kernkompetenzen in der Lehre und zur Beteiligung in interdisziplinären wie internationalen Verbänden sollte die Mediävistik die Chancen nutzen, ihre spezifischen Kenntnisse in die wissenschaftlichen wie öffentlichen Diskurse einzubringen. Wie aufschlussreich mediävistische Perspektiven auch für die angemessene Bewertung aktueller globaler Krisen sein können, zeigt die Medizingeschichte mit ihrer Erforschung der Pest während der Corona-Pandemie beispielhaft.

4 Ausblick: bleibende Aufgaben des Mediävistenverbandes

Die Vielfalt der mittelalterlichen Gesellschaften, Kulturen und Religionen kann nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit erforscht und sichtbar gemacht werden. Seit seiner Gründung 1983 hat der Mediävistenverband das Ziel verfolgt, die mediävistischen Disziplinen durch interne Vernetzung zu stärken und ihre Ergebnisse öffentlich sichtbar zu machen. Er versteht sich als Interessenvertretung in allen wissenschaftlichen und hochschulpolitischen Belangen der mediävistischen Fächer. Er will zum Erhalt der Mediävistik beitragen und alle Disziplinen in Forschung und Lehre stärken. Im Besonderen bietet der Verband einen institutionellen Rahmen für das interdisziplinäre Gespräch, für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, für Wissensaustausch und für die Koordination mediävistischer Aktivitäten in Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Verbänden. Er ist Ansprechpartner für Wissenschaftler*innen wie für Medien und eine am Mittelalter interessierte Öffentlichkeit. Im Vordergrund stehen Interdisziplinarität, Internationalität und Interkulturalität.

Der Mediävistenverband befindet sich am ehesten in der Position, die Relevanz der mediävistischen Fächervielfalt in ihrer Gesamtheit und wechselseitigen Bezogenheit vor Augen zu führen und zu kommunizieren. Das scheint vor allem deshalb wichtig, weil

³² Vgl. Ingrid Baumgärtner, Manfred Kern, Karl-Heinz Leven u. Regina Toepfer, Mittelalter erschließen. Wissenschaftstransfer und Wissenschaftskommunikation (in diesem Heft).

auch die Volluniversitäten sich zwar in programmatischen Äußerungen zur Fächervielfalt bekennen, aber in der Ausgabenpolitik zwangsläufig kurzfristige Trends aufgreifen müssen, so dass zahlreiche Stellen in durch die Bildungspolitik begünstigten Bereichen mit Anschubfinanzierungen versehen werden bzw. entsprechende Programme nutzen, aber so einen Kostendruck durch fällige Ablösungen erzeugen, der dann zu Lasten der Vielfalt geht. In diesem Aufmerksamkeits- und Rechtfertigungswettbewerb benötigen gerade die kleinen Fächer und zumal die ‚alten‘ unter ihnen generell Argumentationshilfen, bei denen der Mediävistenverband seinen Einfluss geltend machen sollte. Auch sollte man die Stellensituation und ihre Entwicklung im Auge behalten, um bei geplanten Streichungen bzw. Umwidmungen rechtzeitig intervenieren zu können.³³

Es wird Aufgabe des Verbandes sein, die Ergebnisse mediävistischer Forschung noch stärker in der Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen; viele Anregungen hierzu finden sich im Strategiepapier zur Wissenschaftskommunikation; darüber hinaus wird die Aktualität des Mittelalters und seiner Erforschung auch in mehreren anderen Beiträgen des Heftes argumentativ begründet. Das Anliegen aller Texte besteht darin, die Relevanz des Mittelalters und seiner Erforschung für gegenwärtige Gesellschaften zu erhellen und dabei Perspektiven für die Zukunft der einzelnen Fächer, insbesondere aber auch des sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchses, aufzuzeigen. Dabei geht es vor allem auch darum, Hinweise darauf zu geben, durch welche Maßnahmen und Strategien der Verband sein Wirken aktuellen Erfordernissen anpassen kann, um zukunftsfähig zu bleiben.

33 Nachtrag vom 13.06.2021: Wie sich die Situation eines angesehenen und bestens integrierten kleinen Faches in kürzester Zeit ändern kann, zeigt der dramatische Bestandsverlust der mediävistischen Skandinavistik innerhalb eines Jahres. Während der Drucklegung dieses Hefts wurde an insgesamt drei Standorten eine Schließung von skandinavistischen Instituten bzw. Streichung oder Umwidmung freiwerdender Professuren beschlossen. So wurde die Professur in Bonn germanistisch besetzt; in Tübingen wird bis zur geplanten Schließung der Abteilung Skandinavistik die freigewordene ordentliche Professur durch eine Juniorprofessur ohne Tenure Track ersetzt, in Göttingen wird die mediävistische Juniorprofessur bei Freiwerden gestrichen. Die Neubesetzung der aktuell vakanten Professur in Frankfurt am Main sowie wie die künftige Denomination der vakanten Professur in Münster, bisher mediävistisch, sind noch nicht geklärt. Insofern kann die Zukunft der skandinavistischen Mediävistik aktuell lediglich an den Standorten Kiel, Berlin und München als gesichert betrachtet werden.

Literaturverzeichnis

Monographien und Sammelbände

- Bauer, Thomas:** Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2018.
- Fried, Johannes:** Canossa: Entlarvung einer Legende. Eine Streitschrift. Berlin 2012.
- Fuhrmann, Horst:** Überall ist Mittelalter: Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit. 3. Aufl. München 2010.
- Göcke, Benedikt Paul (Hg.):** Die Wissenschaftlichkeit der Theologie, Bde. 1–3. Münster 2018–2019.
- Goetz, Hans-Werner:** Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. Darmstadt 1999.
- Goetz, Hans-Werner u. Jörg Jarnut (Hgg.):** Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). Paderborn 2003.
- Graus, František:** Pest – Geißler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen 1987.
- Graus, František (Hg.):** Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme (Vorträge und Forschungen 35). Sigmaringen 1987.
- Heil, Johannes:** „Gottesfeinde“ – „Menschenfeinde“. Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert) (Antisemitismus. Geschichte und Strukturen 3). Essen 2006.
- Hochschulrektorenkonferenz (Hg.):** Ergebnisse eines HRK-Projekts. Kleine Fächer an den deutschen Universitäten interdisziplinär und international. Bonn 2012.
- Jones, Chris, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.):** Making the Medieval Relevant: How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin 2020.
- Klein, Dorothea, Markus Frankl u. Franz Fuchs (Hgg.):** „Überall ist Mittelalter“: Zur Aktualität einer vergangenen Epoche. Würzburg 2015.
- Lamping, Dieter (Hg.):** Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer. Stuttgart 2015.
- Le Goff, Jacques:** Faut-il vraiment découper l'histoire en tranches? Paris 2014 (deutsche Übersetzung: Geschichte ohne Epochen?, Ein Essay. Darmstadt 2016).
- Leven, Karl-Heinz:** Die Geschichte der Infektionskrankheiten. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Landsberg am Lech 1997.
- Sergi, Giuseppe:** L'idea di medioevo. Fra senso comune e pratica storica. Rom 1999.
- Wissenschaftsrat (Hg.):** Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Köln 2006.

Aufsätze

- Brunner, Horst u. Johannes Janota:** Von der deutschen Philologie zur germanistischen Mediävistik. Zu Geschichte und Zukunft eines Universitäts-, Ausbildungs- und Bildungsfachs. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbands 59 (2012), S. 299–305.
- Fattori, Anna:** Germanistik in Italien. In: Dieter Lamping (Hg.), Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer. Stuttgart 2015, S. 414–439.
- Finsterbusch, Stephan:** Die Revolution in der Rechenmaschine. Boehringer Ingelheim

kooperiert mit Google im Quantencomputing. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 12.01.2021, Nr. 9, S. 19.

Goetz, Hans-Werner: Die Aktualität des Mittelalters und die ‚Modernität‘ der Mediävistik. In: Ders. u. Jörg Jarnut (Hgg.), Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). Paderborn 2003, S. 11–18.

Goetz, Hans-Werner: Mediävistik im 21. Jahrhundert. Eine Schlussbetrachtung. In: Ders. u. Jörg Jarnut (Hgg.), Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). Paderborn 2003, S. 475–482.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Die ewige Krise der Geisteswissenschaften – wo ist ein Ende in Sicht? Festvortrag im Rahmen der HRK-Jahresversammlung am 11. Mai 2015 in Kaiserslautern. In: Beiträge zur Hochschulpolitik 4 (2015), S. 3–28.

Jussen, Bernhard: Richtig denken im falschen Rahmen? In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 67 (2016), S. 558–576.

Knauer, Peter: Ist Theologie eine Wissenschaft? In: Theologie und Philosophie 93/1 (2018), S. 81–96.

Moos, Peter: von, Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte. In: Joachim Heinze (Hg.), Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt a. M., Leipzig 1999, S. 31–63.

Odendahl, Björn: Ist Theologie eine Wissenschaft? Über ein Forschungsprojekt und viele offene Fragen. <https://www.katholisch.de/artikel/9753-ist-theologie-eine-wissenschaft> (Zugriff: 24.01.2021).

Patzold, Steffen: Frieds Canossa. Anmerkungen zu einem Experiment. In: geschichte für heute 6 (2013), S. 5–39.

Small, Helen: The Situation of the Humanities in Britain. In: Dieter Lamping (Hg.), Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer. Stuttgart 2015, S. 400–413.

Weinfurter, Stefan: Canossa als Chiffre. Von den Möglichkeiten historischen Deutens. In: Wolfgang Hasberg u. Hermann-Josef Scheidgen (Hgg.), Canossa. Aspekte einer Wende. Regensburg 2012, S. 124–140.

STRATEGIEPAPIERE


Relevanz der Mediävistik

Das ‚Mittelalter‘ als Teil unserer Gegenwart

Kontakt

Prof. Dr. Philippe Depreux,
Universität Hamburg, Fakultät für
Geisteswissenschaften, Fachbereich
Geschichte, Überseering 35#5,
D-22297 Hamburg,
philippe.depreux@uni-hamburg.de

Prof. Dr. Franz Körndle,
Universität Augsburg,
Philosophisch-Sozialwissenschaftliche
Fakultät, Universitätsstraße 26,
D-86159 Augsburg,
franz.koerndle@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Matthias Müller,
Johannes Gutenberg-Universität
Mainz, Institut für Kunstgeschichte
und Musikwissenschaft, Jakob-Welder-
Weg 12, D-55128 Mainz,
mattmuel@uni-mainz.de
 <https://orcid.org/0000-0003-2736-0535>

Prof. Dr. Bernd Roling,
Freie Universität Berlin, Institut
für Griechische und Lateinische
Philologie, Habelschwerdter Allee 45,
D-14195 Berlin,
bernd.roling@fu-berlin.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6960-1264>

Prof. Dr. Roland Scheel,
Vertretung der Professur für
Skandinavistik, Georg-August-
Universität Göttingen,
Skandinavisches Seminar,
Käte-Hamburger-Weg 3,
D-37073 Göttingen,
rscheel@gwdg.de

Abstract The relevance of medieval studies and their future prospects are issues related not only to the humanities, but also to society at large and to its political and cultural sensibilities. The problem touches upon the relevance of the fields studied by medievalists, and of their research, for both present and future, especially for the general awareness of historical processes which are marked by complex dynamics and non-linear entanglements. One way to challenge received preconceptions and to sharpen the sensitivity in society and academia alike for the relevance of medieval studies, might be to question the appropriateness of the term ‘middle ages’ itself when designating an entire period of history. When reconsidering received wisdom concerning the definition of historical watersheds and chronological boundaries, we can become aware of the ongoing relevance of ‘medieval’ phenomena and of their transformations within ‘modern’ society. Such continuities can be illustrated by referring to various phenomena, including globalization, migration, mobility, multilingualism, national cultures and attitudes towards nature and the environment. In view of the fact that the fields studied by medievalists and the results produced by their research continue to be of critical importance for an understanding of (post)modernity, medieval disciplines are called upon to develop guidelines and strategies for activities underlining and fostering their outreach, not only towards an academic public, but also towards political and educational agents, thereby heightening the awareness of the crucial importance of medieval studies for the cultural and political development of society in years to come. On the other hand, medieval studies – oriented towards the present and future – always have to

bear in mind the historical conditions of their epistemologies, including their political implications and consequences. This is the only way to avoid an instrumentalization of medieval studies for political ends, e. g. by right-wing activists claiming support for their populist agendas by trying to reconstruct an imagined community of the ‘Christian west’.

Keywords Epochenbegriff, Globalisierung, Nation, Mobilität, Transformation

1 Ausbruch aus der Babylonischen Gefangenschaft? Das ‚Mittelalter‘ als Epochenbegriff

Die Frage nach der Relevanz der Mediävistik und ihren Zukunftsperspektiven ist eine zweifache, da sie nicht nur den Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften, sondern ebenso denjenigen unserer Gesellschaft in ihrer politischen und kulturellen Prägung betrifft. Die Frage zielt somit zugleich auf die Relevanz mediävistischer Gegenstandsbereiche und Erkenntnisse für unsere eigene Gegenwart und Zukunft sowie deren Bewusstsein über historische Prozesse in ihren komplexen, eben nicht linearen Dynamiken und Verflechtungen. Eine Voraussetzung für ein solches Bewusstsein, das nicht nur die Sensibilität für die Relevanz der Mediävistik in der Gesellschaft, sondern ebenso in der Wissenschaft schärft, könnte die Infragestellung des Mittelalters-Begriffs als Epochenbegriff sein. Dies geschieht in Ansätzen bereits in den Disziplinen selbst, wenn sie nach alternativen Umschreibungen des von ihnen behandelten Raums suchen.¹ Dennoch ist dies ein Unterfangen, das die Mediävistik zunächst möglicherweise als Generalangriff, noch dazu aus ihren eigenen Reihen, auffassen wird. Doch in seiner wertenden Semantik, die sich oft genug als eine abwertende erweist, blockiert der Mittelalterbegriff eine gegenwartsbezogene wie zukunftsgerichtete Perspektive auf die historischen und kulturellen Phänomene der Jahrhunderte zwischen ca. 500 und ca. 1500 (je nach Land ändern sich diese Termini: Chlodwig und Karl der Große sind von Skandinavien aus betrachtet Gestalten der Vor- und Frühgeschichte; ob Mehmed II., Kolumbus oder Luther ausschlaggebend für das ‚Ende‘ des Mittelalters sind, sei hier auch dahingestellt) so überaus deutlich, dass die Frage nach den Zukunftsperspektiven der Mediävistik an der Begrifflichkeit ansetzen sollte.²

1 Vgl. Bernhard Jussen, Richtig denken im falschen Rahmen? Warum das „Mittelalter“ nicht in den Lehrplan gehört. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 67/9–10 (2016), S. 558–576; Peter von Moos, Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte. In: Joachim Heinzle (Hg.), *Modernes Mittelalter: neue Bilder einer populären Epoche*. Frankfurt a. M. u. a. 1999, S. 33–63. Siehe auch die Bezeichnung ‚Eurasische Gesellschaften 400–1600‘: https://www.geschichte.uni-frankfurt.de/49361134/Aktuelles___Abteilung_Mittelalter (Zugriff: 12.02.2021).

2 Vgl. auch den Beitrag zum ‚Begriff Mittelalter‘ im vorliegenden Heft.

Eine Hinterfragung der Begrifflichkeit, die bereits vor etwa 20 Jahren auf der Tagesordnung von Mediävisten wie Giuseppe SERGI³ oder Jacques LE GOFF stand (wobei letzterer die übliche, akademische Epocheneinteilung in Frage stellte und die Meinung vertrat, das Mittelalter ziehe sich bis ins 19. Jahrhundert hindurch),⁴ kann sich auch auf Anregungen in den Islamwissenschaften beziehen, wie sie etwa in jüngster Zeit der Münsteraner Islamwissenschaftler Thomas BAUER in seinem Buch ‚Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient‘ (2018) vorgelegt hat.⁵ Darin schlägt er in seinem Schlusskapitel vor, auf den Begriff ‚Mittelalter‘ komplett zu verzichten, da er angesichts der bereits um 1000 sich ereignenden folgenreichen Zäsuren in der europäischen wie außereuropäischen Geschichte und der sich daraus ergebenden politisch-kulturellen Impulse und Strukturen, die in verschiedenen Transformationsprozessen die Jahrhunderte bis zur nächsten großen Zäsur um 1800 bestimmten, über keine geschichtswissenschaftliche Aussagekraft verfüge und in der allgemeinen Wahrnehmung sogar diskreditiert sei. An seine Stelle sei daher der Begriff der ‚Neuzeit‘ zu setzen, die sich wiederum in eine ‚frühe‘ Neuzeit für den Zeitraum zwischen ca. 1000 und ca. 1500 sowie eine ‚späte‘ Neuzeit für den Zeitraum zwischen ca. 1500 und ca. 1800 unterteilen ließe. Mit der Französischen Revolution und ihren weitreichenden Auswirkungen beginne, so BAUER, dann die ‚Moderne‘, die insgesamt eine eher kurzlebige Epoche gewesen sein dürfte, da sie in unserer Gegenwart eigentlich bereits wieder ihrem Ende entgegenginge und zunehmend durch ein neues, technisch-digitales Zeitalter, das ‚Zeitalter des Maschinenmenschen‘, abgelöst werden könnte. Für BAUER ergibt sich der besondere Reiz und die zukunftsweisende Perspektivität einer solchen neuen Epocheneinteilung unter Verzicht auf das ‚Mittelalter‘ vor allem auch durch die Chance, auf diese Weise die in den Geschichts- und Kulturwissenschaften bislang als weitgehend voneinander getrennt abgelaufenen nachantiken Transformationsprozesse des westlich-europäisch-christlichen und des östlich-iranisch-islamischen Raums als miteinander verknüpftes Geschehen in einem globalen, über Europa weit hinausreichenden Kultur- und Wirtschaftsraum wahrzunehmen und zu verstehen.

2 Denkanstöße aus dem ‚Mittelalter‘ für die postmoderne Gegenwart

Die von Thomas BAUER eröffnete Perspektive auf eine die christlich-europäische wie die islamisch-iranisch-mediterrane Welt gleichermaßen umfassende und betreffende

3 Giuseppe Sergi, *L'idea di medioevo. Fra senso comune e pratica storica*. Rom 1999.

4 Jacques Le Goff, *Faut-il vraiment découper l'histoire en tranches?* Paris 2014 (deutsche Übersetzung: *Geschichte ohne Epochen? Ein Essay*. Darmstadt 2016).

5 Thomas Bauer, *Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient*. München 2018. Die durch Thomas Bauer angestoßene und durchaus kontrovers geführte Debatte hat in den historischen Kulturwissenschaften ein breites Echo gefunden, das sich auch in verschiedenen Beiträgen des vorliegenden Heftes wiederfindet.

‚Neuzeit‘, die um 1000 die aus den unterschiedlichen Transformationsprozessen der Spätantike hervorgegangenen politisch-kulturellen Einheiten und Herrschaftsgebiete charakterisieren würde,⁶ ist als Denkanstoß auch für die Mediävistik von Bedeutung, selbst auf die Gefahr hin, sich begrifflich am Ende selbst abzuschaffen. Um zukunftsfähig zu sein bzw. zu werden, müsste die Mediävistik sogar noch über BAUERS lineares Epochenmodell hinausdenken und auch das Weiterleben des ‚Mittelalters‘ bzw. der ‚frühen Neuzeit‘ in den politischen und kulturellen Strukturen sowie Mentalitäten unserer Gegenwart aufzuzeigen versuchen. Denn was in BAUERS historiographischem Denkmodell einer Auflösung und Neuordnung der Epochengrenzen noch fehlt, ist die Relevanz der Kontinuität mittelalterlich-neuzeitlicher Phänomene und ihrer Transformation, aber auch Wiederbelebung unter den Bedingungen einer sich noch als ‚modern‘ und zunehmend ‚global‘ empfindenden und definierenden Gesellschaft, die sich aber längst inmitten eines weiteren, gewissermaßen ‚postmodernen‘ Transformationsprozesses befindet.

Für eine solche, sich erneut in einem offensichtlich tiefgreifenden, sowohl durch politisch-kulturelle und technologische als auch naturbezogene und klimaphysikalische Faktoren herbeigeführten Wandel befindliche Gesellschaft kann das Wissen um mittelalterlich-neuzeitliche Kontinuitäten, die auch noch unsere Gegenwart materiell, strukturell und kulturell prägen, die Grundlage von weitreichenden Reflexionsprozessen sein (schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts haben Mediävist*innen beispielsweise wirtschaftliche und technische Alternativmodelle für Entwicklungsländer konzipiert⁷). Diese könnten insofern orientierungs- und sinnstiftend sein, als sie das Umbruchgeschehen als Teil von seit Jahrhunderten sich vollziehenden Prozessen verständlich machen und mit den Erfahrungswerten von weit zurückliegenden Zeiträumen in Beziehung und Verbindung setzen würden. Für solche, die Jahrhunderte miteinander in Beziehung setzenden und auf Kontinuitäten wie Transformationen achtenden Reflexionsvorgänge bilden strikte Epocheneinteilungen grundsätzliche Hindernisse, im Falle des etablierten Mittelalter-Begriffs aber sogar eine unüberwindbare Trennmauer, die nicht nur auf die allgemeine, sondern auch die wissenschaftliche Bewusstseinsbildung hinsichtlich der Aktualität und Relevanz der Zeit zwischen um 1000 und um 1500 lähmend wirkt.

3 Zur Aktualität des ‚Mittelalters‘ anhand von acht Thesen

Die Aktualität und Relevanz der Zeit zwischen um 500 und um 1500 lässt sich anhand von zahlreichen Themenfeldern adressieren, von denen nachstehend eine Auswahl für die weitere Diskussion benannt werden soll. Der Begriff des ‚Mittelalters‘ wird dabei

6 Dazu siehe Johannes Preiser-Kapeller, *Jenseits von Rom und Karl dem Großen: Aspekte der globalen Verflechtung in der langen Spätantike, 300–800 n. Chr.* Wien 2018.

7 Régine Pernoud, Raymond Delatouche u. Jean Gimpel, *Le Moyen Âge pour quoi faire?* Paris 1986, hier S. 205–305.

bewusst in Anführungszeichen gesetzt, um so zumindest für die nachfolgenden Thesen und Überlegungen die notwendige Hinterfragung dieses Epochenbegriffs stets kritisch im Bewusstsein zu halten.

1. Geschichte, Artefakte, rituell-performative Praktiken und theologisch-philosophische Denkmodelle des ‚Mittelalters‘ bilden einen Thesaurus europäischer Kulturgeschichte mit ihren außereuropäischen Kontakten und Vernetzungen (politisch, sozial, religiös, ökonomisch, technisch, wissenschaftlich, künstlerisch).
2. Geschichte, Artefakte, rituell-performative Praktiken und theologisch-philosophische Denkmodelle des ‚Mittelalters‘ sind wesentliche Bestandteile der kulturellen, religiösen und politischen Identität von Orten, Regionen und Nationen in den staatlichen Grenzen des heutigen Europas und können
3. Impulsgeber für ein künftiges vereintes Europa diverser Kulturen und Nationen sein; durch ihre Einbindung in sowohl lokal-regionale als auch territorial-überregionale, nationale sowie universalistische Strukturen und Identitäten kann die mittelalterliche Geschichte Hinweise darauf geben, wie sich auch in einem künftigen vereinten Europa die teilweise konträren Identitäten und Interessen der sich überlagernden und durchdringenden Ebenen der Regionen, Nationen und supranationalen Verbände in ein ausgeglichenes Verhältnis bringen lassen.
4. Sie sind zugleich Manifestationen einer ausgeprägten Präsenz- und Ding-Kultur, die vornehmlich über die physische Anwesenheit von Personen und die sinnstiftende Evidenz symbolisch aufgeladener Objekte und Artefakte einschließlich der damit verbundenen performativen Praktiken kommunizierte und auf diese Weise – als Gegenbild – kritische Reflexionen über unsere zunehmend virtuell-digitale Gegenwart (besonders verstärkt unter den Bedingungen der Corona-Pandemie) und die Bedeutung einer präsenz- und objektbezogenen materiellen Kultur ermöglicht.
5. Die Vielfalt ‚mittelalterlicher‘ Bildsysteme, Bildpraktiken und Bildtheologien einschließlich der damit verbundenen Diskurse und Kritiken über die Bedeutung und den Primat des Bildes sowie der bildhaft verstandenen Repräsentationsarchitektur im religiösen, politischen und kulturellen Leben sind ein kulturgeschichtliches Fundament und eine kulturhistorische Voraussetzung für den kritisch-reflektierenden Umgang mit Bildern in unserer heutigen, exzessiv bildgeleiteten Gegenwart.



Abb. 1 | Louis Kahn, National Assembly Building, Sher-E-Bangla Nagar, Dhaka, Bangladesch, 1962–1983 (Bildarchiv des Instituts für Kunstgeschichte und Musikwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz).

6. ‚Mittelalterliche‘, künstlerisch geformte Bildwerke und die in ihnen zum Ausdruck kommenden ästhetischen Verfahren von einerseits Abstraktion und Linearität sowie andererseits Expressivität und Emotionalität waren wichtige Impulsgeber und Vorbilder für die anticlassizistischen und antirealistischen Abstraktionsverfahren in der Kunst der Moderne (so z. B. für Pablo Picasso, Paul Klee, Mark Rothko, Alberto Giacometti oder Arnulf Rainer) und inspirieren auch heute noch Künstlerinnen und Künstler (wie z. B. Gerhard Richter oder Anselm Kiefer). Gleiches gilt für die Architektur, da sowohl die Baukunst des Neuen Bauens bzw. des Bauhauses (z. B. Le Corbusier, Mies van der Rohe oder Walter Gropius) als auch der Nachkriegsmoderne (z. B. Louis Kahn, Paul Rudolph, Arne Jacobsen, Rudolf Schwarz oder Gottfried Böhm) wesentliche Anregungen durch romanische oder gotische Bauwerke erhalten haben (Abb. 1).

7. Die Diversität der ‚mittelalterlichen‘ Literaturen, die neben dem stetigen inhaltlichen und ästhetischen Rekurs auf die antike Überlieferung aus einer großen Vielfalt an literarischen Formen in den Vernakularsprachen resultiert, welche in diesen Jahrhunderten zu Schriftsprachen werden, ist Ausdruck einer hier beginnenden und bis in die Gegenwart fortwirkenden Wechselwirkung zwischen globalen und lokalen Diskursen. Dabei sind die literarischen Zeugnisse eingebettet

in jeweils regionale, diachrone Rezeptionslinien, über die sie Identitäten und auch ästhetische Verfahren bis heute prägen.

8. Musik des ‚Mittelalters‘ kann als ästhetische Erfahrung nur in Aufführungen schriftlich überlieferter Kompositionen vermittelt werden. Sei es als Teil des ungebrochen gepflegten monastischen Gebets im Gregorianischen Choral, in der aufbereiteten konzertanten Darbietung, als Präsentation von nachgebauten ‚mittelalterlichen‘ Instrumenten in Museen oder als anscheinend unverzichtbarer Teil von Mittelaltermärkten, geht von dieser Art musikalischen *reenactments* eine ungebrochene Faszination aus. Allerdings ist der Spielraum der Seriosität zwischen einer Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse und beliebiger Annäherung (etwa Gregorianik-Pop) sehr großzügig bemessen, da sich die Rekonstruktionen vielfach auf dem Boden der Spekulation bewegen.

4 Keine abgeschlossene Vergangenheit: Die Mediävistik ist systemrelevant für unsere Gegenwart

Anhand dieser und weiterer Themenfelder, die die Aktualität mediävistischer Gegenstandsbereiche und ihrer Erforschung verdeutlichen, müssen die mediävistischen Fächer Handlungsfelder und Wirkungsmöglichkeiten nicht nur im wissenschaftlichen, sondern vor allem auch im politischen und bildungspolitischen Sektor entwickeln und auf diese Weise die mediävistische Forschung und Vermittlung als systemrelevant für die politische und kulturelle Entwicklung unserer Gegenwart und Zukunft ins Bewusstsein rücken. Ohne eine solche Anknüpfung und Rückbindung mediävistischer Fragestellungen an die Fragen und Herausforderungen unserer Gegenwart und Zukunft (obwohl oder gerade erst recht, wenn damit zugleich auch Differenz- und Alteritätserfahrungen vermittelt werden) und eine zugleich verstärkt inter- bzw. transdisziplinäre Erforschung und Vermittlung des ‚Mittelalters‘ bei gleichzeitiger Diffusion des hermetischen Epochenbegriffs hin zur Antike und ‚(Frühen) Neuzeit‘ besitzt die Mediävistik keine systemrelevante Perspektive. Das ‚Mittelalter‘ ist keine abgeschlossene Vergangenheit, sondern wirkt auf vielfältige, teilweise subkutane Weise kulturell wie strukturell hinein in unsere Gegenwart.⁸

Diese Kontinuitätserfahrungen lassen sich anhand zahlreicher Phänomene aufzeigen, die von der Globalisierung, Migration und Mobilität über Multilingualität und Nationalkulturen bis hin zum Umgang mit der Umwelt und der Natur reichen. Im Folgenden

8 Siehe hierzu bspw. Horst Fuhrmann, *Überall ist Mittelalter: Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit*, München ³2010; Dorothea Klein in Verbindung mit Markus Frankl u. Franz Fuchs (Hgg.), *„Überall ist Mittelalter“*. Zur Aktualität einer vergangenen Epoche (Würzburger Ringvorlesungen 11). Würzburg 2015.

sollen drei dieser Phänomene – Multilingualität / Globalisierung, Mobilität / kulturelle Vielfalt und Nation / Globalisierung – exemplarisch herausgegriffen und zusammen mit dem Phänomen der Transformation und kreativen Rezeption ‚mittelalterlicher‘ Geschichte und Kultur in unserer Gegenwart schlaglichthaft beleuchtet werden.

4.1 Multilingualität und Globalisierung

In einer globalisierten Welt, die weiter zunehmend durch das Englische geprägt wird, das auch in den Geisteswissenschaften kleinere Nationalsprachen als wissenschaftliche Verkehrssprache zu verdrängen beginnt, bieten die Verhältnisse des poströmischen Jahrtausends ein hochinteressantes Gegenstück. Einerseits etablierten sich, ausgehend von der Dominanz und Allgegenwart des Griechischen und Lateinischen, die Vernakularsprachen als Schriftsprachen, indem die jeweiligen Alphabete, aber auch rhetorische und narrative Muster und Inhalte adaptiert und weiterentwickelt wurden. Die modernen Nationalliteraturen finden in den Anfängen während dieser Jahrhunderte ihre Wurzeln, auf die seit dem 17. Jahrhundert und besonders seit der Romantik immer wieder zurückgegriffen wird. Andererseits aber bleibt das Lateinische auch über die klassische Epochenschwelle zur ‚Neuzeit‘ hinweg in einer Weise prägend, die lokale Formen und Inhalte stets an globale Diskurse rückbindet.

Unter gänzlich anderen äußeren Bedingungen als heute erschließen Netzwerke der Kommunikation, der Bildungsmigration und des Wissenstransfers hinter den vormodernen Literaturen einer transkulturell arbeitenden Literatur- und Kulturwissenschaft Einsichten in die wechselseitige Bedingtheit und supraregionale Kohärenz von Entwicklungen in den verschiedenen Literaturen, ermöglichen Erkenntnisse zu Schnittmengen und Schnittstellen vielgestaltiger und multilingualer Prozesse. Sie können erhellend auf die Analyse kulturellen Wandels in der Gegenwart wirken, indem sie verdeutlichen, dass Prozesse der kulturellen Aneignung, der immer neuen Amalgamierung des Lokalen und Globalen, ein Phänomen darstellen, das eher als Konstante denn als Neuerung anzusprechen ist und ‚nationale‘ Literatur mit ihren tiefen Wurzeln in der lokalen Vergangenheit in einem anderen Licht erscheinen lässt.

4.2 Mobilität und kulturelle Vielfalt

Die Vorstellung eines stabilen, monolithischen Mittelalters, während dessen der menschliche Horizont zumeist auf die Dorfgrenzen beschränkt gewesen sei, täuscht: Bewegung, Reisen und Migration waren wesentliche Bestandteile der mittelalterlichen Gesellschaft. Davon zeugen auch die geistigen Vorfahren der Verfasser dieses Textes. Es gehörte zur beruflichen Ausbildung dazu, dass man von Ort zu Ort – auch über Ländergrenzen hinweg – wechselte, um zu studieren (an dieser Stelle sei nur – stellvertretend für

Tausende – an Hrabanus Maurus und Meister Eckhart erinnert) oder aber ein Handwerk zu erlernen bzw. dieses auszuüben (stellvertretend sei hier auf die Bauhütten sowie die Künstlerwerkstätten verwiesen). Die heterogene Herkunft der Studenten, die großflächigen (mit den heutigen Nationalstaaten nicht zu vergleichenden) *nationes* angehörten, strukturierte sogar zum Teil das universitäre Leben. Das Wandern war damals nicht nur ‚des Müllers Lust‘, sondern auch des Gelehrten Schicksal! Genauso wie Polyglossie dem heutigen, wissenschaftlichen, internationalen Austausch unentbehrlich ist, waren die Gebildeten im Mittelalter mindestens zweisprachig (Abb. 2).⁹

Und wie hätte beispielsweise Giotto um 1300 ohne Reisende ansonsten Lapislazuli für seine in himmlischen Blautönen leuchtenden Hintergründe in der Paduaner Arena-Kapelle besorgen können? Die gleiche Frage stellt sich etwa zwei Jahrhunderte früher für eine Frau (eine Nonne, die als Schreiberin tätig war?) aus der Paderborner Gegend, auf deren Zahn Spuren vom wertvollen Stein aus dem fernen Afghanistan entdeckt wurden.¹⁰ Diese großartige Entdeckung stellt im Übrigen nur ein Beispiel unter vielen dar, wie fruchtbar die Zusammenarbeit zwischen Natur- und Geisteswissenschaftler*innen in der Erforschung mittelalterlicher Phänomene sein kann.¹¹ Die interdisziplinäre Zusammenarbeit erlaubt es, auch alte Fragestellungen – wie z. B. die des Ausmaßes der Völkerwanderungen (im Französischen wirkt der Begriff viel bedrohender: *migrations barbares*), einem in Europa höchst sensiblen Thema¹² – unter einem neuen, kritischen Blickwinkel zu betrachten: Zwar ist es unbestreitbar, dass Modeerscheinungen ein wichtiger Bestandteil frühmittelalterlicher Identität gewesen sind¹³ (nicht jeder heutige Jeansträger ist ein ‚Amerikaner‘, genauso wenig gehörte im Mittelalter jede Trägerin einer für eine Ethnie stilistisch typischen Fibel jener Ethnie zwangsläufig an), doch

9 Dazu siehe bspw. Christine Putzo, Mehrsprachigkeit im europäischen Kontext. Zu einem vernachlässigten Forschungsfeld interdisziplinärer Mediävistik. In: Michael Baldzuhn u. Christine Putzo (Hgg.), Mehrsprachigkeit im Mittelalter. Kulturelle, literarische, sprachliche und didaktische Konstellationen in europäischer Perspektive. Mit Fallstudien zu den ‚Disticha Catonis‘. Berlin, New York 2011, S. 3–34.

10 Anita Radini u. a., Medieval women’s early involvement in manuscript production suggested by lapis lazuli identification in dental calculus. In: Science Advances 5/1 (2019). <https://doi.org/10.1126/sciadv.aau7126> (Zugriff: 12.02.2021).

11 Für weitere Beispiele siehe etwa https://www.manuscript-cultures.uni-hamburg.de/MC/manuscript_cultures_no_11.pdf (Zugriff: 12.02.2021).

12 Mitten in der Flüchtlingskrise (im Herbst 2015) veröffentlichte Ralph Bollmann in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung einen Beitrag mit dem Titel: ‚Ein Begriff macht Karriere: Die Völkerwanderung‘. <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/die-voelkerwanderung-ein-begriff-macht-karriere-13874687.html> (Zugriff: 12.02.2021). Wie politisch hochkonnotiert der Begriff der *migrations barbares* ist, zeigt die Gliederung eines Klassikers, der kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs erschien: Pierre Courcelle, Histoire littéraire des grandes invasions germaniques. Paris 1948: Teil I: L’invasion; Teil II: L’occupation; Teil III: La libération – wer könnte dabei die Gleichsetzung mit der Geschichte Frankreichs in den Jahren 1939–44 übersehen?

13 Siehe Sebastian Brather, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte Grundlagen und Alternativen. Berlin 2004.

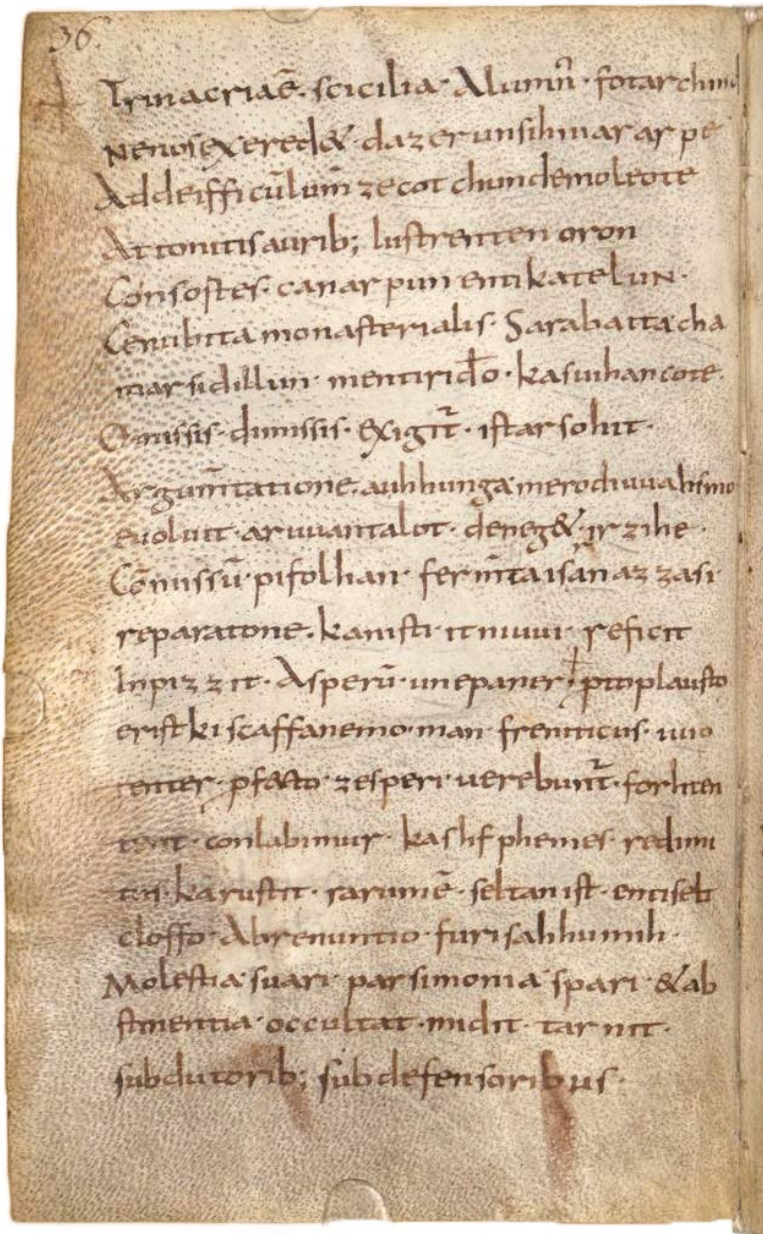


Abb. 2 | Althochdeutsche Glossen zur lateinischen Benediktsregel, Clm 19410, 9. Jh. (Sancti Benedicti Regula. In: Elias von Steinmeyer u. Eduard Sievers, Die althochdeutschen Glossen, Bd. 2 [1882], S. 49–53, hier S. 52, Nr. DLXI).

wie groß war der Umfang des Bevölkerungswechsels von Nord- und Mitteleuropa nach West- und Südeuropa wirklich? DNA-Analysen an Gebeinen aus Friedhöfen in Ungarn und Italien tragen zur Antwort auf diese Frage bei.¹⁴ Gleichmaßen wurde neulich auch auf naturwissenschaftlichem Wege bewiesen, dass nicht alle Skandinavier (‚Wikinger‘) blonde Leute mit blauen Augen waren:¹⁵ ‚Ethnische‘ Identität, wie für den deutschen Raum unlängst auch die ‚Saxones‘-Ausstellung in Hannover und Braunschweig vorführte, war damals wie heute bunt, anders gesagt: nicht eindeutig, sondern mehrseitig und komplex.¹⁶

4.3 Nation und Globalisierung

Die Beobachtungen zur Multilingualität, Mobilität und kulturellen Vielfalt – kurz: zur unverkennbar globalen, transnationalen Ausrichtung großer Teile mittelalterlicher Gesellschaften – lenken unseren Blick unweigerlich auf die heutigen Verhältnisse. Diese scheinen – folgen wir den westlichen politischen Eliten – von einem Ringen zwischen dem System der Nationalstaaten und dem System supranationaler, globaler Einheiten bestimmt zu sein. In diesem Ringen wurde dem System nationalstaatlicher Verfasstheit bis vor kurzem keine lange Dauer beschieden, was sich aber als Irrtum herausstellen könnte. Denn das Zeitalter der Nationalstaaten scheint keineswegs überwunden. War ein Wiedererstarken identitärer und nationaler Diskurse in der ‚westlichen‘ Welt schon seit einiger Zeit erkennbar, zeigten die Reaktionen der politischen Institutionen auf aktuelle Krisen durch Migration, Klimawandel und ganz besonders deutlich die COVID-19-Pandemie eindrucksvoll den Rückzug auf den jeweils eigenen nationalen Rahmen, der angesichts der globalen Verflechtungen kontraintuitiv erscheinen mag, dennoch aber weiterhin eine wesentliche politische und identitätsstiftende Grundlage bildet.

Nationalkulturen und Nationalstaaten gilt es – wie die aktuellen Entwicklungen zeigen – daher nicht zu negieren, sondern als stabile Grundelemente von aktuell wieder schwächer werdenden supranationalen Ordnungsstrukturen anzuerkennen. Hierfür vermag gerade die Mediävistik eine historisch-kritische Perspektive zu entwickeln,

14 Siehe Carlos Amorim u. a., Understanding sixth-century barbarian social organization and migration through paleogenomics. In: *Nature Communications* 9/1 (2018). <https://doi.org/10.1038/s41467-018-06024-4> (Zugriff: 12.02.2021).

15 Ashot Margaryan u. a., Population genomics of the Viking world. In: *Nature* 585/390–396 (2020). <https://doi.org/10.1038/s41586-020-2688-8> (Zugriff: 12.02.2021). In diesem Sinne zum biologischen Germanenklischee schon Klaus von See, „Blond und blauäugig“. Der Germane als wissenschaftliche und ideologische Fiktion. In: Ders., *Texte und Thesen. Streitfragen der deutschen und skandinavischen Geschichte*. Mit einem Vorwort von Julia Zernack (Frankfurter Beiträge zur Germanistik 38). Heidelberg 2003, S. 15–62.

16 Babette Ludowici (Hg.), *Saxones*. Begleitband zur Niedersächsischen Landesausstellung im Landesmuseum Hannover vom 05.04. bis 18.08.2019 sowie im Braunschweigischen Landesmuseum vom 21.09.2019 bis 02.02.2020 (Neue Studien zur Sachsenforschung 7). Darmstadt 2019.

beschäftigt sie sich doch mit jenen Jahrhunderten, in denen eine Vielfalt lokaler, regionaler und auch nationaler Kulturen und politischen Gemeinschaften bzw. Einheiten zugleich auf komplexe und keineswegs reibungslose Weise in übergeordnete, universalistische Reichs- und Kirchenstrukturen eingebunden war.¹⁷ Anders als im 19. Jahrhundert befindet sich die Mediävistik heute an den meisten Orten allerdings nicht mehr in der Situation, das kulturelle Gedächtnis im Sinne des *Nation Building* zu pflegen und damit einen – auch politisch eingeforderten – Unterbau für eine spezifische nationale Identität bereitstellen zu müssen. Dies war freilich insbesondere für die Geschichtswissenschaft und die jeweiligen Nationalphilologien ein Grund für ihre Etablierung im Fächerkanon.¹⁸

Seit der Gründungsphase der Disziplinen hat sich das Verhältnis zur Nation, das auch früh zum Gegenstand fachinterner Debatten wurde, mehrfach deutlich gewandelt – man denke allein an die Ablösung nationalistischer und je nach vorherrschendem Diskurs faschistischer Deutungsmuster durch einen Rahmen, den das ‚Abendland‘ westlich des Eisernen Vorhangs vorgab, schließlich auch durch neue Konzeptionen ‚Europas‘ im Zuge der EU-Erweiterung. Jedoch bleibt die Gefahr des Missbrauchs immer aktuell.¹⁹ Die bis zu einem gewissen Grad zwangsläufige Orientierung an jeweils gegenwärtigen politischen Diskursen, und sei es in ihrer historisch begründeten Abweisung, hat ebenso wie die Förderpolitik staatlicher und überstaatlicher Drittmittelgeber dazu geführt, dass die kulturwissenschaftlich gut nachvollziehbare Verbindung zwischen historischer Forschung, Vergangenheitspolitik und Identitätsdiskursen stets eng blieb. Es scheint daher nur folgerichtig, dass auf die Dominanz des postnationalen Europa-Narrativs die Kritik am Eurozentrismus folgte, der angesichts einer globalisierten Welt keine sinnvolle Perspektive auf die Geschichte eröffnen zu können scheint. Hier gerät der Fächerkanon der historischen Geisteswissenschaften selbst in die Kritik: Welche Relevanz sollte die Geschichte einer kleinen eurasischen Peripherie besitzen?

Zwei wesentliche Erkenntnisse lassen sich aus diesen Beobachtungen ableiten: Erstens lässt sich die Arbeit in den Disziplinen und auch transdisziplinär nicht gänzlich

17 Siehe hierzu u. a. Karl Ferdinand Werner, Art. ‚Volk, Nation, Nationalismus, Masse‘. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 7 (1992), S. 171–244. Siehe auch die Ergebnisse des von Frank Hentschel (Universität Köln) 2009–2014 geleiteten DFG-Projekts ‚Regionale und geografische Gemeinschaftsbegriffe im Musikschrifttum des Mittelalters (ca. 900 bis 1400)‘ (weitere Angaben unter <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/117452128>) (Zugriff: 12.02.2021) sowie der neuen interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Forschungsplattform der Johannes Gutenberg-Universität Mainz ‚Frühe Neuzeit: Figurationen des Nationalen‘ (Sprecher: Matthias Müller und Klaus Pietschmann; weitere Angaben unter <https://fnz.uni-mainz.de/>) (Zugriff: 12.02.2021).

18 Zur Bedeutung des Frühmittelalters für ein langes 19. Jahrhundert siehe Ian Wood, *The Modern Origins of the Early Middle Ages*. Oxford 2013.

19 János Bak u. a. (Hgg.), *Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert / Uses and Abuses of the Middle Ages: 19th–21st Century / Usages et mésusages du Moyen Âge du XIXe au XXIe siècle* (Mittelalter-Studien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Paderborn 17). München 2008.

von den Strukturen ihrer Gründungszeit abkoppeln. Es ist ein Paradox, wenn etwa die Germanistik als Fach nach wie vor einen Namen trägt, der an die Grimm'sche Vorstellung eines ‚germanischen‘ Kontinuums in Sprache und Kultur anknüpft, diesen Germanenmythos aber selbst destruiert hat. Es gilt analog zum Mittelalterbegriff, dass die Disziplinen in der Gegenwart zunächst erklären müssen, was nicht (mehr) ihr Gegenstand ist. Daraus resultiert, dass der Mediävistik hinsichtlich des Umgangs mit ihren Zeugnissen eine besondere Reflexivität eingeschrieben ist. Im Gegensatz zur jüngeren Geschichte sind die Gegenwartsbezüge des ‚Mittelalters‘ qua zeitlicher Distanz und historischer Umbrüche stärker heuristisch begründet und damit einem jeweils gegenwartsbezogenen Wandel ausgesetzt. Sie fordern daher in besonderer Weise zur Reflexion des eigenen Standorts und der immer neu standortbegründeten Fragen an die Vergangenheit auf.

Zweitens darf die Mediävistik die Relevanz ihrer Teildisziplinen, in denen sie Expertise erzeugt und die in ihrem Zuschnitt und ihrem Quellenkanon oft im Rahmen der Nation wurzeln, nicht am quantitativen Anteil ihrer Forschungsgegenstände – von Kunstwerken über Texte bis hin zu archäologischen Funden – an der Summe der Hinterlassenschaften der gesamten Menschheit messen lassen. Gerade aufgrund ihrer Fachgeschichte im Umgang mit lokaler, aber früher Überlieferung sind die Disziplinen allein in ihrem institutionalisierten Zuschnitt in der Lage und in der Tat dringend gefordert, in Aushandlungsprozessen von Identitäten und bei Inklusions- und Exklusionsdiskursen aufklärend zu wirken. Die Geschichte der gelehrten Rezeption ‚mittelalterlicher‘ Überlieferung und ihrer Vermittlung durch Geschichtsschreibung an verschiedene Gegenwarten erschließt somit nicht nur der heutigen Forschung, sondern auch im politischen Diskurs unverzichtbares Orientierungswissen. Die Mediävistik sollte es sich daher zur Aufgabe machen, ihre eigene multinationale Geschichtlichkeit immer neu in den Diskurs um nationale und transnationale Identitäten und Agenden einzubringen, nicht allein in ihren abschreckenden Verwerfungen, sondern vor allem in der Reflexion ihrer epistemologischen Muster und deren Fortwirken.

4.4 Transformationen/kreative Rezeptionen (populär wie seriös)

Das ‚Mittelalter‘ scheint in der populären Rezeption deutlich mehr zu sein als eine düstere Folie, die oft sprichwörtlich als Gegensatz zur heutigen ‚westlichen‘, aufgeklärten, säkularen und technisierten Welt evoziert wird. Trotz (oder wegen?) der Marginalisierung im Schulunterricht, der die Vorstellung von einer finsternen Zeit ‚zwischen‘ für die heutige Zivilisation relevanteren Epochen befördert, erfreuen sich Mittelaltermärkte, *reenactment*, experimentelle Laienarchäologie und historische Romane erheblichen Zuspruchs. Dazu mag jene Dialektik zwischen Fortschritt und romantischem Eskapismus beitragen, die seit der Romantik eine Triebfeder von Mediävalismen verschiedener Gestalt darstellt.

Ein kurzer Blick auf die Rezeption des ‚Wikingers‘ bzw. der ‚Wikingerzeit‘ mag verdeutlichen, inwiefern die populäre Rezeption die Relevanz aktueller Forschung unterstreicht und ihr zugleich die Möglichkeit gibt, populäres Interesse zu kanalisieren. Seit dem 19. Jahrhundert hat sich unter dem ‚Wikingers‘-Begriff eine Vorstellung von seefahrenden, plündernden, findigen Kriegerern und ‚Staatengründern‘ aus Skandinavien und der Kultur in ihren Herkunftsregionen verfestigt, die andere Aspekte des skandinavischen Mittelalters in populären Vorstellungen völlig verdrängt bzw. absorbiert hat. Sie ließ aber zugleich den ‚Wikingers‘ nationenübergreifend zu einer Identifikationsfigur werden. Damit einher ging die Vereinnahmung mittelalterlicher skandinavischer Texte für die ‚Wikingerzeit‘, die selbst bis auf Runenepigraphik schriftlos war. So ist das Wikingerbild angereichert, ja es basiert ganz wesentlich auf Versatzstücken aus eddischen Mythen als Basis einer rekonstruierten heidnischen Religion und auf Sagas über die ‚eigene‘ heroische Vergangenheit, die seit etwa 1200 verfasst wurden. Diese Abkoppelung eines ‚nordischen Altertums‘ von der Zeit, welche eigentlich die Textzeugen hervorbrachte, ist selbst ein Produkt nationalistischer Forschung, die sich für den ‚Wikingers‘ als ‚Germanen‘ bzw. als nationalen Archetypus interessierte. Sie erweist sich jedoch bis heute als hochgradig wirksam und aktualisierbar: ‚Wikingers‘ sind im *reenactment* ausgesprochen präsent, und in jüngster Zeit ist international verstärkt eine Einflussnahme durch rechtsextreme Gruppierungen zu beobachten. Sie kommt beispielsweise in der Zurschaustellung ‚rehistorisierter‘ nationalsozialistischer Symbolik auf großen, durchaus angesehenen Events zum Ausdruck.²⁰ Eddische Mythologierezeption erfreut sich in der Metal-Musik großer Beliebtheit, wobei das Spektrum von einer rein ästhetischen Aneignung bis hin zu rechtsextremen, neonazistischen Formen reicht. Analoges gilt für neuheidnische Aktualisierungen mittelalterlicher skandinavischer Literatur. Dass sich solch vielgestaltige und zum Teil hochproblematische Rezeptionsformen auf frühere Forschung, zumal Populärforschung, stützen können, ist ein Hauptaspekt ihrer Relevanz zunächst für die gegenwärtige Mediävistik selbst.

Für die mediävistischen Disziplinen ergibt sich aus solchen vielgestaltigen populären Rezeptionsphänomenen zunächst die Verpflichtung, sich einzumischen und ihre aktuellen Erkenntnisse einem interessierten Publikum zu vermitteln. Die Relevanz liegt ebenso auf der Hand wie die Problematik älterer Forschung, die auch durch Ablauf der Schutzfrist beim Urheberrecht leicht zu reproduzieren ist und nicht unkommentiert im Raum stehen bleiben darf. Daraus ergeben sich jedoch auch produktive, neue Herausforderungen, müssen doch zum Beispiel einstmals unter dem Paradigma des ‚Germanischen‘ zusammengefasste Fächer wie die Anglistik, die Germanistik, die Skandinavistik und die Ur- und Frühgeschichte bzw. die Archäologie sich über das Verhältnis

20 Vgl. die Debatte um die Wikingertage in Schleswig im Jahre 2016. Inzwischen sehen sich Museen wie das Wikingermuseum Haithabu dazu genötigt, explizit „rechtsextreme, rassistische, antisemitische und sexistische Äußerungen in Wort, Schrift oder Gesten“ zu untersagen. <https://haithabu.de/file/museumsordnung-wmh-23092020.pdf> (Zugriff: 12.10.2020).

ihrer Forschungsgegenstände und -paradigmen zueinander vor dem Hintergrund des heutigen Kenntnisstandes und gänzlich anderer Prämissen neu verständigen. Bei aller Problematik birgt die oft unberechenbare, mitunter volatile populäre Rezeption die Chance, die Öffentlichkeit zu erreichen und die Relevanz der aktuellen Forschung und ihrer Erkenntnisse zu verdeutlichen. Dies gilt sowohl für ein Freizeitpublikum als auch für potentielle Studierende und damit den prospektiven Nachwuchs, die ihren ersten Zugang zum Mittelalter naheliegenderweise über die populäre Rezeption finden. Der Mediävistenverband steht vor der Herausforderung, solche fächerübergreifenden Kooperationen in Reaktion auf aktuelle Phänomene anzustoßen und diese auch in die Lehrerfortbildung bzw. in die lehramtsbildenden Studienfächer zu vermitteln.

Und noch ein kleines, deutlich harmloseres Beispiel für die Notwendigkeit zum kritisch-reflexiven Umgang mit dem kulturellen Erbe des ‚Mittelalters‘ sei gegeben: Es bezieht sich unmittelbar auf unsere heutige digitale Alltagswelt, aus der der Computer in seiner Omnipräsenz nicht mehr wegzudenken ist. Kaum einem Nutzer ist freilich die Bedeutung des Eingabewerkzeugs Keyboard (Schlüsselbrett) bewusst (Abb. 3). Es waren die mittelalterlichen Orgelbauer und Organisten, die die Namen der Töne nach dem Alphabet direkt auf die Tasten als Zugangs-Schlüssel zu den Pfeifen schrieben (Abb. 4). Diese Claves (im Englischen *keys*) ragten wie eine unterteilte Platte (*board*) aus dem Gehäuse des Instruments. Erst das Zeitalter der Sinnlichkeit ersetzte im deutschen Sprachgebrauch die Claves durch Tasten.

5 Notwendigkeit zur Reflexion der historischen Bedingungen mediävistischer Epistemologien und deren politische Implikationen

Eine zukunftsorientierte Mediävistik muss dabei stets die historischen Bedingungen ihrer Epistemologien und deren politische Implikationen und Auswirkungen reflektieren: So lieferten die Geisteswissenschaften, gerade durch die Vermittlung ihrer Erkenntnisse an die Öffentlichkeit, ganz wesentliche Grundlagen für die Identitätsbildung im Zeitalter der Nationalstaaten, begründeten hegemoniale Konzepte sowie kulturelle Raumordnungen insgesamt, trugen bei zur Genese von ‚Abendland‘-Konstruktionen in der Ära des Kalten Kriegs sowie zu Europa-Konstruktionen in der Postmoderne, die ihrerseits für das nunmehr supranationale Fortschreiben nationalistischer, selbstreferenzieller Muster kritisiert worden sind.

Die Geschichte ihrer Disziplinen weist die Mediävistik daher als fundamental politisch insofern aus, als sie das Gesamt von Kollektiven – nationalen wie religiösen bzw. konfessionellen oder regionalen – zur jeweiligen Zeit betrifft. Ihre im kulturellen Gedächtnis verankerten, ihrerseits historischen Erkenntnisse erweisen sich als immer wieder erneut politisier- und damit instrumentalisierbar, etwa im Falle von Germanen- und Abendlandmythos in aktuellen rechten Diskursen. Nicht allein vor diesem Hintergrund, sondern vor allem aufgrund der Diversität der Überlieferung

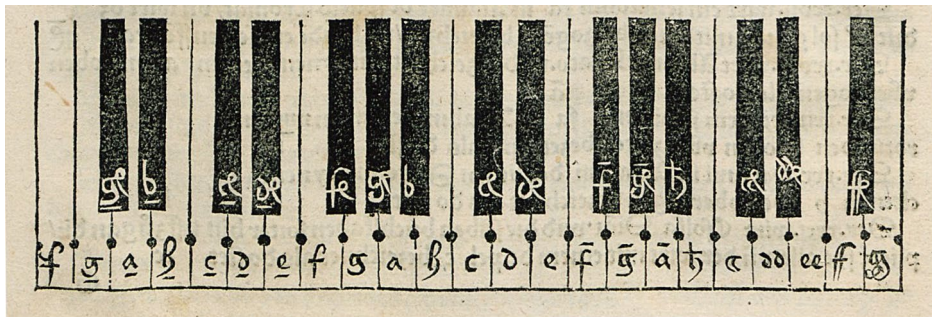


Abb. 3 | Sebastian Virdung, ‚Musica getutsch‘, Basel 1511, fol. Gv: Darstellung einer Klaviatur mit aufgeschriebenen Tonbuchstaben (Bildarchiv der Verfasser).

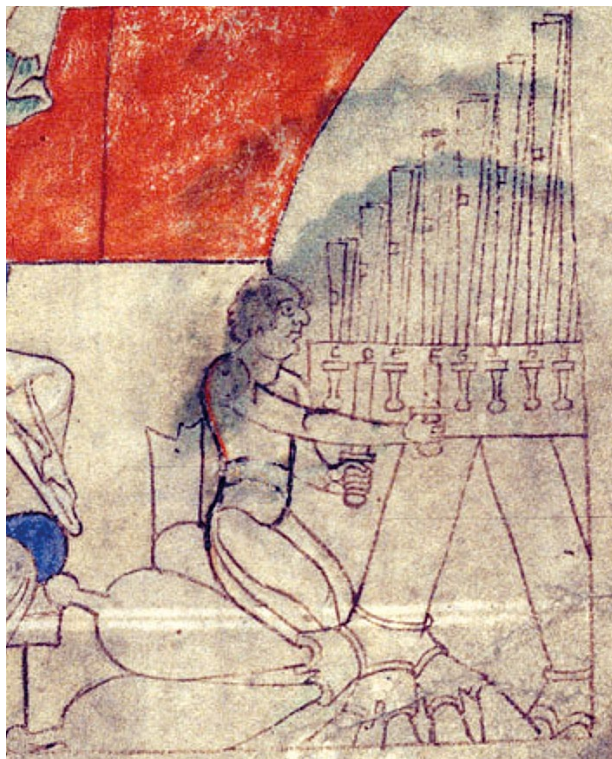


Abb. 4 | Bibel des Stephen Harding (1109–1111), Dijon, Bib. Mun., Ms. 14, fol. 13v: Darstellung einer Orgel mit Hebeln zum Bedienen der Töne, deren Buchstaben angeschrieben sind (Bildarchiv der Verfasser).

und der Erkenntnisse zu oben genannten Themenfeldern, denen die modernen Mittelaltermythen nicht gerecht werden, muss sich die Mediävistik zu aktuellen Prozessen der Kulturverflechtung und der Identitätskonstruktion sowie generell zu aktuellen politischen Herausforderungen im weitesten Sinne und dem Erkenntnispotential ihrer Themenfelder hierfür verhalten.

Dabei hat die Mediävistik nicht nur einer übergreifenden Kulturwissenschaft, sondern auch den eigenen Disziplinen einiges anzubieten: Gerade die ‚mittelalterliche‘ Überlieferung hat seit dem Beginn mediävistischer Forschung Transformationen der Rezeption durchlaufen, die für spätere Zeiten teils noch ausstehen. Fanden die jungen Nationen die Wurzeln ihrer Identität noch in den Zeugnissen des ‚Mittelalters‘, führt die postnationale Sicht das ‚mittelalterliche‘ Europa als Peripherie Eurasiens in einem Zeitalter vor der globalen Dominanz des ‚Westens‘ vor Augen. Damit sperrt sich die ‚mittelalterliche‘ Überlieferung gegen die Einbindung in ein modernes Dominanznarrativ und öffnet sich für Fragestellungen, die vor dem Hintergrund gegenwärtiger globaler Verschiebungen in Wirtschaft, Politik und Kultur, aber auch angesichts von Krisen nationaler wie vor allem internationaler Institutionen (asymmetrische Kriege, Rechtspluralismus) und der Demokratien genauso wie der weitreichenden Folgen von Klimawandel und Migration höchst aktuell erscheinen. Die Ablösung der ‚westlichen‘ Modernisierungsnarrative führt ebenso zu einem geschärften Bewusstsein um Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen, die in oben genannten Themenfeldern besonders deutlich zu Tage treten (wie etwa das wiederholte Auftreten von eigentlich singular aufgefassen ‚Entdeckungen‘ bzw. ‚Entwicklungsschritten‘ an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten).

Auch wenn die Semantik des Begriffs ‚Mittelalter‘ an sich gar nicht mehr tragfähig erscheint und der Terminus allein aufgrund seiner langen Geschichte (mit all ihren problematischen Implikationen) verwendet wird, so muss den mediävistischen Fächern daran gelegen sein, ihre Themenfelder in deren Aktualität vor Augen zu führen, nicht im Sinne einer Folie der Alterität, sondern im Sinne einer jeweils lokal präsenten Überlieferung, an die sich allgemein drängende Fragen in typischer Weise stellen lassen, mehr noch als an eine jüngere Überlieferung, die ungleich stärker in teleologische, identitätsstiftende Erzählungen eingebunden ist.²¹

21 Hinweise und Anregungen hierzu finden sich z.B. in dem Band von Chris Jones, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.), *Making the Medieval Relevant: How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present* (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020.

Literaturverzeichnis

- Amorim, Carlos u. a.:** Understanding sixth-century barbarian social organization and migration through paleogenomics. In: *Nature Communications* 9/1 (2018). <https://doi.org/10.1038/s41467-018-06024-4> (Zugriff: 12.02.2021).
- Bak, János u. a. (Hgg.):** Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert/Uses and Abuses of the Middle Ages: 19th–21st Century/Usages et mésusages du Moyen Âge du XIXe au XXIe siècle (Mittelalter-Studien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Paderborn 17). München 2008.
- Bauer, Thomas:** Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2018.
- Brather, Sebastian:** Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte Grundlagen und Alternativen. Berlin 2004.
- Courcelle, Pierre:** Histoire littéraire des grandes invasions germaniques. 3 Bde. Paris 1948.
- Fuhrmann, Horst:** Überall ist Mittelalter: Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit, 2. Aufl. München 2010.
- Jones, Chris, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.):** Making the Medieval Relevant: How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020.
- Jussen, Bernhard:** Richtig denken im falschen Rahmen? Warum das „Mittelalter“ nicht in den Lehrplan gehört. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 67/9–10 (2016), S. 558–576.
- Klein, Dorothea in Verbindung mit Markus Frankl u. Franz Fuchs (Hgg.):** „Überall ist Mittelalter“. Zur Aktualität einer vergangenen Epoche (Würzburger Ringvorlesungen 11). Würzburg 2015.
- Le Goff, Jacques:** Faut-il vraiment découper l'histoire en tranches? Paris 2014.
- Ludowici, Babette (Hg.):** Saxones. Begleitband zur Niedersächsischen Landesausstellung im Landesmuseum Hannover vom 5.04. bis 18.08.2019 sowie im Braunschweigischen Landesmuseum vom 21.09.2019 bis 02.02.2020 (Neue Studien zur Sachsenforschung 7). Darmstadt 2019.
- Margaryan, Ashot u. a.:** Population genomics of the Viking world. In: *Nature* 585/390–396 (2020). <https://doi.org/10.1038/s41586-020-2688-8> (Zugriff: 12.02.2021).
- Moos, Peter von:** Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte. In: Joachim Heinze (Hg.), *Modernes Mittelalter: neue Bilder einer populären Epoche*. Frankfurt a. M. u. a. 1999, S. 33–63.
- Pernoud, Régine, Raymond Delatouche u. Jean Gimpel:** Le Moyen Âge pour quoi faire? Paris 1986.
- Preiser-Kapeller, Johannes:** Jenseits von Rom und Karl dem Großen: Aspekte der globalen Verflechtung in der langen Spätantike, 300–800 n. Chr. Wien 2018.
- Putzo, Christine:** Mehrsprachigkeit im europäischen Kontext. Zu einem vernachlässigten Forschungsfeld interdisziplinärer Mediävistik. In: Michael Balduhn u. Christine Putzo (Hgg.), *Mehrsprachigkeit im Mittelalter. Kulturelle, literarische, sprachliche und didaktische Konstellationen in europäischer Perspektive*. Mit Fallstudien zu den ‚Disticha Catonis‘. Berlin, New York 2011, S. 3–34.
- Radini, Anita u. a.:** Medieval women's early involvement in manuscript production suggested by lapis lazuli identification in dental calculus. In: *Science Advances* 5/1 (2019). <https://doi.org/10.1126/sciadv.aau7126> (Zugriff: 12.02.2021).

See, Klaus von: „Blond und blauäugig“.

Der Germane als wissenschaftliche und ideologische Fiktion. In: Ders., Texte und Thesen. Streitfragen der deutschen und skandinavischen Geschichte. Mit einem Vorwort von Julia Zernack (Frankfurter Beiträge zur Germanistik 38). Heidelberg 2003, S. 15–62.

Sergi, Giuseppe: L'idea di medioevo. Fra senso comune e pratica storica. Rom 1999.

Werner, Karl Ferdinand: Art. ‚Volk, Nation, Nationalismus, Masse‘. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 7 (1992), S. 171–244.

Wood, Ian: The Modern Origins of the Early Middle Ages. Oxford 2013.

„Typisch Mittelalter“? Begriffe, Gegenstände, Perspektiven

Kontakt

Prof. Dr. Stephan Dusil,

Eberhard Karls Universität Tübingen,
Juristische Fakultät, Geschwister-Scholl-
Platz, D-72074 Tübingen,
stephan.dusil@uni-tuebingen.de
 <https://orcid.org/0000-0003-1406-813X>

Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel,

Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Institut für Jüdische Studien,
Johannisstraße 1, D-48143 Münster,
kogman@uni-muenster.de

Prof. Dr. Isabelle Mandrella,

Ludwigs-Maximilians-Universität
München, Katholisch-Theologische
Fakultät, Geschwister-Scholl-Platz 1,
D-80539 München,
isabelle.mandrella@lmu.de

Prof. Dr. Kathrin Müller,

Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Kunst- und Bildgeschichte,
Unter den Linden 6, D-10099 Berlin,
kathrin.mueller.6@hu-berlin.de

Prof. Dr. Ulrich Müller,

Christian-Albrechts-Universität Kiel,
Johanna-Mestorf-Straße 2-6,
D-24098 Kiel,
umuedler@ufg.uni-kiel.de
 <https://orcid.org/0000-0003-1678-4578>

Abstract Coined by Italian humanists in an attempt to bridge the gap between the Greco-Roman ('classical') and the early modern periods (the 'Renaissance'), the 'Middle Ages' have suffered from a bad press and often appear in colloquial language as a synonym of anything dark, backward, and genuinely negative. More significantly, the definition of the term 'Middle Ages' is rooted in a Eurocentric and Christianity-centric approach to history, even though it is also commonly used in the context of some non-Christian cultures. The first section of this paper discusses the term in general, some aspects of its history, and some of its pitfalls. Amongst these are: derogatory depictions of the Middle Ages being grounded in positivist approaches to the development of civilizations; historical watersheds often perceived as suitable starting or ending points for periodization shed light on the period as a whole, especially if the watershed is a catastrophe; material evidence does not always support common notions of the Middle Ages, especially when looked at from a global perspective. Approaching the term therefore as some sort of misnomer for an entire period, in the second section we shed light on some of the political, cultural and educational consequences of the connotations attached to the notion of the Middle Ages. The task of future medievalist research, we maintain, is not only to deconstruct misconceptions and clichés, but, more importantly, to critically revise the period between the sixth and the sixteenth century from a global perspective, relying on multi-disciplinary and transcultural approaches.

Keywords Middle Ages; global Middle Ages; Eurocentrism; periodization

1 Mittelalterbegriff

1.1 Begriffsgeschichtlich-historische Klärung der Fachbezeichnung

Der Begriff des ‚Mittelalters‘ ist problematisch.¹ Das zeigt sich bereits in der Begriffsgeschichte, die von Beginn an mit einer tendenziellen Abwertung dieser Epoche verknüpft ist. Denn bekanntlich stammt der Begriff von den italienischen Humanisten, deren erklärtes Ziel es war, in ihrem Denken wieder nahtlos an die Antike anknüpfen zu wollen. Sie bezeichneten die Zeit zwischen Antike und Renaissance als *medium aevum* und brachten damit gleichzeitig eine Abwertung zum Ausdruck, nämlich dass diese – im Gegensatz zur hellen Renaissance – auch als ‚dunkel‘ bezeichnete Epoche übersprungen werden könne, da sie nichts Bedeutendes hervorgebracht habe.

Der Begriff ‚Mittelalter‘, bei dem es sich also keinesfalls um eine Selbstzuschreibung handelt, ist somit einerseits eine Verlegenheitslösung, um – zunächst aus geistesgeschichtlicher Perspektive – eine Epoche überhaupt benennen zu können. Andererseits ist er mit einer pejorativen Beurteilung verbunden, die dieser Epoche eine Eigenwertigkeit abspricht und sie als bloße Übergangszeit diskreditiert.

Gleichzeitig wird deutlich, dass der Begriff, obwohl er mittlerweile als historische Kategorie etabliert und in den allgemeinen Sprachgebrauch überführt ist, einem christlich-europäischen Kontext entspringt. Denn geprägt durch humanistische Autoren des 15. Jahrhunderts bezeichnet er eine Epoche der abendländisch-christlichen Geistesgeschichte. In diesem Kontext wird zwar konstitutiv auf andere Religionen und Kulturen Bezug genommen, aber diese werden weniger in ihrem Eigenwert berücksichtigt, als vielmehr im Zuge der eigenen Interessen vereinnahmt. Gerade von Seiten der Islamwissenschaft und der Judaistik ist deshalb kritisiert worden, dass die Epochenbezeichnung ‚Mittelalter‘ exklusiv sei, weil sie einseitig auf eine christliche Perspektive ausgerichtet ist. Damit erweise sich der Mittelalterbegriff als unsinnig, weil es kein islamisches Mittelalter gibt bzw. weil die Periodisierung der jüdischen Geschichte auf andere Umbrüche fokussiert ist.² Wenn in diesen Fällen in der Forschung vom ‚Mittelalter‘ die Rede ist, so geschieht das zunächst in Anlehnung an den allgemeinen Sprachgebrauch. In diesem Sinne gibt es durchaus Versuche, dem Mittelalterbegriff etwa auch für Islam oder Judentum Bedeutung zu verleihen – obwohl die traditionellen Konnotationen des Mittelalterbegriffs eigentlich nicht in Anspruch genommen werden können.

1 Die folgenden Ausführungen weisen an vielen Stellen inhaltlich enge Bezüge zu den (in diesem Heft präsentierten) Überlegungen zur ‚Relevanz der Mediävistik. Das ‚Mittelalter‘ als Teil unserer Gegenwart‘ auf. Für ausführlichere fachspezifische Perspektiven verweisen wir auf die Stellungnahmen der einzelnen Fächer.

2 Vgl. hierzu auch die Überlegungen im Beitrag ‚Mediävist*innen von morgen fördern. Herausforderungen und Chancen‘ (in diesem Heft).

Das Problem vertieft sich mit der zunehmenden Ausweitung einer globalgeschichtlichen und transkulturellen Perspektive, die versucht, die oben beschriebenen Engführungen zu vermeiden. Der Begriff des ‚Mittelalters‘, obwohl er nicht in allen Disziplinen gleichermaßen hinterfragt und kritisiert wird, scheint also unter diesen Bedingungen obsolet zu werden.

Die geistesgeschichtliche Verortung bringt es auch mit sich, dass der Mittelalterbegriff als ‚Kampfbegriff‘ eingesetzt wird. Das führt dazu, dass bestimmte Fächer (wie die Philosophie, Theologie oder Kunstgeschichte) sich immer auch inhaltlich mit normativen Mittelalterbildern konfrontiert sehen, mit denen sie sich rechtfertigend auseinandersetzen müssen; sei es, dass das Mittelalter als Rückschritt und Dekadenz disqualifiziert wird, sei es, dass es enthistorisiert und – aus ideologischen, nationalen oder religiösen Gründen – als eine Zeit verherrlicht wird, in der alle Dinge noch ihre Ordnung gehabt haben sollen.

Aus der Philosophie sind zum Beispiel beide Probleme bekannt: Auf der einen Seite gilt im allgemeinen philosophischen Verständnis das Mittelalter vielen noch immer als finster und unaufgeklärt; ihm wird aufgrund der engen Verknüpfungen und Überschneidungen mit der Theologie vorgeworfen, überhaupt keine echte Philosophie hervorgebracht zu haben. Insofern erweist sich hier das humanistische Narrativ vom Mittelalter als einer Epoche, die ohne Verluste übergangen werden kann und philosophisch irrelevant ist, als hartnäckig. Auf der anderen Seite zeigt der Rückgriff auf das Mittelalter (insbesondere auf Thomas von Aquin) in der sogenannten Neuscholastik des 19./20. Jahrhunderts, wie die im Mittelalter scheinbar harmonische Synthese von Glaube und Vernunft zu einer enthistorisierten Idealgestalt einer wahren Philosophie stilisiert und bewusst von allen modernen, vermeintlich falschen Philosophien abgegrenzt wird. Das Mittelalter erscheint hier als eine idealisierte Periode christlicher bzw. ‚ewiger Philosophie‘ (*philosophia perennis*), die zeitlose Wahrheiten beinhaltet – völlig unabhängig davon, dass der Begriff einer ‚christlichen Philosophie‘ im Mittelalter zum Beispiel gar nicht existiert.³

In der Kunstgeschichte fügt sich das Mittelalter nicht in das noch immer vernehmbare Fortschrittsnarrativ, welches die theoretische wie praktische Auseinandersetzung der Künstler mit antiken Traditionen – insbesondere mit der Darstellung von Raum und menschlicher Figur sowie mit dem Streben nach Wirklichkeitsnähe einerseits und künstlerischer Virtuosität andererseits – einfordert. Paradoxerweise beginnt das Mittelalter mit einer ‚Renaissance‘, doch schon die karolingische Kunst zeigt, dass die künstlerische Produktion im Mittelalter mit anderen Maßstäben untersucht werden muss.

3 Vgl. hierzu Isabelle Mandrella, Stellungnahme zur Umbenennung der Professur: https://www.kaththeol.uni-muenchen.de/lehrstuehle/christl_philosophie/personen/mandrella/stellungnahme_philosophie.doc (Zugriff: 23.11.2020).

1.2 Heutige Problematisierungen

Eine aktuelle Problematik stellt sich bei der Betrachtung des gängigen Mittelalterbegriffs jenseits des europäisch-christlichen Kontextes. Historische Epocheneinteilungen resultieren aus der Konstruktion von Perioden, für die man in der Vergangenheit verschiedene Gemeinsamkeiten herauszukristallisieren versuchte. Gleichmaßen sind die Räume, für die diese Perioden gelten sollen, konstruierte Räume, die ebenfalls wieder von der Existenz von beobachteten gemeinsamen Merkmalen abhängig sind. Das Problem stellt sich dann, wenn die jüngere Forschung diese Gemeinsamkeiten dekonstruiert bzw. den Fokus darauf richtet, dass eben diese Gemeinsamkeiten nicht in gleicher Weise für alle Gesellschaften, die in einem Raumkonstrukt lebten, gelten können. Jene Umbrüche, die Anfang des 14. Jahrhunderts Petrarca mit dem Mittelalter assoziierte und aus denen er und andere Humanisten die Bedeutung des Begriffs definierten, sind für das Judentum und den Islam weitgehend irrelevant.

Ein zweites Problem ergibt sich daraus, dass Periodisierungen über Umbrüche bzw. kontinuierliche Evolutionen mit großem Änderungspotential erfolgten und erfolgen. Solche Periodisierungsschwellen wurden erkannt, weil sie für eine bestimmte Gesellschaft markant waren. Gleichzeitig wurden sie allerdings von anderen, im gleichen Raum lebenden Gesellschaften anders wahrgenommen oder waren für sie gänzlich unbedeutend. Daraus erstet eine besondere Problematik, wenn man vom jüdischen oder islamischen Mittelalter spricht.

Die folgenden Bemerkungen beziehen sich exemplarisch auf die Perspektive der jüdischen Kulturen. Wenn die moderne, auf das Judentum bezogene Geschichtsschreibung (‚Wissenschaft des Judentums‘) im 19. Jahrhundert von einem Mittelalter sprach, so tat sie dies zunächst einmal in Anlehnung an den allgemeinen Sprachgebrauch. Obwohl die Wissenschaft des Judentums die traditionellen Konnotationen des Mittelalterbegriffs nicht für sich in Anspruch nehmen konnte, gab es in der früheren Forschung gelegentlich Versuche, dem Mittelalterbegriff auch für das Judentum Bedeutung zu verleihen. Dieser kann naturgemäß allerdings nur auf das europäische Judentum angewandt werden und wurde aus dem Bewusstsein heraus entlehnt, dass die Geschichte der jüdischen Gesellschaften nie isoliert betrachtet werden kann, sondern – um einen aktuell thematisierten Begriff zu gebrauchen – mit den Gesellschaften der Umgebung verflochten war. Jenseits dieser auf Verflechtungssituationen fokussierten Sichtweise stellte sich jedoch auch wiederholt die Frage nach Kulturphänomenen oder Entwicklungen, die für die jüdische Geschichte spezifisch waren und trotzdem die Benutzung des Mittelalterbegriffs sinnvoll machen können.

Die erwähnten Umbrüche, auf denen traditionelle Periodisierungen basieren, sind meist nur in der Retrospektive wahrnehmbar. Auf die jüdische Historiographie übertragen, erscheinen solche Umbrüche in einer anderen Perspektive. Während die Erfindung des Buchdrucks auf jüdische und christliche Gesellschaften eine ähnliche Wirkung ausübte, ist beispielsweise das Jahr 1492, die ‚Entdeckung‘ Amerikas, in der jüdischen

Geschichte in erster Linie mit der Vertreibung der Juden aus Spanien assoziiert. Die Beobachtung, dass die Periodisierung der jüdischen Geschichte auf alternative Umbrüche und Veränderungen fokussiert sein muss, führte schließlich zum Konstrukt eines ‚jüdischen Mittelalters‘. Dabei stellte sich bald heraus, dass Beginn und Ende dieses Konstrukts nicht mit jenen Umbrüchen des ‚westlichen‘ Mittelalterbegriffs kongruent sein können.

Überlegungen zur Relevanz des Mittelalterbegriffs gibt es parallel dazu auch in der Islamwissenschaft. In der ‚New Cambridge History of Islam‘ (2010) wurde in der Strukturierung des Werkes und der Wahl der einzelnen Titel der Mittelalterbegriff nicht verwendet. Auch die Periodisierung erfolgt anders als im üblichen eurozentrischen Schema. Kürzlich nahm zu dieser Problematik auch Thomas BAUER mit seiner (keineswegs unumstrittenen) Monographie ‚Warum es kein islamisches Mittelalter gab‘ Stellung.⁴

Weiterhin ist zu fragen, anhand welcher historischen Materialien die Bezeichnung ‚Mittelalter‘ erfolgte. Diese Frage stellt sich vor allem in der Mittelalterarchäologie. Archäologische Quellen sind materiale Quellen. Zunächst unabhängig von kulturellen Praxen oder Erhaltungs- und Überlieferungsbedingungen greift beispielsweise die Archäologie auf eine große Anzahl an unterschiedlichen Quellengattungen zurück. Diese decken nahezu alle Formen menschlichen Lebens ab. Hierin liegt die enorme Faszination, aber auch die Herausforderung, wenn nach dem spezifisch Mittelalterlichen in den Materialitäten gefragt wird. Bislang fehlt es hier an einer transdisziplinären Diskussion. Vielmehr wird stillschweigend davon ausgegangen, dass die archäologischen Quellen dieser Epoche *per se* auch das Mittelalter wiedergeben. Es sollte also darum gehen, Lesarten zu entwickeln, die die ‚mittelalterlichen Materialitäten‘ hinterfragen oder eine neue Sicht auf das Mittelalter erlauben. Ein Beispiel: Ausgrabungen in einer Stadt – wie Ulm oder Zürich – erbringen Nachweise einer frühen Pfalzanlage oder Stadtbürg. Fassbar wird die materiale Präsenz ‚typischer‘ mittelalterlicher Akteure und deren Beziehungen im Stadtraum und darüber hinaus. Auf einer vergleichenden Ebene können solche Befunde aber herangezogen werden, um ein transkulturelles globales Mittelalter zu erforschen oder den Mittelalterbegriff *per se* zu hinterfragen.

1.3 Epochenabgrenzungen: Stärken und Schwächen

In Anbetracht der ambivalenten Begriffsgeschichte und aufgrund der Tatsache, dass der Begriff *medium aevum* bereits dem Ursprung nach eine sehr große Zeitspanne von vielen Jahrhunderten umfasst, überrascht es nicht, dass die Frage nach der Epochenabgrenzung schwierig ist. Einerseits ist die klassische Einteilung 500 bis 1500 höchst fraglich; sie wirkt willkürlich und ist entsprechend immer wieder kritisch hinterfragt worden. Andererseits ist ein gewisser pragmatischer Umgang mit dem Begriff des Mittelalters

4 Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2018 (2. Aufl. 2019).

fassbar, dessen Sinnhaftigkeit hier auch keinesfalls in Frage gestellt werden soll. Der Begriff ist – auch im internationalen, durch das Englische geprägten Sprachgebrauch! – so fest etabliert, dass es naiv wäre zu meinen, dass man ihn einfach streichen könne.

Die Problematik der Epochenabgrenzung betrifft sowohl den Anfang als auch das Ende des Mittelalters. Während für einige Fächer die Kontinuität mit der Spätantike so stark ist, dass sie keine Zäsur zulässt – so zum Beispiel in der philosophischen Erforschung des (Neu-)Platonismus –, ist bei anderen Fächern der Schnitt zwischen Antike und (Früh-)Mittelalter stärker. So lässt sich aus der Sicht der Rechtsgeschichte mit der Verflachung des antiken römischen Rechts („klassischen Rechts“) oder sogar dessen Überlagerung einerseits eine deutliche Abgrenzung zwischen Antike und Frühmittelalter ziehen (auch wenn diese vielleicht nicht um 500, sondern schon eher anzusetzen ist). Andererseits zeigt die Kirche mit ihrer sich ausformenden institutionellen Struktur sowie den ab 400 entstehenden Textmagazinen (Kanonessammlungen) breite Kontinuitätslinien, die einen Bruch kaum erkennen lassen. So zeigt das Beispiel der Rechtsgeschichte, dass selbst innerhalb eines Fachs je nach Forschungsansatz und -interesse die Zäsur zwischen Antike und Mittelalter unterschiedlich stark aus- oder sogar wegfällt.

Während die Grenze zwischen Antike und Mittelalter je nach Fach unterschiedlich scharf zu ziehen ist, sind sich die meisten darin einig, dass das Mittelalter ein ‚langes‘ war, das bis in die Frühe Neuzeit ausgedehnt werden muss. So sind die immer wieder benutzten Kriterien für das Ende des Mittelalters – beispielsweise Entwicklung des Buchdrucks, außereuropäische Entdeckungen, Übergang zum Humanismus bzw. zur Aufklärung, Herausbildung mehrerer christlicher Konfessionen – als ‚strenge‘ Kriterien für eine Epocheneinteilung unbrauchbar, da damit sowohl viele Übergangsphänomene ausgeblendet werden als auch die Kontinuitätslinien zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit – beispielsweise in der Sozialgeschichte – verschwinden. Auch aus rechtshistorischer Perspektive ist ein Epochenschnitt um 1500 unglücklich: Zwar ist zuzustimmen, dass vom Blick einer Wissenschaftsgeschichte aus mit der ‚humanistischen Jurisprudenz‘ ein anderer Ansatz als mit der ‚scholastischen Jurisprudenz‘ gewählt wurde, doch ist eine ‚Epochenschwelle‘ um 1500 bei Berücksichtigung anderer Forschungsfelder kaum oder gar nicht sichtbar: Aus Sicht einer Rechtsgeschichte als Gender- oder Familiengeschichte (beispielsweise Vormundschaft über Frauen, Position des unehelichen Kindes), Dorf- oder als Verfassungsgeschichte treten das 18. Jahrhundert (oder sogar erst das beginnende 19. Jahrhundert) als beobachtbare Grenze hervor.

Zudem sind die Versuche, die lange Epoche in überschaubarere Abschnitte mit jeweils eigener Charakteristik zu unterteilen – so zum Beispiel die Unterscheidung von Früh-, Hoch- und Spätmittelalter, von Erstem und Zweitem Mittelalter, von althochdeutschen, mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Sprachstufen etc. – zwar für eine allgemeine Übersicht oder aus didaktischen Gründen hilfreich, geraten bei näherem Hinsehen jedoch schnell an ihre Grenzen. Selbst innerhalb der klassischen Untersuchungsfelder ist die Epoche des Mittelalters heterogen, da die Abgrenzungen unterschiedlich abgesteckt werden: Während Giotto als der Erneuerer in der italienischen

Malerei gilt und die Wende zur Frührenaissance noch im 14. Jahrhundert gesehen wird, habe die nordalpine Kunst bis Albrecht Dürer und die Zeit um 1500 warten müssen.

In den materialen Quellen wird ein Epochenwandel kaum scharf fassbar bzw. erscheint multiskalisch. Dies ist letztlich der Tatsache geschuldet, dass archäologische Quellen in ihrer Materialität eine enorme Vielfalt besitzen und nahezu jeden Bereich menschlicher Kulturen wiedergeben. Hier liegt ein enormes Potential, um eine kritische Diskussion in Hinblick auf die zeitliche, räumliche und inhaltliche Passung zu starten. Vielmehr können (und sollten) die materialen Quellen hinzugezogen werden, um die Vielfalt dessen aufzuzeigen und kritisch zu diskutieren, was sowohl Mittelalter als auch Vormoderne in lokaler, aber auch translokaler und erst recht globaler Perspektive ausmacht bzw. ausmachen könnte. Was ist das Mittelalterliche in den materialen Praxen der (menschlichen) Akteure und Akteurinnen und wie werden diese durch die Materialität der Praxen in ihrem Handeln bestimmt? Hier können die materialen Quellen (und damit diejenigen, die sie erforschen) dazu beitragen, typisch mittelalterliche Untersuchungsobjekte neu zu konstituieren und dynamische Beziehungsgeflechte sowie prozessuale Veränderungen in den Blick zu nehmen.

Bei aller Kritik, die der schwierigen Epochenabgrenzung des Mittelalters zu Recht entgegengebracht wird, gilt es zu bedenken, dass eine völlige Aufweichung der Eckdaten zu massiven Einbrüchen in der Beschäftigung mit dem Mittelalter führen könnte; das Ergebnis wäre vermutlich eine Zersplitterung der Forschungsinteressen, für die kein gemeinsames Label mehr vorhanden wäre. Überspitzt ließe sich formulieren: Die Mediävistik würde das Mittelalter abschaffen.

Darüber hinaus ist zu bedenken, dass der differenzierte und vorsichtige Umgang mit dem Mittelalterbegriff, der zweifellos vonnöten ist, nicht zwangsnotwendig dazu führen muss, die christlich-europäische Verwurzelung einseitig und unhistorisch als eine Beschränkung anzusehen, die durch die Öffnung zu globaleren Perspektiven einfach aufgehoben werden könnte. Aus philosophisch-theologischer Sicht ließe sich etwa stark machen, dass das ‚christliche Erbe‘ des Mittelalters mit Blick auf unser Verständnis von Gott, Welt und Mensch zu entscheidenden Weichenstellungen und zu innovativen Konzepten geführt hat, ohne die die neuzeitlichen Vorstellungen von der Autonomie der Vernunft, der Gewissensfreiheit und der Menschenwürde, aber auch vom Stellenwert der Natur (und folglich der Naturwissenschaft) oder vom Verständnis der Wirklichkeit nicht denkbar gewesen wären. In der Kunst- und Bildgeschichte ist die im Mittelalter ausdifferenzierte Auseinandersetzung mit dem alttestamentlichen Bilderverbot und damit der Frage nach Gegenwärtigkeit und Vergegenwärtigung im Bildwerk – auch im Kontext der Transsubstantiation sowie Reliquienverehrung – eine zentrale Grundlage für bildtheoretische Überlegungen. Wie auch immer man diese Problemlage bewerten mag: Gefordert ist also ein offener, aber kritisch reflektierter Mittelalterbegriff.

Wie bereits ausgeführt, stellt sich das Problem der Epochenabgrenzung in noch größerem Maße im Kontext nicht-christlicher Kulturen in Europa und dem Mittleren Osten. Die folgenden Gedanken beschäftigen sich exemplarisch mit der Relevanz der

Periodendifferenzierung in den jüdischen Kulturen. Ähnliche Probleme stellen sich in der Betrachtung der islamischen Geschichte. Die jüngere judaistische Forschung akzeptiert den Mittelalterbegriff zwar als gegeben, geht mit diesem aber differenzierter und vorsichtiger als die ältere ‚Wissenschaft des Judentums‘ um. Betrachten wir beispielsweise eine der bedeutungsschwersten Wasserscheiden der jüdischen Geschichte, das Jahr 70 n. u. Z., dem Zeitpunkt der Zerstörung des Zweiten Tempels durch die römische Besatzungsmacht. Mit diesem Datum wurden und werden verschiedene sozial- und kulturhistorische Phänomene und Entwicklungen assoziiert, wie der Beginn der jüdischen Diaspora oder das Ende des Opferkultes und die daraus resultierende Notwendigkeit, die religiöse Kultur auf einen Gebetskult umzuorientieren. Die Forschung der letzten Jahre ist zudem auch intensiv damit beschäftigt, die Bildung einer jüdischen Identität in dieser Periode zu verfolgen.⁵ Ein Umbruch ohne Frage – allerdings hat es eine Diaspora bereits lange vor 70 n. u. Z. gegeben und auch der Gebetskult reicht in die vorchristlichen Jahrhunderte zurück. Das Ende des Opferkultes rückte die Auseinandersetzung mit dem Ritualgesetz in den Mittelpunkt und in den Jahrhunderten nach der Tempelzerstörung entstand tatsächlich die wesentlichste Säule des jüdischen Ritualgesetzes, der babylonische Talmud. Aber auch der Beginn dieser intensiven Auseinandersetzung mit dem Gesetz hatte bereits vor der Tempelzerstörung eingesetzt. Man kann dem Jahre 70 seine Bedeutung im kollektiven Gedächtnis der Juden bis heute nicht absprechen, aber es ist offensichtlich, dass sich das Judentum bereits zuvor in kulturellen Prozessen und sozialen Situationen befunden hatte, die nach der Zerstörung eine Umorientierung ermöglichten. Ein anderer Umbruch erfolgte im Laufe des 7. Jahrhunderts, als im Zuge der islamischen Eroberungen 80 % der jüdischen Bevölkerung unter islamische Herrschaft gerieten, was mit einschneidenden Änderungen der Lebenssituation und des kulturellen Umfeldes verbunden war. In Anpassung an die allgemeine Historiographie wurde dieses Ereignis als Beginn des ‚jüdischen Mittelalters‘ angesehen, obwohl aus innerjüdischer Perspektive der Zeit nach dem 7. Jahrhundert nichts anhaftet, was als ‚mittlere Zeit‘ verstanden werden kann.

Ein anderer Wendepunkt ist die Zeit zwischen 1492 und 1496: die Vertreibungen der Juden aus dem gerade erst entstandenen Spanien und aus Portugal. Im Laufe des 15. und frühen 16. Jahrhunderts kam es außerdem zu Vertreibungen aus fast allen deutschen Städten. Diese Periode, die in der europäischen Geschichte so positiv belegt ist und früher als Renaissance bezeichnet wurde und noch wird, wurde aus jüdischer Perspektive als traumatische Zäsur empfunden, die mit Vertreibung, Erniedrigung, Migration, wirtschaftlichem Verlust, Neuorientierung und der Schaffung neuer Existenzräume in einer anderen Umwelt und mit anderen Sprachen einherging. Dieser Zäsur ging nun ein für die christliche Geschichte schwerwiegendes, verlustreiches Datum voran, nämlich der Fall Konstantinopels im Jahre 1453. Juden allerdings erkannten hier ein Anzeichen eines herannahenden messianischen Zeitalters, das dem Joch der christlichen

5 Daniel Boyarin, Gab es in der griechisch-römischen Epoche ein ‚Judentum‘? In: Christina von Braun u. Micha Brumlik (Hgg.), *Handbuch Jüdische Studien*. Köln, Weimar, Wien 2018, S. 59–80.

Herrschaft ein Ende bereiten werde. Der Fokus auf diesen Wendepunkt ermöglicht es, das ‚jüdische Mittelalter‘ in zeitlicher Nähe zum europäischen Mittelalter zu verorten. Allerdings ging seine Wirkung über den lateineuropäischen Raum hinaus und betraf auch das Osmanische Reich.

Andererseits, so wurde in der früheren Forschung oft geltend gemacht, erfolgte im 15. und 16. Jahrhundert kein dem Humanismus vergleichbarer kultureller Umbruch im Judentum. Ein solcher erfolgte dann allerdings mit der Emanzipation und der jüdischen Aufklärung. Daher stellte sich die Frage, ob das ‚jüdische Mittelalter‘ nicht vielmehr erst im 17. Jahrhundert endete, einer Periode, die zum einen von den Chmielnitzki-Pogromen in der Ukraine (1648/49) und zum andern vom Zusammenbruch der messianischen Bewegung des Shabbatai Zvi (1626–1676) geprägt war. Aus der folgenden Krise und der durch das Scheitern der sabbatianischen Bewegung hervorgerufenen messianischen Frustration heraus entstand die Vorstellung, dass diese Begebenheiten einen Prozess in Gang setzten, der es dem europäischen Judentum ermöglichte, sich auf die ca. 100 Jahre später stattfindende Emanzipation vorzubereiten.

Hier haben wir es also mit einem konstruierten Wendepunkt zu tun, der ca. 20 Jahre umfasst und selbst mit zwei weiteren Konstrukten verknüpft ist, die für den Begriff ‚Mittelalter‘ typisch sind: zum einen mit der Vorstellung von der (angeblichen) Dominanz der Religion im Mittelalter. In diesem Sinne würde die sabbatianische Strömung dem Mittelalter angehören. Zum anderen spielte hier die Neigung, Verfolgungsgeschehen in den Mittelpunkt der jüdischen Geschichte zu rücken, eine wesentliche Rolle. In der sogenannten ‚lacrymosen Historiographie‘ wurden epochale Wasserscheiden zumeist mit besonders schwierigen Verfolgungssituationen in Zusammenhang gebracht und nationale Traumata als Periodisierungssäuren wahrgenommen.⁶

2 Forschungsgegenstände und Beobachtungsperspektiven

Die oben geschilderte Problematik um die Geschichte des Mittelalterbegriffs und die Epochenabgrenzung hat auch Konsequenzen für seine konzeptionelle Füllung und die mit ihm verbundenen Forschungsgegenstände. Sie führt darüber hinaus zu einer

6 Vereinfacht dargestellt versteht man unter ‚lacrymoser Geschichtsschreibung‘ ein Narrativ, das auf die jüdische Leidenserfahrung konzentriert ist und dazu neigt, die jüdische Geschichte als eine Kette von Verfolgungswellen und Vertreibungen darzustellen. Ihre Kritiker wollen den Fokus auf kulturelle Entwicklungen verlagert wissen, wobei nicht nur innerjüdische Prozesse berücksichtigt werden, sondern auch die Rolle der Juden in der Kulturgeschichte der Umwelt betrachtet werden soll. Zu einer kurzen Skizze des Diskurses vgl. Mark R. Cohen, *Unter Kreuz und Halbmond. Die Juden im Mittelalter*. München 2005 (engl. Original 1994). Zur traditionellen Periodisierung vgl. z. B. Hillel Ben-Sasson, *לארשי תודלותב מוקמ. מה המ – מייודיה מייניבה ימי* [Was bedeutet ‚jüdisches Mittelalter‘? Die Rolle des Mittelalters für die jüdische Geschichte]. In: Haim Hillel Ben-Sasson, *השדה תעבו מייניבה ימב לארשי תודלותב מינויע. הרומתו פצר* [Betrachtungen der jüdischen Geschichte im Mittelalter und der Neuzeit]. Hg. von Joseph Hacker, Tel Aviv 1984, S. 359–379.

kritischen Infragestellung der vorherrschenden Deutungsmuster und zu einer Differenzierung unterschiedlicher Beobachtungsperspektiven.

2.1 Das normative Verständnis von ‚typisch mittelalterlich‘: Vorteile und Gefahren

Mit kaum einer Epoche der Geschichte sind so viele Vorurteile und Klischees verbunden wie mit dem Mittelalter: Von der romantischen Vorstellung von Rittern und Burgen, Edelfrauen und Minnesängern über die Annahme einer unerschütterlichen christlichen Frömmigkeit bis hin zur (angeblich mittelalterlichen!) Hexenverfolgung mit all ihren grausamen Details findet sich eine ganze Palette an Themen, die eine ebenso erschreckende wie faszinierende Wirkung ausüben und eine fast unbegrenzte Projektionsfläche bieten. Auch die Forschung kann diese Vorstellungen nicht immer völlig ignorieren: Sie kann sie als Ärgernis empfinden und zu ihrer Aufklärung beizutragen versuchen; sie kann aber auch positiv darauf reagieren, dass dem Mittelalter überhaupt so großes nichtwissenschaftliches Interesse entgegengebracht wird, und sie kann versuchen, diese Impulse kreativ in die Forschung einzubeziehen.

Darüber hinaus gibt es auch in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Mittelalter normative Konzeptionen dessen, was diese Epoche auszeichnet. Es liegt auf der Hand, dass sich diese Konzeptionen im Laufe der Jahrzehnte entwickeln und verändern. Es ist aber ebenso offensichtlich, dass solche Konzeptionen in der Gefahr stehen, zu anderen Zwecken missbraucht zu werden, etwa um im Rückgriff auf die Vergangenheit Idealverhältnisse zu rekonstruieren, die die heutige Gesellschaft, Kultur oder Religion nicht mehr vorzuweisen haben. Dies geschieht, wie oben bereits erwähnt, zum Beispiel in der Neuscholastik und ihrem Konstrukt einer besseren Philosophie in Gestalt einer Einheit von Glauben und Vernunft, in dem die katholische Kirche ein mittelalterliches Bollwerk gegen die als Bedrohung empfundene Moderne zu errichten versuchte. Ein ähnliches Anliegen findet sich in der Romantik des 19. Jahrhunderts, die unser heutiges Mittelalterbild vermutlich am intensivsten geprägt hat, und die mit dem Mittelalter die Vorstellung eines verlorengegangenen heldenhaften Zeitalters verknüpfte, in dem alle Lebensbereiche noch eine harmonische Einheit bildeten. Bis heute wirkt zum Beispiel die besondere Wertschätzung handwerklicher Produkte fort, die in der Kritik der industriellen Herstellung im 19./20. Jahrhundert nicht zuletzt auf das Mittelalter bezogen wurde. Zu nennen wäre auch der zu Propagandazwecken eingesetzte, nationalistisch wie rassistisch motivierte Rekurs auf das Mittelalter (Anknüpfung an das Heilige Römische Reich, Etablierung eines Germanenmythos, Nobilitierung einer ‚deutschen‘ oder ‚nord-germanischen‘ Kunst usw.) durch das NS-Regime. Die mediävistische Forschung hat zum Teil erheblich zu diesen Entwicklungen beigetragen.

Eine solche Problematik ist freilich nicht ausschließlich für das Mittelalter signifikant, sondern betrifft auch andere historische Epochen. Das Besondere und damit die

Herausforderungen im Fall des Mittelalters liegen in der Vielfältigkeit der Deutungsmöglichkeiten, die durch die Spezifik der überlieferten Schriftquellen und Objekte, die Vielfalt an Perspektiven und die Komplexität der Zusammenhänge bedingt ist. Insbesondere die interreligiösen und transkulturellen Verflechtungen und Austauschprozesse stellen die Mittelalterforschung vor die Aufgabe, den Blick hin zur vergleichenden Forschung und zu globaleren Zusammenhängen zu weiten.

Gleichzeitig ist es nicht möglich, gänzlich auf eine Bestimmung oder typische Charakterisierung dessen zu verzichten, was den Forschungsgegenstand ‚Mittelalter‘ ausmacht. Es ist demnach nicht nur Aufgabe der Mittelalterforschung, die falschen Klischees zu widerlegen, sondern auch in einer gewissen Geschlossenheit einen Typus oder Merkmale von ‚mittelalterlich‘ herauszuarbeiten, von denen man begründet meint, dass sie dieser Epoche eher entsprechen bzw. sie am treffendsten – auch in Abgrenzung von anderen Epochen – repräsentieren. In der Philosophie werden die philosophische Relevanz des mittelalterlichen Denkens und die dafür signifikanten transkulturellen Verknüpfungen betont; in der Rechtsgeschichte das Verständnis überlappender Normativität und schwacher Normenbefolgung; in der Kunstgeschichte die Vielfalt der Formen und Praktiken von Bildern und Artefakten; in der Archäologie die Multidimensionalität und -perspektivität materialer Quellen; in der Judaistik die Einsicht, dass ein mittelalterlicher jüdischer Raum nur als Mehrzahl jüdischer Kulturen begriffen werden kann.

Auch wenn sich die Forschung damit den oben geschilderten Vorwurf einer normativen Verfremdung von ‚mittelalterlich‘ zuzieht: Ohne den Versuch, zu bestimmen, was typisch ‚mittelalterlich‘ ist, bleibt die Beschäftigung mit dem Mittelalter beliebig und der Beitrag des Mittelalters unbedeutend. Um die Relevanz dieser Epoche auch nach außen hin deutlich werden zu lassen, aber gleichzeitig auf die Kontinuität zur Moderne hinzuweisen und damit eine gewisse Epochendurchlässigkeit zu praktizieren, ist das Aufzeigen signifikanter Merkmale unverzichtbar. Dies hat nicht zuletzt auch institutionelle und wissenschaftspolitische Konsequenzen (siehe Abschnitt 3).

2.2 Die globale Erweiterung der Perspektiven: Potentiale und Grenzen

Die neuerdings deutlich werdende Entwicklung zu einer Globalgeschichte des Mittelalters ist das Resultat der Kritik, die sich in der Problematisierung des Mittelalterbegriffs als eurozentristisch gezeigt hatte.⁷ Sie ist zum einen von Seiten der Islamwissenschaften und der Jüdischen Studien, für die der Mittelalterbegriff irrelevant ist, in die Diskussion eingebracht worden. Sie zeigt sich aber auch innerhalb der Geschichtsforschung als der Versuch, traditionelle Verbindungen und Zusammenhänge neu zu denken, indem das

7 Vgl. etwa Catherine Holmes u. Naomi Standen, Introduction: Towards a Global Middle Ages. In: Dies. (Hgg.), *The Global Middle Ages (Past and Present 238, Suppl. 13)* 2018. <https://doi.org/10.1093/pastj/gty030> (Zugriff: 14.10.2020).

überaus große transkulturelle Potential des Mittelalters fruchtbar gemacht wird: Denn mit Blick auf politische Interaktion, wirtschaftliche Handelsbeziehungen, religiöse Missionierung oder Migration präsentiert sich das Mittelalter selbst als globales Netzwerk. Somit eröffnen sich neue Dimensionen, die deutlich machen, dass das Mittelalter nicht mehr einfach als Gegensatz zur Moderne stilisiert und entsprechend marginalisiert werden kann.

Die Frage nach dem Globalen und dem globalen Mittelalter betrifft stets die Frage nach den zugrunde gelegten Vergleichsmaßstäben.⁸ So bewegt sich die Archäologie dabei zwischen zwei Polen: Ähnlichkeiten und Unterschiede werden als Produkt von Konnektivitäten erklärbar und somit auf der Ebene historischer Kontexte untersucht. Beziehungen der skandinavischen Gesellschaften über die Kiever Rus bis in den byzantinischen oder vorderasiatischen Raum werden ebenso begreifbar wie Kontakte entlang der Seidenstraßen. Darüber hinaus stehen nicht nur die Netzwerke zwischen Europa und den außereuropäischen Regionen im Interesse der Forschung, sondern der Blick kann sich auch auf Konnektivitäten in außereuropäischen Regionen richten, wenn beispielsweise ‚mittelalterliche‘ Herrschaften im westlichen Afrika untersucht werden.⁹ Im Sinne einer ‚pluralen Verursachung‘ wird zudem davon ausgegangen, dass ein bestimmtes (soziales, religiöses, herrschaftliches usw.) Phänomen von jeweils unterschiedlichen Kombinationen von (erklärenden) Variablen verursacht werden kann.

Im Sinne eines komparativen oder transhistorischen Ansatzes lassen sich aber Ähnlichkeiten und Unterschiede auch mit Blick auf vergleichbare Wirkkonstellationen befragen, wobei diese dann mittels dekontextualisierter, parametrisierter Analysen erschlossen werden. Im Sinne eines generalisierenden Vergleiches wird vor allem auf der Erkennung von generellen Regeln, also auf Regelmäßigkeiten und Ähnlichkeiten Bezug genommen. Auf einer solchen Ebene werden beispielsweise Urbanisierungsprozesse zwischen der ostafrikanischen und der südlichen Ostseeküste vergleichbar gemacht. Ein Vergleich muss dabei nicht nur synchron erfolgen, sondern kann auch diachron ausgerichtet sein, wenn beispielsweise *low density urbanism* zwischen mayazeitlichen Städten in Mittelamerika und ältereisenzeitlichen Plätzen in Westeuropa untersucht wird.¹⁰

Eine kritisch reflektierte Geschichtsforschung ist sich jedoch der Gefahr bewusst, dass mit der Rede vom globalen Mittelalter ein neues Narrativ im Entstehen ist, das seinerseits zu einseitig zu werden droht. So steht etwa der Vorwurf im Raum, dass hier eine moderne Vorstellung von Globalisierung auf das Mittelalter übertragen wird und sich somit das

8 Vgl. die Ergebnisse des Projektes ‚Visions of Community. Comparative Approaches to Ethnicity, Region and Empire in Christianity, Islam and Buddhism (400–1600 CE)‘ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Universität Wien. <https://www.oeaw.ac.at/imafo/forschung/historische-identitaetsforschung/projekte/visions-of-community-sfb/> (Zugriff: 14.10.2020).

9 Zur Geschichte Afrikas im Mittelalter vgl. François-Xavier Fauvelle, *Das goldene Rhinozeros. Afrika im Mittelalter*. München 2017 (frz. Original 2013).

10 Vgl. Monica L. Smith, *Cities: The First 6,000 Years*. New York 2019; Jose Lobo u. a., *Settlement Scaling Theory: Bridging the Study of Ancient and Contemporary Urban Systems*. In: *Urban Studies* 57 (2019), S. 731–747.

Konzept als anachronistisch erweist. Das Beispiel des Fachs Rechtsgeschichte zeigt diese Schwierigkeiten eindrücklich. Während eine *global legal history* mit der ‚Entdeckung‘ und Eroberung Amerikas und den damit verbundenen *legal transfers* gut zu schreiben ist,¹¹ ist ein solcher Ansatz für die mittelalterliche Rechtsgeschichte noch nicht fruchtbar gemacht worden. Zu denken wäre aber an die rechtliche Interaktion zwischen Räumen zum Beispiel in der Handels- und Wirtschaftsgeschichte (beispielsweise dem Mittelmeerraum, aber auch China) oder an einen Vergleich auf globaler Ebene, wie das Zusammenleben von Menschen normativ erfasst wurde (bspw. in Städten, Familien etc.).

Eine weitere Herausforderung, vor der eine *global history of the middle ages* steht, besteht in der essentiellen Angewiesenheit auf interdisziplinäre Zusammenarbeit – wie der Mediävistenverband sie seit seiner Gründung 1983 propagiert –, da die erforderlichen fach- bzw. themenspezifischen Kenntnisse durch die Erweiterung der Perspektive zunehmen und in den seltensten Fällen alles dafür notwendige Expertenwissen in einer Einzelperson vereinbar ist. Dies betrifft insbesondere Disziplinen (wie etwa die Philosophie), die sich inhaltlich mit Texten beschäftigt und auf solide Sprachkenntnisse angewiesen ist, um fremdsprachige – etwa arabische, hebräische oder syrische – Textzeugnisse wissenschaftlich überhaupt behandeln zu können.

Der Anspruch, einen globalen Blick auf das Mittelalter werfen zu können, ist sehr hoch. Ist es überhaupt möglich, alle Perspektiven zu berücksichtigen? Davon abgesehen ist es für manche Fächer essentiell, eine Beschränkung vorzunehmen und relevante Gegenstände von peripheren zu unterscheiden. Für die Philosophie muss zum Beispiel geltend gemacht werden dürfen, dass nicht alle Texte die gleiche philosophische Qualität haben. Daraus folgt, dass es nicht beliebig ist, mit welchem Text oder welcher Position man sich näher beschäftigt. Philosophie ist nicht Ideengeschichte; ist eine Philosophiegeschichte, die ohne jegliche Differenzierung alle weißen Flecken auf der philosophischen Landkarte zu füllen beabsichtigt, überhaupt erstrebenswert?¹²

2.3 Alternativen zum Mittelalterbegriff

In den meisten Fächern wird der Begriff des Mittelalters weiterhin verwendet, was – wie oben dargestellt – keineswegs automatisch impliziert, dass er naiv übernommen wird und unhinterfragt bleibt. Ein möglicher Alternativbegriff, der sich zunehmender Beliebtheit erfreut, ist der Begriff ‚Vormoderne‘. Damit ist zwar dem Anliegen eines

11 Der Forschungsansatz *global legal history* wird insbesondere von Thomas Duve am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt a. M. verfolgt, dessen Fokus u. a. auf dem Verhältnis von ‚Europa‘ und ‚Amerika‘ nach 1500 liegt. Vgl. etwa Thomas Duve, *Global Legal History: Setting Europe in Perspective*. In: Heikki Pihlajamäki, Markus D. Dubber u. Mark Godfrey (Hgg.), *The Oxford Handbook of European Legal History*. Oxford 2018, S. 115–139.

12 Vgl. die von Peter Adamson betriebene ‚History of Philosophy without any gaps‘. <https://historyofphilosophy.net/> (Zugriff: 14.10.2020).

‚langen‘ Mittelalters Genüge getan, aber die Problematik um den Beginn der Epoche ist damit nicht gelöst. Mit welchen Argumenten lässt sich dann der Unterschied zwischen Antike / Spätantike und Mittelalter bestimmen? Darüber hinaus verschiebt sich das Problem der Epochenabgrenzung auf den Begriff ‚Moderne‘, der gleichermaßen ungeklärt ist wie der Begriff ‚Mittelalter‘ und dem zumindest ebenso vorgeworfen werden kann, eurozentrisch zu sein, auch wenn vermehrt von *multiple modernities* die Rede ist.

In den mediävistischen Fächern gibt es unterschiedliche Strategien, den Begriff des Mittelalters durch neue Begrifflichkeiten zu flexibilisieren und offen zu halten. In der Philosophie spricht man etwa von der ‚karolingischen Renaissance‘ oder von der ‚spanischen Spätscholastik‘, um die Begrenztheit des Forschungsgegenstandes auch begrifflich einzufangen. Gleiches gilt in Bezug auf thematische Perspektiven wie etwa der Mystik als eines platonisch inspirierten Denkmodells, das bis in den deutschen Idealismus hineingewirkt hat. Letztere Strategie lässt sich auch in der rechtshistorischen Forschung häufiger finden. Durch den Blick auf die Entwicklung von Rechtsquellen (Stadtrechte, Landrechte, Kirchenrecht), Rechtsprechung (Reichskammergericht, kirchliche Gerichte) oder Institutionen des Privatrechts (Geschlechtsvormundschaft, Vertragsschluss etc.) lassen sich leicht ‚epochenübergreifende‘ Perspektiven einnehmen, die die Frage nach Inhalt und Tauglichkeit des Begriffs ‚Mittelalter‘ in den Hintergrund geraten lassen. Dementsprechend liegt aber auch kein Angebot für einen Alternativbegriff vor.

3 Institutionelle Konsequenzen

Der kritische Umgang mit dem Mittelalterbegriff, den Gegenständen der Mittelalterforschung sowie den Beobachtungsperspektiven hat auch institutionelle und wissenschaftspolitische Konsequenzen. Zunächst gilt es zu berücksichtigen, dass eine ausdrückliche Beschäftigung mit dem Mittelalter für viele Fächer keineswegs selbstverständlich ist, sondern vielfach hart erkämpft wurde und demnach einer besonderen Verteidigung bedarf. Selbst die Geschichtswissenschaften haben neuerdings damit zu kämpfen, dass die mittelalterliche Geschichte aus den Lehrplänen der Schulen gestrichen oder zumindest stark reduziert werden soll.¹³

Sodann ist in vielen Fächern die Tendenz zu beobachten, auf dem Rücken des Mittelalters, das für verzichtbar erklärt wird, Stellenstreichungen und andere Einsparungen vorzunehmen. Dabei zeigt sich, dass die – im deutschen Universitätsbetrieb noch weit verbreitete – Denomination von Professuren und Lehrstühlen, aber auch von Studiengängen als mediävistisch extrem wichtig ist, um einen inhaltlich breiten Blick zu gewährleisten und eine nachhaltige Verankerung des Mittelalters im Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität zu sichern. Trotz ihrer Bedeutung lässt sich die Tendenz

¹³ Vgl. hierzu den Beitrag ‚Mittelalter und Schule‘ (in diesem Heft).

beobachten, Mittelalter-Lehrstühle abzuschaffen, in größere Einheiten einzuspeisen oder von W3 auf W2 herunterzustufen. So sind in der Philosophie in den letzten Jahren viele traditionelle Mittelalterstandorte entweder zu W2 abgestuft oder aber zugunsten der Antike bzw. des 17./18. Jahrhunderts aufgelöst worden. Wohl besteht in den meisten Fällen noch die Verpflichtung, wenigstens in der Lehre auch das Mittelalter abzudecken, aber faktisch wirkt sich das zu Lasten der mittelalterlichen Philosophie aus, die aufgrund der langen Zeitspanne von tausend Jahren und aufgrund der damit einhergehenden Komplexität eben nicht einfach ‚nebenher‘ bedient werden kann.

Trotz der Bedrängnis, in der sich mittelalterliche Forschung an den Universitäten immer wieder befindet, spielt der Begriff ‚Mittelalter‘ in den meisten Fächern für die Beantragung von Drittmittelprojekten eine wichtige Rolle; erst recht, wenn es dafür eigene Fachkollegien gibt.¹⁴ Darüber hinaus gilt es zu berücksichtigen, dass der Begriff fächerübergreifend fest etabliert ist und von daher eine wichtige Klammer darstellt, die es generell erlaubt, mittelalterliche Forschungsinteressen als zentral zu begründen. Nicht zu vernachlässigen für die Einwerbung von Drittmitteln ist außerdem, dass der Begriff ‚Mittelalter‘ auch im außer-wissenschaftlichen Rahmen etabliert und anerkannt ist.

So bleibt also abschließend zu konstatieren, dass die mittelalterlichen Disziplinen einerseits die Offenheit des ‚Mittelalters‘ als Begriff wie Konzept diskutieren, andererseits eine gewisse Geschlossenheit des ‚Mittelalters‘ universitäts- wie forschungspolitisch vonnöten ist. Aber vielleicht ist die Mediävistik eben auch deswegen ein so spannendes Betätigungsfeld, weil sie mit dieser Spannung umgehen muss (und auch kann)? Die Frage ‚typisch Mittelalter?‘ ist in diesem Sinne eine kreative Herausforderung für Forscherinnen und Forscher der verschiedenen Disziplinen.

Literaturverzeichnis

Bauer, Thomas: Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2018.

Ben-Sasson, Hillel: מה המ – מייודיה מייניבה ימי. לארשי תודלותב ממוקם [Was bedeutet ‚jüdisches Mittelalter‘? Die Rolle des Mittelalters für die jüdische Geschichte]. In: Haim Hillel Ben-Sasson, הרומתו הצר, לארשי תודלותב מינויע. השדחה תעבו מייניבה ימיב [Betrachtungen der jüdischen Geschichte im Mittelalter und der Neuzeit]. Hg. von Joseph Hacker, Tel Aviv 1984, S. 359–379.

Boyarin, Daniel: Gab es in der griechisch-römischen Epoche ein ‚Judentum‘? In: Christina von Braun u. Micha Brumlik (Hgg.), Handbuch Jüdische Studien. Köln, Weimar, Wien 2018, S. 59–80.

Cohen, Mark R.: Unter Kreuz und Halbmond. Die Juden im Mittelalter. München 2005 (engl. Original 1994).

Duve, Thomas: Global Legal History: Setting Europe in Perspective. In: Heikki Pihlajamäki, Markus D. Dubber u. Mark Godfrey (Hgg.),

¹⁴ Vgl. hierzu das Strategiepapier zur ‚Verbundforschung und die Zukunft der Mediävistik‘ (in diesem Heft).

The Oxford Handbook of European Legal History. Oxford 2018, S. 115–139.

Fauvelle, François-Xavier: Das goldene Rhinoceros. Afrika im Mittelalter. München 2017 (frz. Original 2013).

Holmes, Catherine u. Naomi Standen: Introduction: Towards a Global Middle Ages. In: Dies. (Hgg.), The Global Middle Ages (Past and Present 238, Suppl. 13) 2018, S. 1–44.

<https://doi.org/10.1093/pastj/gty030>
(Zugriff: 14.10.2020).

Lobo, Jose u. a.: Settlement Scaling Theory: Bridging the Study of Ancient and Contemporary Urban Systems. In: Urban Studies 57 (2019), S. 731–747.

Smith, Monica L.: Cities: The First 6,000 Years. New York 2019.

Mittelalter erschließen


Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftstransfer

Kontakt

Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner,
Universität Kassel, Fachbereich
Gesellschaftswissenschaften,
Mittelalterliche Geschichte,
Nora-Platzel-Straße 1,
D-34127 Kassel,
ibaum@uni-kassel.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6887-5327>

Prof. Dr. Manfred Kern,
Universität Salzburg,
Fachbereich Germanistik,
Erzabt-Klotz-Straße 1,
A-5020 Salzburg,
manfred.kern@sbg.ac.at

Prof. Dr. Karl-Heinz Leven,
Universität Erlangen, Institut
für Geschichte und Ethik der Medizin,
Glückstr. 10, D-91054 Erlangen,
karl-heinz.leven@fau.de

Prof. Dr. Regina Toepfer,
Julius-Maximilians-Universität
Würzburg, Lehrstuhl für deutsche
Philologie, Am Hubland,
D-97074 Würzburg,
regina.toepfer@uni-wuerzburg.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6097-8006>

Abstract Research communication has been gaining public attention in recent years. Therefore, medievalists also need to focus on the transfer of their research topics to the public both within and outside the university. Based on current political demands calling for a change in communication culture, the article first of all deals theoretically with two different concepts of research communication, by distinguishing between forms of translation and those of popularization. Numerous public events, exhibitions, and cooperative projects with cities, schools, adult education centres, museums, and other educational institutions show that knowledge about the Middle Ages has been transmitted to interested laypersons for a long time. The authors see a particular challenge in the alterity of medieval culture, which at the same time provides an excellent opportunity for transferring research findings into society. The fascination with medieval materiality facilitates the transfer of knowledge by those disciplines that work with concrete objects, addressing issues of visibility and aesthetic experience. The article pinpoints conditions, strategies, and perspectives of successful research communication in medieval studies, and when focussing on current topics, the authors refer to concrete occasions and regional examples, showing why medieval research is still relevant today.

Keywords Wissenschaftskommunikation, Wissenschaftstransfer, Vermittlung, Übersetzung, Popularisierung

Wie gelangen Mediävist*innen ins öffentlich-rechtliche Fernsehen, in eine breit rezipierbare Radiosendung oder in die internationale Presse? Kurator*innen

einer Ausstellung rund um den ‚Codex Manesse‘, Expert*innen für den Umgang mit einer historischen Pandemie, Entdecker*innen eines ‚Nibelungenlied‘-Fragments und Bibliotheksdirektor*innen, die eine Prachthandschrift für den Bestand ihres Hauses erwerben, haben gute Chancen, ihre Wissensgegenstände einem gesamtgesellschaftlichen Publikum präsentieren zu können. Ist eine solche Popularität erstrebenswert? Handelt es sich um spektakuläre Ausnahmefälle oder um Beispiele erfolgreicher Wissenschaftskommunikation, und nach welchen Kriterien lässt sich dies eigentlich beurteilen? Über solche Fragen mag man intensiv diskutieren, entscheidend ist jedoch, dass sich Mediävist*innen zunehmend mit dem Transfer ihrer Forschungsthemen in die universitäre wie die außeruniversitäre Öffentlichkeit beschäftigen (müssen).

1 Gesellschaftspolitische Forderungen

Der Wissenschaftskommunikation wird kontinuierlich mehr bildungs- und gesellschaftspolitische Bedeutung zugeschrieben. Eindeutige Indizien dafür sind das im November 2019 veröffentlichte Grundsatzpapier zur Wissenschaftskommunikation des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) und der Antrag der Koalitionsfraktionen CDU/CSU und SPD vom 17.12.2019 mit dem Titel ‚Wissenschaftskommunikation stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen‘, dem im Mai 2020 ein öffentliches Fachgespräch des zuständigen Bundestagsausschusses zur Stärkung der Wissenschaftskommunikation folgte.¹ In dem Grundsatzpapier betont das BMBF die besondere Verantwortung, die die Wissenschaft in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels trage. Ihre Aufgabe sei es nicht nur, Lösungen für drängende Fragen zu entwickeln, sondern auch „den Dialog zu suchen, Debatten zu versachlichen und über Herausforderungen und Chancen wissenschaftlicher Entwicklungen aufzuklären“.²

Einerseits wird positiv gewürdigt, dass die öffentliche Kommunikation mit und über die Wissenschaft in den letzten Jahren zugenommen und sich als wichtige Aufgabe im deutschen Wissenschaftssystem etabliert und professionalisiert habe. Dies spiegelt sich etwa in den Zielvereinbarungen vieler Hochschulen, in denen die sogenannte

1 Vgl. Grundsatzpapier des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung zur Wissenschaftskommunikation. Berlin 2019. https://www.bmbf.de/upload_filestore/pub/Grundsatzpapier_zur_Wissenschaftskommunikation.pdf (Zugriff: 24.07.2020); Deutscher Bundestag, Drucksache 19/16044. <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/160/1916044.pdf> sowie <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2020/kw22-pa-bildung-wissenschaftskommunikation-684002> (Zugriff jeweils 24.07.2020). – Die Frage, welche Rolle die Wissenschaft im öffentlichen Diskurs spielen soll, hat mit dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie noch einmal an Virulenz gewonnen, wie in den im September 2020 publizierten E-Papers der Friedrich-Ebert-Stiftung ‚Grenzüberschreitungen: Wie öffentlich soll Wissenschaft sein?‘ festgestellt wird, <http://library.fes.de/pdf-files/studienfoerderung/16520.pdf> (Zugriff: 30.09.2020).

2 Vgl. Grundsatzpapier des BMBF (Anm. 1), S. 2.

‚Third Mission‘ bereits fest verankert ist.³ Andererseits sah das BMBF weiterhin einen deutlichen Handlungsbedarf, insbesondere angesichts des wachsenden Einflusses von fakten- und wissenschaftskritischen Stimmen in den neuen Medien. Verlangt wurde daher, dass sich „der bereits begonnene Kulturwandel hin zu einer kommunizierenden Wissenschaft“⁴ weiter fortsetze und die Kommunikation und Diskussion von Forschungsergebnissen, aber auch offenen Fragen, Prozessen und Methoden zu einem selbstverständlichen Teil wissenschaftlichen Arbeitens werde. Das BMBF sieht Forschende als „die primären Akteure der Wissenschaftskommunikation“, die durch Transparenz und Dialog dazu beitragen sollten, das Vertrauen in die Wissenschaft zu stärken. Daher werden Wissenschaftler*innen dazu aufgerufen, sich in den öffentlichen Diskurs einzubringen, ihre Forschungserkenntnisse allgemeinverständlich zu kommunizieren und sie in Zusammenhänge einzuordnen.

Was bedeutet der politisch gewollte Kulturwandel für die Mediävistik und den Mediävistenverband? Ist zu befürchten, dass die historischen Geisteswissenschaften noch stärker marginalisiert werden? Sollen nur noch jene Forschungen gefördert werden, die als öffentlichkeitsrelevant gelten, wovon mehrere geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Fachgesellschaften eindrücklich warnten und in ihrer ‚Gemeinsamen Stellungnahme‘ vom 14.11.2019 schon die Freiheit der Wissenschaft gefährdet sahen?⁵ Die meisten mediävistischen Disziplinen stehen wohl schon viel zu lange unter einem hohen hochschulpolitischen Rechtfertigungsdruck, als dass sie die Forderung nach einer Offenlegung, Erklärung und Vermittlung ihrer Forschungserkenntnisse schrecken könnte. Der Mediävistenverband als Ganzes wie zahlreiche seiner Mitglieder haben vielfältige Erfahrungen mit Wissenschaftskommunikation gemacht, positive, ermutigende und nachahmenswerte, aber auch eher negative, fragwürdige und zu vermeidende, aus denen sich Schlussfolgerungen für die Zukunft ziehen lassen. Der Kritik wissenschaftlicher Fachgesellschaften, dass ein Mehr an Wissenschaftskommunikation nicht *per se* besser sei, sondern die wissenschaftspolitischen Forderungen konkretisiert werden müssten, hat sich der Mediävistenverband freilich angeschlossen.⁶ Erforderlich sind Reflexionen über das Grundverständnis und die Ziele

3 Vgl. z.B. die Rede des niedersächsischen Ministers für Wissenschaft und Kultur, Björn Thümler, zum Entschließungsantrag der Plenarsitzung am 21. Juni 2019: ‚Hochschulen im Sinne der „Third Mission“ weiterentwickeln: Wissenstransfer zwischen Hochschulen und Gesellschaft/ Wirtschaft fördern‘. <https://www.mwk.niedersachsen.de/startseite/aktuelles/presseinformationen/rede-minister-entschlieungsantrag-der-plenarsitzung-am-21-juni-2019-hochschulen-im-sinne-der-third-mission-weiterentwickeln-177994.html> (Zugriff: 24.07.2020).

4 Vgl. Grundsatzpapier des BMBF (Anm. 1), S. 2.

5 Vgl. Gemeinsame Stellungnahme geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Fachgesellschaften zur Ankündigung der Bundesministerin für Bildung und Forschung, die Wissenschaftskommunikation in Deutschland zu stärken (Mitteilung vom 14.11.19). https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/stellungnahmen/Stellungnahme_der_Fachgesellschaften_zur_Wissenschaftskommunikation_20200211.pdf (Zugriff: 24.07.2020).

6 Vgl. Positionierung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) und der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) zum Grundsatzpapier des

von Wissenschaftskommunikation und differenzierte Blicke auf Motive, Erwartungen und Nutzungskontexte unterschiedlicher Anspruchsgruppen.

2 Übersetzung und Popularisierung

Welche unterschiedlichen Vorstellungen mit Wissenschaftskommunikation und Wissenstransfer verbunden sind, wird deutlich, wenn man die Begriffe zu definieren sucht. Zwei verschiedene Erklärungsansätze, die zwar miteinander zusammenhängen, aber von unterschiedlichen theoretischen Konzepten ausgehen und verschiedene Akzente setzen, werden im Folgenden vorgestellt: zuerst eine translationswissenschaftlich begründete Definition von Wissenschaftskommunikation als einer Übersetzung, anschließend eine didaktisch orientierte Deutung, in der Wissenschaftskommunikation als eine Vermittlungsstrategie verstanden wird.

Wissenschaftskommunikation lässt sich **erstens** als eine Form des Übersetzens definieren, in der Inhalte, Themen und Erkenntnisse einer wissenschaftlichen Fachkultur an ein fachfremdes Publikum mit dem Ziel vermittelt werden, sich über disziplinäre, epistemische, akademische, intellektuelle und kulturelle Grenzen hinweg zu verständigen.⁷ Dabei ist sowohl zwischen verschiedenen Fachkulturen und Universitätskontexten als auch den intendierten Adressat*innen zu unterscheiden. Nicht zuletzt können die Ausgangsbedingungen innerhalb der mediävistischen Disziplinen sehr unterschiedlich sein; einzelne Fächer stoßen auf ein größeres gesellschaftliches Interesse als andere.

Durch aktuelle Anlässe – wie etwa den Ausbruch einer mit der Pest punktuell vergleichbaren Pandemie, den Zusammenbruch eines Stadtarchivs oder den Fund eines vermeintlichen ‚Nibelungenlied‘-Fragments – können zwar alle Fächer plötzlich ins Licht der Öffentlichkeit rücken, doch sind abstraktere Themen generell deutlich schwieriger zu vermitteln als solche, die sich auf einen konkreten Gegenstand beziehen und von

Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) zur Wissenschaftskommunikation vom 19.06.2020. Das Papier knüpft an die ‚Gemeinsame Stellungnahme‘ vom 14.11.19 an und skizziert vier Felder, auf denen nach Ansicht der beteiligten Gesellschaften ein besonderer Handlungsbedarf für das BMBF besteht: 1) eine umfassende Bestandsaufnahme des Status quo, 2) Reflexion und Konkretisierung von Zielen, 3) Anreizmechanismen für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, 4) Evaluation und langfristige Qualitätssicherung. Vgl. https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/stellungnahmen/Stellungnahme_WissKomm_DGPuK_DGS_2020_20200619.pdf (Zugriff: 24.07.2020).

7 Angelehnt ist dieses Verständnis an die Definition des SPP 2130 ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘: „Eine Übersetzung wird definiert als Vermittlung einer sprachlichen Botschaft bzw. von sinntragenden Zeichen aus einer (Ausgangs-)Kultur A in eine (Ziel-)Kultur Z, mit dem Ziel, neue Adressat*innen zu erreichen und sich über sprachliche, räumliche, zeitliche, kulturelle und/oder mediale Grenzen hinweg zu verständigen.“ Regina Toepfer, Peter Burschel u. Jörg Wesche, Einleitung. In: Dies. (Hgg.), Übersetzen in der Frühen Neuzeit – Konzepte und Methoden. Concepts and Practices of Translation in the Early Modern Period. Stuttgart 2021, S. 1–27, hier S. 11. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-62562-0>.

der verbreiteten Faszination für die Materialität profitieren. Daher sind Vertreter*innen der Geschichts- und Bildwissenschaften in der Öffentlichkeit tendenziell stärker gefragt als die der Literaturwissenschaften.

An kleineren Universitäten müssen sich Mediävist*innen in der Regel stärker in den inneruniversitären Diskurs einbringen als an Volluniversitäten und ihre Forschungen Kolleg*innen aus den Natur- oder Ingenieurwissenschaften allgemeinverständlich erklären. Um beim Beispiel der Verfasser*innen dieses Beitrags zu bleiben: Die Situation für eine Historikerin an einer ehemaligen Gesamthochschule und für eine Germanistin an einer Technischen Universität ist – zumindest graduell – eine andere als die eines Literaturwissenschaftlers und eines Medizinhistorikers an einer traditionsreichen Universität mit einem starken Profil in den historischen Geisteswissenschaften.⁸

Bei der Wissenschaftskommunikation ist darauf zu achten, welche Zielgruppe erreicht werden soll und in welche institutionellen Zusammenhänge die gewählten Formate einzuordnen sind: Studierende wie Kolleg*innen mathematischer oder medizinischer Disziplinen sind auf eine andere Weise anzusprechen als Schüler*innen, Bürger*innen, Besucher*innen einer Volkshochschule, Hobbyhistoriker*innen oder Akteur*innen mittelalterlicher Populärkultur. Dabei hängt eine erfolgreiche Wissenschaftskommunikation in der Mediävistik wie in allen anderen Fachbereichen entscheidend von den Stärken und Vorlieben der individuellen Persönlichkeit ab. Nicht jeder kann und möchte in gleicher Weise Außenstehenden seine Forschungserkenntnisse vermitteln, doch lassen sich solche Kompetenzen im Wissenschaftstransfer auch erwerben und erweitern. Für Mediävist*innen sollte Wissenschaftskommunikation nicht nur eine Kür sein, sondern ebenso wie Forschung, Lehre und Verwaltung zu ihrem Kerngeschäft gehören.

Dieser implizite Übersetzungs- und Vermittlungsauftrag lässt sich auch als eine Chance begreifen, neue Impulse für die eigene Forschung zu gewinnen. In den modernen Translationswissenschaften wird betont, dass Übersetzen kein einliniges Verfahren ist, bei dem Übersetzende die Oberhand haben und unmündigen Rezipierenden Herrschaftswissen erschließen. Vielmehr geht es um den produktiven Prozess der Auseinandersetzung und der Aneignung von Wissen. Das Verhältnis zwischen Ausgangs- und Zielkultur ist ein dialogisches, wobei eine Übersetzung auch auf die Ausgangskultur zurückwirken kann.⁹ Aus diesem Grund profitieren von einer dialogischen Wissenschaftskommunikation im Idealfall beide Seiten: Die ‚Empfangenden‘, denen neue Erkenntnisse vermittelt werden, und die ‚Sendenden‘, die durch den Transferprozess zur Reflexion ihrer Forschungsgegenstände und -methoden herausgefordert werden.

8 Auch hier können sich die Rahmenbedingungen aber rasch ändern, wie der Literaturwissenschaftler aus der sogenannten Kulturstadt Salzburg im selbsternannten Kulturland Österreich vor Kurzem in aller Heftigkeit erfahren hat.

9 Vgl. Doris Bachmann-Medick, *Translational Turn*. In: Dies. (Hg.), *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek 2006, S. 238–283.

Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftstransfer lassen sich **zweitens** als Spielarten der Popularisierung von Wissenschaft verstehen, wobei der weite und sehr wichtige Bereich der interdisziplinären und interfakultären Zusammenarbeit bei dieser Definition ausgeklammert bleibt.¹⁰

Um zu popularisieren, verlassen Wissenschaftler*innen den ihnen vertrauten Raum der Universität und bewegen sich auf einem öffentlichen Parkett, in dem andere als die ihnen gewohnten Interessen und Horizonte eine Rolle spielen. Insbesondere in Deutschland hat Popularisierung, um dieses Wort zunächst weiter zu benutzen, daher einen pejorativen Beiklang, der manchmal durchaus berechtigt ist. Popularisierung bedeutet stets Vereinfachung, die so weit gehen kann, dass der Gegenstand und die wissenschaftliche Substanz weitgehend verschwinden. Popularisierung im Kontext einer medialen Aufbereitung (TV, Radio, Internet) bedeutet zudem, dass sich die Wissenschaftler*innen mit Medienfachleuten und den im öffentlichen Bereich geltenden Kommunikationsregeln arrangieren müssen.

Wer je mit einem Filmteam zusammengearbeitet hat, weiß, was das heißt. Zwar steht das Thema, Beispiel ‚Pest im Mittelalter‘, unübersehbar im Zentrum, aber es geht in der sehr harten und langwierigen Arbeit dann vor allem darum, die Sache ‚rüberzubringen‘ und für ein größeres Laienpublikum aufzubereiten. Solche Filmdreharbeiten bedeuten in der Regel Stunden konzentrierter Arbeit, und im Ergebnis werden drei Halbsätze – recht willkürlich ausgeschnitten und mit (irgendwelchen) passenden oder unpassenden Bildern kombiniert – in einen Filmbeitrag einmontiert, den man lieber nicht gesehen hätte. Das ist auch Popularisierung. Wer schwache Nerven hat oder das entstehende Produkt gerne kontrollieren möchte, ist für dieses Geschäft nicht geeignet.

Dies gilt auch für die Zusammenarbeit mit Printmedien: Zwar werden die Zeitungsleute meist alle Zitate und Paraphrasen korrekt vorlegen, aber nicht unbedingt den gesamten Artikel. Popularisierung bedeutet daher auch, dass man eine gewisse Abgebrühtheit erwerben muss. Selbst wenn am Ende nur die Botschaft erhalten bleibt, dass es eine Expertin oder einen Experten für ein bestimmtes Thema gibt, hat man schon viel erreicht, da so auch andere Medienleute auf die Betreffenden aufmerksam gemacht werden. Der Vorteil dieser Art von Popularisierung, die sehr zeitraubend ist und unter Fachkolleg*innen (den jeweils nicht befragten Expert*innen) nicht nur positive Reaktionen weckt, ist allerdings unbestreitbar die große und überregionale Breitenwirkung.

Etwas anders sieht es aus im Feld der lokalen Popularisierung, der Zusammenarbeit universitärer Wissenschaft mit Bildungseinrichtungen wie z. B. Volkshochschulen, mit Museen und bei Ausstellungen. Hier ist die Kontrolle über die eigene Botschaft gegeben; die Medialisierung ist nicht in die Hände einer Expert*innengruppe gelegt, sondern man spricht zu seinen eigenen PowerPoint-Folien. Der Vorteil liegt in der Authentizität der Botschaft und im höheren fachlichen Niveau. Allerdings fehlt erstens die professionelle

¹⁰ Vgl. dazu Wolfram Drews, Michael Grünbart u. Klaus Oschema, Verbundforschung und die Zukunft der Mediävistik (in diesem Heft).

Assistenz, denn niemand sagt einem, was und wie man es darbieten soll, und es gibt zweitens nicht wenige Fachwissenschaftler*innen, die keinen allgemeinverständlichen Vortrag über ihre Themen halten können. Die Bereitschaft und das Interesse auf der Seite der Wissenschaftler*innen vorausgesetzt, ergibt sich daraus eine quantitativ zwar beschränkte, qualitativ aber hochwertige Form der Popularisierung.

Allerdings ist für viele Akademiker*innen der Gedanke, vor Laien zu sprechen (getreu: Mt 7, 6: *μηδὲ βάλῃτε τοὺς μαργαρίτας ὑμῶν ἔμπροσθεν τῶν χοίρων*), despektierlich. Mehr als in den englischsprachigen Ländern ist für Deutschland (und wohl auch nicht weniger für Österreich und die Schweiz) eine besonders verwurzelte Elfenbeinturm-Mentalität festzustellen, die nicht mit dem öffentlichen Bildungsauftrag unserer Fächer korreliert. Dies zeigt sich auch auf dem Büchermarkt. Das ‚Sachbuch‘, das als Monographie einem bestimmten, hier mediävistischen Thema gewidmet ist, wird im deutschsprachigen Raum häufig von Journalist*innen oder Autodidakt*innen vorgelegt. ‚Richtige‘ Wissenschaftler*innen haben oft kein Interesse, allgemeinverständliche Bücher zu schreiben, ganz im Gegensatz zum anglo-amerikanischen Sprachraum, wo – so zumindest der Eindruck – auch wissenschaftliche Autor*innen bestrebt sind, weite Leserkreise zu erreichen.

Eine so deutliche Scheidung zwischen wissenschaftlichen Fachbüchern und den erwähnten Sachbüchern ist dort nicht so ausgeprägt. Daher sind englischsprachige Fachpublikationen meist leichter verständlich, oft mit einem gewissen Humor versehen und gelegentlich auch sprachlich an ein allgemeineres Niveau angenähert. Das markante Beispiel ist Kyle HARPER, ‚The Fate of Rome‘ (2017), über dessen wissenschaftliche Substanz man kritisch diskutieren sollte.¹¹ Für Verlage und Buchhändler*innen ist dieses Buch ein Sensationserfolg, für die beteiligten Fächer ein Segen, denn es erzählt den Übergang von der Antike in das Frühmittelalter als eine Art Klima- und Pest-Kriminalroman. Damit trifft es die Zeitstimmung zu 100 Prozent; das muss man erst einmal schaffen. Wissenschaftler*innen dürfen zwar durchaus über mögliche Grenzen von Wissenschaftskommunikation, Übersetzung und Popularisierung nachdenken, doch sollten sie die erzielbare Breitenwirkung populärer Medien nie unterschätzen.

3 Versuch einer Bestandsaufnahme

Es ist nicht ganz einfach, den Ist-Zustand in der Wissenschaftskommunikation der interdisziplinären Mediävistik zu erheben, da es keine zentrale Vernetzung, geschweige denn eine zentrale Plattform gibt. Der Mediävistenverband könnte deshalb angesichts seiner interdisziplinären Ausrichtung zumindest im deutschsprachigen Raum eine

¹¹ Vgl. Kyle Harper, *The Fate of Rome. Climate, Disease, and the End of an Empire* (The Princeton History of the Ancient World). Princeton, Oxford 2017 (dt. Übers.: Fatum. Das Klima und der Untergang des Römischen Reiches. München 2020).

Vorreiterrolle einnehmen. Gewisse Ansätze gibt es freilich schon längere Zeit, etwa spezielle Rubriken auf webbasierten Plattformen wie *mediaevum.de*, die zum Teil seitens Politik und Förderinstitutionen forcierten Kooperationen zwischen Schulen und Universitäten oder die sogenannte ‚Citizen Science‘, die Durchführung von Projekten in Kooperation mit interessierten Laien.¹² Relativ stark zugenommen haben auch die Twitter-, Instagram- und andere Social Media-Aktivitäten mediävistischer Projekte und Institutionen, darunter auch der Mediävistenverband. Das *bubble principle* wird aber auch hier gelten und die Binnenwirkung stärker als die Außenwirkung sein. Dies gilt ebenso für den gut bekannten Wissenschaftsblog ‚Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte‘, für die international für alle mediävistischen Fächer und darüber hinaus bedeutende Referenzbibliographie ‚Regesta Imperii OPAC‘ und für das neue, als Publikationsdienst mit Fachlektorat, Sacherschließung und vernetzten Suchmöglichkeiten gegründete Mittelalter-Repositoryum ‚Archivum Medii Aevi Digitale – Mediävistisches Fachrepository und Wissenschaftsblog‘ (AMAD),¹³ die ihre Wirkung über die einzelnen Mittelalterfächer hinaus nur bedingt bei einer wissenschaftsinteressierten Öffentlichkeit entfalten.

In den klassischen Medien funktioniert Wissenschaftskommunikation in erster Linie anlassbezogen und in Bezug auf Ereignisse und Personen individualisiert, vereinzelt und meist auch verkürzt. Übliche Anlässe sind im Bereich der Literaturwissenschaften mehr oder weniger spektakuläre Handschriftenfunde, vor allem wenn sie kanonische literarische Texte wie das ‚Nibelungenlied‘ (Melker und Zwettler Fragment) betreffen. Medial zu vermarkten sind neben Werken wie ‚Parzival‘, dem ‚Nibelungenlied‘¹⁴ oder den ‚Carmina Burana‘ vor allem haptische Trägermedien von Texten; ein Evergreen ist und bleibt der ‚Codex Manesse‘, dessen Miniaturen sich, jedenfalls in den bildungsaffinen Schichten, ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben haben.¹⁵ Im Vorteil sind hier sicher jene Disziplinen, die mit Materialität und Objekten zu tun haben, darunter Archäologie, Kunstgeschichte, Byzantinistik und Geschichtswissenschaft, oder die

12 In Österreich gab es hierzu die vom Bildungsministerium geförderte Projektinitiative ‚Sparkling Science‘ (www.sparklingsscience.at), die mittlerweile zu ‚Young Science‘ (www.youngscience.at; Zugriff jeweils 24.07.2020) weiterentwickelt wurde und auch Aspekte der Citizen Science inkludiert. Die Projekte sind freilich überwiegend naturwissenschaftlich.

13 Vgl. <https://mittelalter.hypotheses.org>, <http://opac.regesta-imperii.de> und eine Projektbeschreibung von AMAD unter <https://mittelalter.hypotheses.org/19022> (Zugriff jeweils: 24.07.2020).

14 Zum ‚Parzival‘ brachte das ZDF 2018 unter dem etwas halbseidenen und für diese Art der Wissenschaftskommunikation typischen Label ‚Superhelden‘ in Terra X eine Infotainment-Doku. <https://www.zdf.de/dokumentation/terra-x/superhelden-parzival-100.html> (Zugriff: 24.07.2020). Für das ‚Nibelungenlied‘ sei auf die einschlägigen Wormser Aktivitäten verwiesen.

15 Aufsehen erregt hat der ‚Codex Manesse‘ in jüngerer Zeit durch seinen Transport unter Polizeischutz von Heidelberg nach Mainz zur Kaiserausstellung im Landesmuseum 2020/21 (<https://www.tagesschau.de/multimedia/video/video-752447.html>) (Zugriff: 24.07.2020). Dass gerade dieses Detail und nur am Rande die Bedeutung des Codex im Zentrum stand, mag für diese Art der Berichterstattung bezeichnend sein.

wie die Musikwissenschaft historische Aufführungspraktiken untersuchen, sowie alle Disziplinen wie Judaistik, Medizin- und Islamwissenschaft, die mit ihren historischen Gegenstandsbereichen an aktuelle Ereignisse anschließen können.

Die großen Mittelalter-Ausstellungen führen diese Vermarktung wissenschaftlicher Erkenntnisse bereits seit mehr als 40 Jahren vor: Begonnen hat es mit der Staufer-Ausstellung des Jahres 1977, die aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des Bundeslandes Baden-Württemberg von der dortigen Landesregierung initiiert worden war. Damals nutzte man die berühmten Staufer, um die „geglückte Staatsbildung im deutschen Südwesten“, wie Ministerpräsident Hans Filbinger es in seiner Eröffnungsrede formulierte, mit der Vereinigung von Schwaben und Badenern zu feiern. Rheinland-Pfalz folgte 1992 mit einer großen Salier-Ausstellung, andere Länder legten nach wie Sachsen-Anhalt 2001 mit den Ottonen in Magdeburg.¹⁶ Bis zum heutigen Tag feiern solche Ausstellungen zu Herrschergeschlechtern und Königsdynastien wie den Karolingern, Wittelsbachern, Luxemburgern und Welfen ihre Erfolge, immer in Begleitung wissenschaftlicher Kataloge und Vorträge für eine interessierte Öffentlichkeit. Wertvolle Objekte aus einzigartigen Materialien wie Gold, Perlen, Pergament und Elfenbein bieten die Chance, auch die zugehörigen wissenschaftlichen Ergebnisse zu vermitteln. Personen- und ereignisgeschichtlich angelegte Präsentationen etwa zu Herzog Heinrich dem Löwen in Braunschweig, Kaiser Heinrich II. in Bamberg oder Canossa in Paderborn¹⁷ sind inzwischen längst strukturhistorischen Themen, etwa zum Phänomen der Stadt („Stadt im Wandel“, „Die Hanse“) und zur „Kultur der Frauenklöster“ in Essen, oder politisch inspirierten Fragestellungen gewichen, darunter das „Heilige Römische Reich“ in Magdeburg, die Franken als Wegbereiter Europas, „Saladin und die Kreuzfahrer“, „Die Staufer in Italien“ und „Die Päpste“ in Mannheim.¹⁸ Die Zusammenarbeit mit solchen Projekten ist in den

16 Historisches Museum der Pfalz u. a., Das Reich der Salier 1024–1125. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz. Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz vom 23. März bis 21. Juni 1992 (Publikation zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz). Sigmaringen 1992; Matthias Puhle (Hg.), Otto der Große. Magdeburg und Europa. Eine Ausstellung im Kulturhistorischen Museum Magdeburg vom 27. August bis 2. Dezember 2001. Katalog der 27. Ausstellung des Europarates und Landesausstellung Sachsen-Anhalt. 2 Bde. Mainz 2001.

17 Jochen Luckhardt, Franz Niehoff u. Gerd Biegel (Hgg.), Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995. 3 Bde. München 1995; Josef Kirmeier u. a. (Hgg.), Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Begleitband zur Bayerischen Landesausstellung 2002. Bamberg, 9. Juli bis 20. Oktober 2002 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 44). Stuttgart 2002; Christoph Stiegemann u. Matthias Wemhoff (Hgg.), Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Anfang der Romanik. Eine Ausstellung im Museum in der Kaiserpfalz, im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und in der Städtischen Galerie am Abdinghof zu Paderborn vom 21. Juli–5. November 2006. 2 Bde. München 2006.

18 Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Ruhrlandmuseum: die frühen Klöster und Stifte 500–1200. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland: die Zeit der Orden 1200–1500. Eine Ausstellung der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, in Kooperation mit dem Ruhrlandmuseum Essen vom 19. März bis

letzten Jahrzehnten zu einem Kernanliegen universitärer Wissenschaftsvermittlung geworden und scheint sich für alle Seiten, die Ausstellungsmacher*innen, das Publikum und die wissenschaftliche Betreuung, zu lohnen.

Wissenschaftskommunikation geht in diesen Bereichen fließend in das über, was man gemeinhin neutral bis abschätzig ‚Mittelalterrezeption‘ nennt und letztlich bis zu den Computerspielen reicht wie dem immerhin nicht ganz schlecht recherchierten ‚Kingdom Come Deliverance‘, dessen Handlung in den böhmischen Raum des 15. Jahrhunderts zurückprojiziert ist. Beratungstätigkeiten bei Ausstellungen, Filmen und Computerspielen können dabei helfen, wissenschaftliche Fragestellungen einzubringen, methodische Neuerungen aufzuzeigen und Inhalte auf dem aktuellen Stand zu vermitteln. Dies gilt selbst bis hin zum Tourismus, der das Mittelalter immer wieder als erfolgreiches Konzept für Freizeitgestaltung genutzt hat. So gab das Kultursekretariat Nordrhein-Westfalen schon im Sommer 1989 einen Katalog ‚Erlebnis Mittelalter‘ heraus, der auf 231 Seiten einen Überblick über Filme, Museen und Ausstellungen zu mittelalterlichen Themen und zahlreiche Projektanregungen gab und Expert*innen einbezog. Vorträge über das Mittelalter standen im Konnex von Angeboten seitens Musik-, Tanz- und Theatergruppen, mittelalterlicher Märkte oder mehrtägiger Ritter-Turniere. Sie beruhen häufig auf dem großen Engagement Einzelner wie etwa der ‚Literarische Frühling‘ in Nordhessen, dessen Veranstaltungen zur Kultur- und Wissenschaftsvermittlung in verschiedenen Orten im weiteren Umkreis von Kassel stattfinden und außer Auftritten von Schauspielern wie Mario Adorf und Iris Berben auch Vorträge zur kartographischen Weltansicht des Mittelalters und zur Lokal- und Regionalgeschichte einbeziehen.

Jenseits davon scheint die klassische Medienkommunikation meist anlass- und themenbezogen von den Medien selbst auszugehen. Seitens der Mittelalterforschung proaktiv Themen zu setzen, dürfte schwieriger sein. Auch hier gibt es kaum eine Systematik, entscheidend sind persönliche Interessen und lokale Anbindungen. Gewisse Chancen einer stärkeren Präsenz bieten einschlägigere Labels wie wissenschaftliche Sendungsformate in Radio oder TV. Sie eröffnen mitunter auch Optionen zu einer

3. Juli 2005, München 2005; Hans Ottomeyer u. Jutta Götzmann (Hgg.), Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806. 29. Ausstellung des Europarates in Berlin und Magdeburg. 2 Bde. Dresden 2006; Reiss-Museum Mannheim (Hg.), Die Franken, Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren. König Chlodwig und seine Erben. 2 Bde. Mainz 1996; Alfried Wiczorek, Mamoun Fansa u. Harald Meller (Hgg.), Saladin und die Kreuzfahrer. Begleitband zur Sonderausstellung in Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale), 21. Oktober 2005 bis 12. Februar 2006, im Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg, 5. März 2006 bis 2. Juli 2006 und in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, 23. Juli 2006 bis 5. November 2006 (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen 17/Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch 37). Mainz 2005; Alfried Wiczorek, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter (Hgg.), Die Staufer und Italien, Bd. 1–2 (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen 37–38). Darmstadt 2010; Alfried Wiczorek u. Stefan Weinfurter (Hgg.), Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt. Antike – Mittelalter – Renaissance. Katalog zur Ausstellung (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 78). Darmstadt 2017.

differenzierteren Darstellung von Sachverhalten, die freilich zumeist auch nur ein schmaleres Publikumssegment erreichen.

Der lokale Aspekt ist besonders vielversprechend für erfolgreiche Wissenschaftskommunikation.¹⁹ Die Universitäten können und sollten selbst als Institutionen fungieren, um entsprechende Formate anzubieten und auch werbeträchtig zu unterstützen. Die ‚Third Mission‘ manifestiert sich in dieser Hinsicht etwa in Veranstaltungsreihen des ‚Studium generale‘, das an vielen Standorten zunehmend gefordert und angeboten wird, um sehr effizient (wenngleich regional begrenzt) dem Gedanken des Lifelong Learning zu entsprechen. Vorträge bei Rotary-Clubs, Auftritte bei großen regionalen Events wie Jahresveranstaltungen regionaler Kulturstiftungen, kleine (Online-)Präsentationen lokaler Handschriftenschatze wie der Hessischen Landtafeln Wilhelm Dilichs²⁰ oder die Zusammenarbeit mit lokalen Museen und Archäologen wie etwa beim Eco-Pfad Helmarshausen²¹ erwecken auch bei völlig Fachfernen Erstaunen und damit Interesse für mediävistische Themen; sie können also dieses Vermittlungspotential nur verstärken. Analoges gilt für öffentliche Ringvorlesungen, deren interdisziplinäres Reservoir nicht zu übersehen ist.

Ein hohes Potential bieten dabei ‚Orte der Präsenz‘ mittelalterlicher Kultur und Architektur sowie die damit verbundenen Ereignisse. Die universitären Institutionen und die einzelnen Fachvertretungen sollten das regionale Interesse an den jeweiligen Themen nutzen. Ein Beispiel geben auch die ‚Pöchlerner Heldenliedgespräche‘, eine Tagungsserie, die seit der Mitte der 80er Jahre in (zumeist) zweijährigem Turnus zu Themen der mittelalterlichen Heldenepik stattfindet.²² Anlass und Ausgangspunkt war die Tatsache, dass Pöchlarn als einer der zentralen Schauplätze des ‚Nibelungenlieds‘ gilt, so dass die Stadtgemeinde von sich aus Interesse zeigte, in diesem Zusammenhang wissenschaftliche Symposien auszurichten. Die Initiative führte außerdem zur Errichtung des Pöchlerner Nibelungendenkmals. Ein ähnliches Interesse hat jüngst Lorsch gezeigt und erste Aktivitäten entwickelt.

Erfolgreiche Wissenschaftskommunikation kann die regionale Verankerung gerade auch in der Kooperation mit Schulen nutzen. Mittelalterliche Themen lassen sich aufgrund eines primären Interesses mitunter auch schon in der Grundschule erfolgreich vermitteln, ohne dass man sie auf niedrigstes Niveau hinunterbrechen müsste. Auch hier sind sicher persönliche Kontakte zu Lehrer*innen entscheidend. Ein zunehmend

19 Das gilt auch für Kooperation mit Stiftungen, die sich einer bestimmten Person verschrieben haben, z.B. die Albertus-Magnus-Stiftung in Köln. Es ist erstaunlich zu sehen, zu welcher großen Förderbereitschaft ein lokales Interesse führen kann.

20 Vgl. <https://www.uni-kassel.de/fb05/fachgruppen-und-institute/geschichte/fachgebiete/mittelalterliche-geschichte/interaktives-lernen/ausstellungen> (Zugriff: 27.05.2021)

21 Vgl. <https://eco-pfade.de/eco-pfad-archaeologie-helmarshausen/streckenverlauf/> (Zugriff: 20.09.2020).

22 Zahlreiche Sammelbände sind daraus erwachsen, vgl. zuletzt Johannes Keller, Florian Kragl u. Stephan Müller (Hgg.), 13. und 14. Pöchlerner Heldenliedgespräch. Die Nibelungenklage. Rüdiger von Bechelaren (Philologica Germanica 39). Wien 2019.

verbreitetes Label sind zudem Kinderunis, außerdem Aktionen wie ‚Die lange Nacht der Forschung‘, die in Österreich seit einigen Jahren landesweit und unter Beteiligung verschiedenster Forschungsinstitutionen, vor allem natürlich der Universitäten, durchgeführt wird. Auch in Deutschland gibt es ähnliche Aktionen, die jedoch auf einzelne universitäre Standorte beschränkt sind.

4 Mittelalterliche Alterität als Herausforderung

Abgesehen von generellen Faktoren, wie der zur Verfügung stehenden Zeit oder der unterschiedlichen Disposition von Forschenden hinsichtlich Motivation und Neigung zur Kommunikation nach außen, können die vielfältigen Aspekte der Alterität mittelalterlicher Kultur als eine besondere Herausforderung, aber auch als große Chance für die Vermittlung mediävistischer Themen, Forschungen und Erkenntnisse gelten.

Alterität manifestiert sich in den einzelnen Disziplinen auf unterschiedliche Weise,²³ in den geschichtswissenschaftlich und kunsthistorisch arbeitenden Fächern über die Inhalte der Bild- und Textquellen, in den Philologien eher in der Fremdheit der historischen Sprachstufen.²⁴ Auch hier scheint die Vermittlung jenen Fächern leichter zu fallen, die mit konkreten Objekten, Visualität und sinnlich-ästhetischer Erfahrbarkeit zu tun haben – etwa der Kunstgeschichte, der Archäologie, der Geschichte und der Musikwissenschaft. Das Faszinosum der Materialität kann freilich auch für die Vermittlung mittelalterlicher Literatur fruchtbar gemacht werden, wenn wir an die (illustrierten) Handschriften, an die Vokalität und Performanz als stimmliche Realisation und an lautes Lesen denken.

Alterität schafft historische Distanz. Dies mag den Effekt haben, dass mittelalterliche Themen und Fragestellung in der landläufigen Wahrnehmung zuerst einmal von geringer gesellschaftlicher Relevanz erscheinen, von ökonomischer ganz zu schweigen. Sichtbarkeit und Visualität, unmittelbare Präsenz und daraus resultierende Evidenz dürften sich allerdings zu entscheidenden Faktoren entwickeln. In Speyer, Trier, Worms und am Wiener Stephansplatz, wo die Objekte vor Ort sichtbar sind, wird man mehr Sinn für die Beschäftigung mit dem Mittelalter und für mediävistische Forschung haben als – ohne diesen Städten zu nahe treten zu wollen – in Bochum, Düsseldorf, Jena oder Karlsruhe. Die sogenannten ‚Objekt-Wissenschaften‘ können also den Blick grundlegend verändern.

23 Zum Konzept der Alterität bis heute grundlegend vgl. Hans Robert Jauß, *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976*. München 1977.

24 Konsequenter aus dieser Perspektive gedacht ist das didaktische Konzept des Lehrbuchs von Klaus-Peter Wegera, Nina Bartsch u. Simone Schultz-Balluff, *Mittelhochdeutsch als fremde Sprache. Eine Einführung für das Studium der germanistischen Mediävistik*. 4. Aufl. Berlin 2019.

Eine Herausforderung ergibt sich sicherlich aus der Komplexität mediävistischer Gegenstandsbereiche, die diese Alterität kennzeichnen. Dies kann einerseits Neugierde wecken, aber andererseits auch abschrecken. Neben der Erschließung historischer Sprachstufen sind die Literaturwissenschaften schon den Studierenden und erst recht den vielbeschworenen ‚interessierten Laien‘ gegenüber etwa mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass Autor*innen biographisch kaum fassbar sind, während die hermeneutische Textur literarischer Werke in Minnesang und Heldenepik äußerst vielschichtig ist. So ließe sich das meiste ‚Kapital‘ aus Walther von der Vogelweide schlagen, wenn man ihn als historische Person fassen könnte; dass man aber, um seriös zu bleiben, den Leuten, die ihn in Südtirol, im Waldviertel oder in Würzburg für sich reklamieren, sagen muss, dass wir bestenfalls seinen Rockzipfel aus der Reiserrechnung Wolfers von Erla vom 10. November 1203 kennen, ist wissenschaftlich redlich, für das Wissenschaftsmarketing eher geschäftsschädigend. Analoges gilt für die Minnesänger, die nicht automatisch erotische Neurotiker waren, oder für das ‚Nibelungenlied‘, in dem eben nicht die Fellgermanen herumgeistern.

Diese Andersartigkeit des Mittelalters appelliert an die Fremdartigkeit der gezeigten Lebenswelt. Dieser Blick in eine Welt, die nicht unsere Welt der Moderne ist und Sehnsüchte nach unbeschwertem Genuss, Ursprünglichkeit, kostbaren Exponaten und Spontaneität weckt, kann deshalb auch für die Kommunikation nach außen genutzt werden. Einerseits steht sie als ein ferner kontrastiver Spiegel im Gegensatz zur Entfremdung des modernen Menschen, zur Komplexität und zur Technologiedominanz unserer heutigen Welt. Andererseits verbindet die Presse mit dem Mittelalter gerne die Entmündigung des Individuums aufgrund religiös bestimmter Orientierungen. Das Schlagwort ‚Zurück ins Mittelalter‘ erscheint regelmäßig dort, wo es um politische, soziale, intellektuelle und ökonomische Vorgänge geht, die als Attacken gegen den Fortschritt und gegen moderne Errungenschaften verstanden werden. In diffamierender Verwendung bezeichnet es eine Sache, die als alt und schlecht gilt. So ist das Mittelalter im heutigen Denken in zweierlei Weise gegenwärtig: in einer positiven und in einer negativen Auffassung, in Abstoßung und Aneignung. Otto Gerhard OEXLE bezeichnete diese Erscheinung als ‚Das entzweite Mittelalter‘ und konstatierte, dass diese beiden Bilder vom Mittelalter (ganz im Gegensatz zu unserem einheitlich geformten Bild der Antike) trotz ihrer Gegensätzlichkeit ständig aufeinander bezogen seien.²⁵

Gerade diese Widersprüchlichkeit kann deshalb produktiv genutzt werden, einerseits im Dialog mit den Technik- und Sozialwissenschaften, denen historisches Denken und dessen eigene Wertigkeit oft fremd ist, und andererseits beim Wissenschaftstransfer

25 Vgl. Otto Gerhard Oexle, *Das entzweite Mittelalter*. In: Gerd Althoff (Hg.), *Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter* (Ausblicke. Essays und Analysen zu Geschichte und Politik). Darmstadt 1992, S. 7–28, 168–177. Vgl. auch Stephan Dusil, Katrin Kogman-Appel, Isabelle Mandrella, Kathrin Müller u. Ulrich Müller, „Typisch Mittelalter“? Begriffe, Gegenstände, Perspektiven (in diesem Heft).

in die breitere Öffentlichkeit. Der Mittelalterforschung muss es gerade im Kontakt mit Ersteren darum gehen, als ernsthafte Partnerin wahrgenommen zu werden, eine Kommunikation auf Augenhöhe zu legitimieren und eine gesunde interdisziplinäre Konkurrenz auszuhalten. Die speziellen methodischen Fähigkeiten der Mediävist*innen in Bereichen wie Textinterpretation, Vielsprachigkeit und Kontextualisierung mögen hier helfen, den gegenseitigen Respekt aufzubauen.

Gegenüber beiden Zielgruppen können und sollten sich die Wissenschaftskommunikator*innen aber in jedem Fall gewinnträchtig mit den vorhandenen Vorurteilen auseinandersetzen: mit dem Generalklischee vom ‚finsternen Mittelalter‘, das ja auch ein Faszinosum ist, mit pseudowissenschaftlichen Thesen und Versuchen, Autor*innen entgegen jeder wissenschaftlichen Evidenz zu lokalisieren oder als negativ betrachtete Phänomene wie die Hexenverfolgung allein im Mittelalter zu verorten, bis hin zu weiteren hobbyhistorischen Ambitionen. Die Mediävistik hat hier die Aufgabe, Aufklärung im wahrsten Wortsinne zu leisten. Dies kann zum Erfolg führen, wenn man die richtigen Strategien – das Moment der Neugierde, die Effekte des Staunens und das Streben nach Neuerkenntnis – zu nutzen weiß. Komplexe Sachverhalte populär zu kommunizieren, muss nicht bedeuten, dass man sie auf triviales Niveau herunterbricht. Prinzipiell empfiehlt sich jedoch, als Ausgangspunkt einen möglichst eingängigen, exemplarischen Bezug zum historischen, haptischen Objekt zu wählen.

Weitere Herausforderungen sind intrinsischer Natur: der Zeitfaktor sowie die aktuelle wissenschaftspolitische Lage, dass Öffentlichkeitsarbeit und Engagement im Bereich der ‚Third Mission‘ im Kollegium, in den Institutionen und in Evaluationen zumeist wenig Reputation erbringen. Die Rentabilität erfolgreicher Strategien in der Wissenschaftskommunikation, die immerhin auch den Bildungsauftrag der Universitäten inkludiert, lässt sich eben nicht so präzise bemessen wie die Drittmittelakquise und dürfte nicht einmal weniger zeit- und arbeitsaufwendig sein. Für die Zukunft wäre also zu wünschen, dass sich die Reputation und Bewertung eines solchen Engagements innerhalb der Universitätslandschaft ändert, dass sich Ansehen, Ehre und Anerkennung verstärkt auch auf die Wissenschaftskommunikation beziehen und die Universitäten ihrem öffentlichen Bildungsauftrag auch dadurch nachkommen, dass sie die Öffentlichkeitsarbeit erleichtern, besser koordinieren und auf allen Ebenen noch intensiver unterstützen. Kontraproduktiv wäre es hingegen, Druck aufzubauen und einfach zu verlangen, dass ein weiteres Feld bespielt werden muss, ohne auf positive Bestärkung zu setzen und zusätzliche Mittel bereitzustellen.

5 Chancen und Visionen

Die Chancen einer erfolgreichen mediävistischen Wissenschaftskommunikation liegen im klassischen Medienbereich sicher darin, aktuelle Themen, konkrete Anlässe und regionale Schwerpunkte zu nutzen und dabei zu zeigen, womit wir uns beschäftigen

und warum die Mediävistik heute noch relevant ist.²⁶ Die gegenwärtige Pandemiekrise hat etwa die Anschlussfähigkeit der Medizingeschichte plastisch vor Augen geführt. Solche Chancen, durchaus in Abhängigkeit von Zufällen, flexibel zu ergreifen und wissenschaftsfundiert auszubauen, sollte uns eine wichtige Aufgabe sein. Denn derartige Zufälle zeigen auch, dass wir auf verschiedensten Gebieten Wichtiges zu vermitteln haben und diese Aufgabe durchaus offensiv angehen können. Unsere wissenschaftlichen Ansätze nicht nur in andere fachliche Zusammenhänge einzubinden, sondern mit aktuellen Fragen zu verbinden, muss Teil einer dauerhaften Strategie werden, um die Relevanz des Mittelalters in alltäglichen Situationen aufzuzeigen und letztlich die Beschäftigung damit zu rechtfertigen. Dabei sollte Aktualität nicht einfach nur ein Aufhänger sein, um mediävistische Gegenstandsbereiche und Forschungen zu lancieren. Langfristig erfolgversprechend wäre vielmehr der Grundsatz zu zeigen, dass gegenwärtige Ereignisse und Phänomene immer dann entscheidend rational zu fassen und zu bewältigen sind, wenn man sie mit vergleichbaren historischen Gegebenheiten und in ihrer historischen Verflochtenheit zu fundieren weiß.

Für die künftige Arbeit vielversprechend sind weiterhin lokal angebundene und möglichst institutionalisierte Kooperationen im Schnittbereich von Universität, Schule und Kulturpolitik. Hervorragende Mittel sind Veranstaltungsformen wie Kinderuniversität, Seniorenstudium, Ringvorlesungen und ‚Studium generale‘, Zusammenarbeiten mit außeruniversitären Einrichtungen wie Museen sowie die enge Kooperation mit den Stellen der kommunalen Kulturpolitik.

Methodisch bedarf Wissenschaftskommunikation eines gewissen kommunikativen Talents, persönlicher Kontakte und eines gesteigerten Bewusstseins, dass auch komplexe wissenschaftliche Inhalte durchaus zu kommunizieren sind und dies für die Disziplinen und ihre öffentliche Anerkennung von hoher Wichtigkeit ist. Es darf als sicher gelten, dass diese Form der Vermittlung (wie die akademische Lehre) für Forschung und wissenschaftliche Erkenntnisprozesse (nicht zuletzt im Sinne der Selbstreflexion) fruchtbar sein kann. Ansetzen lässt sich bei den materiellen Grundlagen, den historischen Objekten und Medien, mit denen wir es letztlich in allen Fächern zu tun haben, kurz: mit Gegebenheiten, die haptisch, visuell, ästhetisch im weiteren Sinn erfahrbar sind. Interdisziplinäre Offenheit und Kooperation sind sicher auch in diesem Bereich von unschätzbarem Vorteil, schon deshalb, weil in interdisziplinärer Arbeit von vornherein die ‚Hermetismen‘, die den Diskurs in der jeweiligen engeren Disziplin prägen mögen, zugunsten einer dialogischen Erkenntnisleistung aufgebrochen werden.

26 Vgl. Chris Jones, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.), *Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present* (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020. <https://doi.org/10.1515/9783110546316> (Zugriff: 24.07.2020). Vgl. auch Philippe Depreux, Franz Körndle, Matthias Müller, Bernd Roling u. Roland Scheel, *Relevanz der Mediävistik. Das ‚Mittelalter‘ als Teil unserer Gegenwart* (in diesem Heft).

Wenn unter ‚Visionen‘ davon die Rede sein soll, wie Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftstransfer durch den Mediävistenverband und seine Mitglieder intensiviert werden können, so lässt sich diese Gesamtaufgabe in Teilaufgaben zerlegen. Es stellen sich Fragen für einzelne mediävistische Fächer (a) und für den Mediävistenverband als Ganzen (b).

- a. Die Eigenarten der mediävistisch ausgerichteten Einzelfächer sind in diesem Strategiepapier bereits treffend charakterisiert. Allgemein ist festzustellen, dass auf den ersten Blick nicht jedes Fach gleich gute Chancen zu haben scheint, in der Öffentlichkeit Interesse zu finden. Vielleicht ziehen mit Gold oder Handschriftenminiaturen versehene Objekte eher die Blicke auf sich als abstrakte Fragestellungen, aber eine geschickte Darstellung kann auch komplexere mediävistische Themen für ein weiteres Publikum interessant machen. Ein Beispiel ist Regina TOEPFERS neues Buch zu Kinderlosigkeit,²⁷ das ein aktuelles gesellschaftspolitisches Thema aufgreift und in den Dialog mit mittelalterlichen Phänomenen setzt. Es ließen sich gerade im Themenfeld Körper, Gesundheit, Krankheit, Heilung zahlreiche weitere erfolgreiche Beispiele nennen. Der Trend, der sich hier erkennen lässt, mag vielleicht nicht allen beteiligten Fachwissenschaftler*innen sympathisch erscheinen. Aber Themen, die in der Zeitgeschichte oder Gegenwart aktuell sind, werden von einer weiteren Öffentlichkeit gerne auf ihre historischen Dimensionen befragt. Dies zeigt sich auch in der Corona-Pandemie, in der die Seuchengeschichte eine Art Hochkonjunktur erlebt.²⁸ So finden derzeit besonders anthropologische Themen, anders ausgedrückt: *körpernahe* Fragestellungen, ein besonderes Interesse. Man sollte sich seine Forschungsthemen nicht ausschließlich unter dem Aspekt der Popularisierbarkeit auswählen, aber die Frage der Anschlussfähigkeit an aktuelle gesellschaftliche Diskurse ist immer wieder zu stellen, wenn wir die Relevanz unserer Disziplinen allgemeinverständlich vermitteln wollen. Liegt sie in der Medizingeschichte durch das semikontingente Ereignis einer Pandemie und in den Islamwissenschaften derzeit auf der Hand, so zeigt das Buch der Germanistin TOEPFER, dass vieles möglich ist. Anschlussfähigkeit an aktuelle Diskurse heißt nicht, dass man die vermeintliche mittelalterliche Vorgeschichte aktueller Problemlagen aufdeckt (Präsentismus) oder die gegenwärtigen Streitfragen als scheinbar konstante Phänomene darstellt (Essentialismus). Natürlich gibt es im Feld der historischen Anthropologie einige Grundmuster, aber die epochenspezifischen Unterschiede der Wahrnehmung und der Bewältigung sind der eigentliche

27 Vgl. Regina Toepfer, *Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter*. Stuttgart 2020.

28 Vgl. Karl-Heinz Leven, *Die Welt mit und nach Corona: medizinhistorische Perspektiven*. In: Bernd Kortmann u. Günther G. Schulze (Hgg.), *Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie*. Bielefeld 2020, S. 91–98.

Gegenstand jeder historischen Herangehensweise. Dies wird im erwähnten Buch zur Kinderlosigkeit musterhaft vorgeführt.

- b. Der Mediävistenverband, sein Präsidium und alle Beiratsmitglieder sollten darauf achten, Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftstransfer stärker als Aufgabe aller Beteiligten zu begreifen und dies auch immer wieder bewusst zu machen. Gegenwart und nähere Zukunft lassen erwarten, dass die Kategorie der (System-)Relevanz an den Universitäten zunehmend wirksam werden wird.²⁹ Dabei werden historisch orientierte Fächer noch stärker unter Rechtfertigungsdruck geraten, da biologisch-medizinische Denkweisen politisch und gesamtgesellschaftlich die Oberhand zu gewinnen scheinen. Mediävistische Fächer brauchen nicht jeden Tag ihren Beitrag zur Bewältigung von aktuellen Krisen hervorheben, aber sie sollten zeigen, dass sie ein unverzichtbarer Teil der Kultur und deren Überlebens sind. Denn im Kulturbeutel der Mediävistik finden sich Lebens-, keine Desinfektionsmittel.

Die Aufgabe, eigene Forschungsinhalte für ein fachfremdes Publikum zu übersetzen und zu popularisieren, obliegt naturgemäß den einzelnen Disziplinen und hängt entscheidend von der Motivation, dem Interesse und dem Enthusiasmus der einzelnen Fachvertreter*innen am jeweiligen Ort ab. Der Mediävistenverband sollte derartige Initiativen ermuntern und fördern, aber auch über Kriterien für gelingende Wissenschaftskommunikation diskutieren und die damit verbundenen Rollenerwartungen reflektieren. Dies kann dadurch geschehen, dass auf den Symposien des Verbands eine eigene Sektion installiert wird, in der geeignete Formen der Wissensvermittlung (z. B. *science slam*) vorgeführt und erprobt werden. Erfahrene Fachvertreter*innen sollten sich ebenso dafür interessieren wie Nachwuchskräfte, die die sich damit bietenden Chancen vermutlich gerne nutzen werden.

Der Mediävistenverband sollte diese Art der ‚Öffentlichkeitsdidaktik‘ stärken. Dazu gehört es auch, auf der Homepage besser erkennbar zu machen, wer in Deutschland für das Mittelalter zuständig ist bzw. an wen man sich wenden soll. Mit dem fachlich perfekten Begriff ‚Mediävistenverband‘ gibt es ohnehin ein kleines Problem: Viele Leute, auch solche mit Abitur, wissen nicht, wer oder was sich hinter ‚Mediävisten‘ verbirgt. So gibt es (Neuzeit)Historiker*innen, die meinen, es handle sich dabei um ‚Methodisten‘. Durch technische Tricks sollte es gelingen, das Suchwort ‚Mittelalter‘ mit dem Mediävistenverband zu koppeln, auch wenn es finanzielle und andere Ressourcen erfordern sollte. Fernziel wäre der Aufbau einer interdisziplinären mediävistischen Kontaktbörse

²⁹ Die Verfasser*innen des E-Papers der Friedrich-Ebert-Stiftung weisen darauf hin, dass bei Antragstellungen mittlerweile geradezu erwartet wird, dass Wissenschaftler*innen die gesellschaftspolitische Relevanz und den ‚Impact‘ ihrer Forschungen darlegen, wenn sie gefördert werden wollen. Vgl. Grenzüberschreitungen (Anm. 1), S. 4.

sowie gegenseitige Kooperationen bei Expert*innenanfragen. Auf diese Weise könnte es gelingen, dass der Mediävistenverband bei der Vermittlung mediävistischen Wissens an die Öffentlichkeit und für die Gesellschaft künftig eine führende Rolle spielt.

Literaturverzeichnis

- Bachmann-Medick, Doris:** Translational Turn. In: Dies. (Hg.), *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek 2006, S. 238–283.
- Harper, Kyle:** *The Fate of Rome. Climate, Disease, and the End of an Empire* (The Princeton History of the Ancient World). Princeton, Oxford 2017 (dt. Übers.: *Fatum. Das Klima und der Untergang des Römischen Reiches*. München 2020).
- Historisches Museum der Pfalz u. a.:** *Das Reich der Salier 1024–1125. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz. Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz vom 23. März bis 21. Juni 1992* (Publikation zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz). Sigmaringen 1992.
- Jauß, Hans Robert:** *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976*. München 1977.
- Jones, Chris, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.):** *Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present* (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020 <https://doi.org/10.1515/9783110546316> (Zugriff: 24.07.2020).
- Keller, Johannes, Florian Kragl u. Stephan Müller (Hgg.):** 13. und 14. Pöchlerner Heldenliedgespräch. Die Nibelungenklage. Rüdiger von Bechelaren (Philologica Germanica 39). Wien 2019.
- Kirmeier, Josef u. a. (Hgg.):** *Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Begleitband zur Bayerischen Landesausstellung 2002*. Bamberg, 9. Juli bis 20. Oktober 2002 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 44). Stuttgart 2002.
- Krone und Schleier.** *Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Ruhrlandmuseum: die frühen Klöster und Stifte 500–1200*. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland: *die Zeit der Orden 1200–1500*. Eine Ausstellung der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, in Kooperation mit dem Ruhrlandmuseum Essen vom 19. März bis 3. Juli 2005, München 2005.
- Leven, Karl-Heinz:** *Die Welt mit und nach Corona: medizinhistorische Perspektiven*. In: Bernd Kortmann u. Günther G. Schulze (Hgg.), *Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie*. Bielefeld 2020, S. 91–98.
- Luckhardt, Jochen, Franz Niehoff u. Gerd Biegel (Hgg.):** *Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995*. 3 Bde. München 1995.
- Oexle, Otto Gerhard:** *Das entzweite Mittelalter*. In: Gerd Althoff (Hg.), *Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter* (Ausblicke. Essays und Analysen zu Geschichte und Politik). Darmstadt 1992, S. 7–28, 168–177.
- Ottomeyer, Hans u. Jutta Götzmann (Hgg.):** *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*. 29. Ausstellung des Euro-Parates in Berlin und Magdeburg. 2 Bde. Dresden 2006.
- Puhle, Matthias (Hg.):** *Otto der Große. Magdeburg und Europa. Eine Ausstellung im*

Kulturhistorischen Museum Magdeburg vom 27. August bis 2. Dezember 2001. Katalog der 27. Ausstellung des Europarates und Landesausstellung Sachsen-Anhalt. 2 Bde. Mainz 2001.

Stiegemann, Christoph u. Matthias Wemhoff (Hgg.): Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik. Eine Ausstellung im Museum in der Kaiserpfalz, im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und in der Städtischen Galerie am Abdinghof zu Paderborn vom 21. Juli bis 5. November 2006. 2 Bde. München 2006.

Reiss-Museum Mannheim (Hg.): Die Franken, Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren. König Chlodwig und seine Erben. 2 Bde. Mainz 1996.

Toepfer, Regina: Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter. Stuttgart 2020.

Toepfer, Regina, Peter Burschel u. Jörg Wesche: Einleitung. In: Dies. (Hgg.), Übersetzen in der Frühen Neuzeit – Konzepte und Methoden. Concepts and Practices of Translation in the Early Modern Period. Stuttgart 2021, S. 1–27. DOI: 10.1007/978-3-662-62562-0.

Wegera, Klaus-Peter, Nina Bartsch u. Simone Schultz-Balluff: Mittelhochdeutsch als

fremde Sprache. Eine Einführung für das Studium der germanistischen Mediävistik. Berlin 2019.

Wieczorek, Alfried, Mamoun Fansa u. Harald Meller (Hgg.): Saladin und die Kreuzfahrer. Begleitband zur Sonderausstellung in Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale), 21. Oktober 2005 bis 12. Februar 2006, im Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg, 5. März 2006 bis 2. Juli 2006 und in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, 23. Juli 2006 bis 5. November 2006 (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 17 / Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch 37). Mainz 2005.


Wieczorek, Alfried, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter (Hgg.): Die Staufer und Italien, Bd. 1–2 (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 37–38). Darmstadt 2010.


Wieczorek, Alfried u. Stefan Weinfurter (Hgg.): Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt. Antike – Mittelalter – Renaissance. Katalog zur Ausstellung (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 78). Darmstadt 2017.


Mediävist*innen von morgen fördern

Herausforderungen und Chancen

Kontakt

Jun.-Prof. Dr. Eva von Contzen,
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,
FRIAS, Englische Literatur,
Albertstr. 19, D-79104 Freiburg i. Br.,
eva.voncontzen@frias.uni-freiburg.de
 <https://orcid.org/0000-0002-0871-4978>

Prof. Dr. Albrecht Fuess,
Philipps-Universität Marburg, Centrum
für Nah- und Mittelost-Studien, Islam-
wissenschaft, Deutschhausstraße 12,
D-35032 Marburg,
albrecht.fuess@staff.uni-marburg.de
 <https://orcid.org/0000-0001-5981-3506>

Dr. Jonathan Reinert,
Eberhard Karls Universität Tübingen,
Institut für Spätmittelalter und
Reformation, Liebermeisterstr. 12,
D-72076 Tübingen,
jonathan.reinert@uni-tuebingen.de
 <https://orcid.org/0000-0001-5560-4141>

Abstract The future of an academic field is dependent on its attractiveness for scholars of the next generation, and its ability to stay relevant to society. This paper therefore discusses the current situation for emerging scholars in the field of medieval studies in Germany. It outlines the general context for young academics in Germany, and begins the discussion about which aspects within the system should be open to debate, in order to strengthen the position for the new generation. The authors also raise the issue of parenthood and academic careers, which – as women in particular are still disadvantaged – needs to be adjusted in view of changing concepts of shared responsibilities in childcare. In the second part, the authors turn to the role medieval studies can and should play in emerging fields like Digital Humanities, and the thematic and methodological variety they have to offer for the wider public, and especially for schools. The paper calls on the young generation especially to involve themselves using new formats, in order to make the discipline attractive for even younger people. The opportunities for international exchange and interdisciplinary approaches have perhaps never been as promising as today. The paper closes by making a number of concrete proposals to the Mediävistenverband, in order to intensify its support of young scholars in their academic careers and thereafter.

Keywords young medievalists, debating academic careers in Germany, challenges and opportunities for the future

1 Institutionelle Rahmenbedingungen und Probleme/ Wissenschaft und Beruf

Die Klagen über ‚Wissenschaft als Beruf‘ sind so alt wie die Wissenschaft selbst und lassen sich kultur- und regionsübergreifend auch schon in vielen mediävistischen Texten nachweisen. Insofern kann eine interdisziplinär arbeitende Mediävistik das Phänomen des wissenschaftlichen Nachwuchses und seiner Förderung sowohl in historischer Tiefe angehen als auch die aktuelle Situation in den Blick nehmen. Der vorliegende Beitrag möchte den zweiten Punkt intensiver beleuchten, will aber auch anregen, sich mit historischen Gelehrtenrepubliken zu beschäftigen, deren genauere Erforschung für die Gegenwart nutzbar gemacht werden kann.

Insgesamt ist es der Mediävistik in den letzten Jahrzehnten gelungen, zumindest im deutschsprachigen Bereich zunehmend als Ideengeberin für Deutungsansätze aktueller Themen wahrgenommen und dadurch gesellschaftspolitisch relevanter zu werden. Die Verbindung heutiger Salafist*innen zu mittelalterlichen arabischen Autor*innen, populäre Filme, deren ägyptische und türkische Filmemacher*innen darüber streiten, wem denn das laut Thomas BAUER nicht existente islamische Mittelalter gehöre,¹ werden beispielsweise heute auch durch die mediävistisch arbeitende Islamwissenschaft bearbeitet. Ähnliches gilt für das aktuell so populäre Fantasyfilm-Genre bis hin zu Lösungsmöglichkeiten von aktuellen Religionskonflikten, zu denen man die Expertise der Mediävistik aus damaligen Auseinandersetzungen heranzieht.

Die Mediävistik hat sich in den letzten Jahren globalisiert, diversifiziert und neuen Methoden, Arbeits- und Darstellungsweisen geöffnet. Sie ist dabei moderner und visueller geworden. Dem wissenschaftlichen Nachwuchs stehen daher im Rahmen internationaler Kooperationen am Anfang der Karriere bzw. zu Beginn der Promotion Möglichkeiten offen, die die Forschungslandschaft vor 20 Jahren nicht in dieser Fülle und Spielfreude bot.

Umso bedrückender stellt es sich dann aber dar, wenn dieser Fülle von Chancen nur ein sehr begrenztes Spielfeld mit knapp bemessenem Dauerpersonal zur Verfügung steht. Für die Lebensplanung von Personen in der Mitte ihres Lebens, die oftmals auch vor den Herausforderungen einer Familiengründung stehen, bedeuten die ungewissen Zukunftsaussichten ein Damoklesschwert, das ihre Produktivität und nicht zuletzt ihre Freude am Beruf des*der Wissenschaftler*in stark beeinträchtigt. Hier ist das ‚Wissenschaftszeitvertragsgesetz‘ mit seiner maximalen Beschäftigungsdauer von zwölf Jahren für Personal auf Qualifikationsstellen an Universitäten nach wie vor ein hochproblematischer Faktor. Durch die letztlich arbiträre Limitierung auf zwölf Jahre findet eine immense Verschwendung von Mitteln und Potential statt, die auch das gemeinsame

1 Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2019. Siehe dazu auch den Beitrag „Typisch Mittelalter“? (in diesem Heft).

wissenschaftliche Arbeiten – gerade in Zeiten der verstärkten Verbundforschung – empfindlich stört, letztlich gar bestmögliche Forschungsleistungen verhindert.

Vieles liegt beim Wissenschaftszeitvertragsgesetz in den Erfahrungen der 70er Jahre und den damals erfolgreichen Einklagungen in das System begründet. Doch diese Ereignisse sind jetzt auch schon über 40 Jahre her. Es könnte daher an der Zeit sein, das Wissenschaftszeitvertragsgesetz neuen Bedingungen anzupassen und entsprechende Gesetzgebungen neu zu fassen. Eine Hauptproblematik im Wissenschaftsbetrieb ist die Frage, zu welchem Zeitpunkt der Karriere Dauerstellen eingerichtet werden sollen. Kommen diese schon sehr früh, kann dies zu einem Schaffensknick führen, der aus der Bequemlichkeit der Festanstellung resultiert, werden die Dauerstellen aber dauerhaft nicht erreicht oder nur sehr spät, kann dies zu Frustrationen führen. Das jetzige deutsche System setzt darauf, Dauerstellen für den wissenschaftlichen Nachwuchs eher spät zur Verfügung zu stellen, und wacht mit erheblichem personellen Aufwand seitens der Verwaltung darüber, dass Nachwuchswissenschaftler*innen nach Ablauf der Frist diese Stellen räumen und der nächsten Generation zur Verfügung stellen, auch wenn die Professur noch nicht erreicht ist. Bei zu langer Beschäftigung von Mitarbeitenden droht von deren Seite andernfalls möglicherweise die Klage, über die sie sich die Dauerstellen erstreiten möchten. Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die den Wettlauf zur Professur erfolgreich absolviert haben und dank des Beamtenstatus viele Freiheiten genießen, zum Beispiel dem nicht verstetigten Nachwuchs gegenüber weisungsbefugt zu sein.

Nun könnte man diese Abhängigkeiten im System eventuell anders organisieren. Eine Möglichkeit wäre es, Laufzeiten von Verträgen mit längeren Probezeiten zu versehen, im Gegenzug sollte der*die Mitarbeiter*in die Aussicht erhalten, dass sein* ihr Vertrag nach einer ersten Verlängerung von drei Jahren nach sechs Jahren bei Zustimmung der verantwortlichen Gremien verstetigt werden kann. Es stellt sich schon seltsam dar, dass an deutschen Universitäten in hohem Maße regelmäßig Personal freigesetzt wird, mit dessen Arbeit alle zufrieden sind.

Die Junge Akademie hat jüngst ein Department-Modell vorgeschlagen, bei dem Lehrstühle abgeschafft und stattdessen eine Reihe äquivalenter Stellen (mehr und gleichberechtigte Professuren, darunter Tenure-Track-Positionen) die Personalstruktur eines Fachbereichs bilden.²

Auch der Beamtenstatus der Professor*innen gehört auf den Prüfstand. Ein unabhängiger Geist kann auch angestellt sein, dies würde den starken formalen Gegensatz zwischen Chefs und Mitarbeitenden abmildern und könnte auch den Teamgedanken stärken. Die Hürden, die bei dann möglichen Kündigungen von nichtverbeamteten

2 Julie Specht u. a., Departments statt Lehrstühle. Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft. Datenbeitrag der AG Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie 2017. https://www.diejungeakademie.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/aktivitaeten/wissenschaftspolitik/stellungnahmen_broschuren/JA_Debattenbeitrag_Department-Struktur.pdf (Zugriff: 14.12.2020).

Professor*innen und Mitarbeiter*innen aufgebaut werden, müssten dann aber entsprechend hoch sein, um die Unabhängigkeit der Wissenschaft zu wahren.

Diese Überlegungen sind hier nur als Anregung zu verstehen, um zur Diskussion einer von vielen als unbefriedigend empfundenen Situation beizutragen. Hier könnte man ebenso einmal offen ansprechen, dass die Gesamtzahl der verfügbaren Stellen für den wissenschaftlichen Nachwuchs im Bereich der Forschung und Lehre zugunsten von Stellen im Wissenschaftsmanagement der Hochschulen kontinuierlich abgenommen hat. Manche dieser Stellen in der Verwaltung werden dann zwar von Wissenschaftler*innen besetzt, doch dürfte beispielsweise die Überwachung von Prüfungsordnungen durch promovierte Nachwuchswissenschaftler*innen die Forschung mit Sicherheit nicht besser voranbringen als eine wissenschaftliche Tätigkeit dieser Mitarbeiter*innen.

Ein weiterer kritischer Punkt liegt in der *Vereinbarkeit von Familie und Beruf*. Zwar hat es hier in den letzten Jahren Verbesserungen, beispielsweise in der Kinderbetreuung, gegeben, doch verfügen junge Väter, vor allem aber junge Mütter generell über ein geringeres Zeitkontingent als Mitbewerber*innen ohne Kinder. Das bisherige System hat gerade unter Frauen Kinderlosigkeit begünstigt. Wenn wir eine umfassende Frauen- und Familienförderung ernst nehmen wollen, bedarf es einer systematischen Umstellung des Systems dahingehend, dass Mutterschaft keinen Nachteil für die akademische Karriere bedeutet, insbesondere mit Blick auf praktische und Auslandserfahrung, aber auch auf Output und Qualifikationszeiten. Daneben sollte man abgeschwächt auch eine Anrechnung der Leistungen von Vätern einbauen. Die Problematik wäre weitaus weniger verschärft, wenn Dauerstellen bereits vor oder während Familienphasen zur Verfügung stünden. Mit Sicherheit birgt eine frühe Vergabe von Dauerstellen auch Gefahren und Risiken, aber hier sollte man gewünschte Mindeststandards definieren, die von Stelleninhaber*innen zu erbringen sind, um weiterbeschäftigt zu werden, und auch die Möglichkeit einbauen, zweimal (z. B. nach sechs oder zwölf Jahren) den Vertrag nicht verlängern zu müssen.

Von großer Bedeutung scheint es aber, die *zukünftigen Beschäftigungsmodelle* in den Hochschulen in enger Kooperation mit den Vertreter*innen des wissenschaftlichen Nachwuchses zu entwickeln und nicht wie bisher meist durch entscheidungsbefugte Personen vorzugeben, die sich schwertun, von den Erfahrungen der eigenen, oftmals leidvollen Karriere abzurücken. Die Bescheidenheit, die sich daraus ergibt, dass man zwar für eine Professur geeignet war, aber mindestens ebenso stark von Fortuna begünstigt, sollte bei heutigen Verantwortlichen dazu führen, den wissenschaftlichen Nachwuchs entscheidend daran zu beteiligen, das Gebäude Universität für die Zukunft wetterfest zu machen, denn die Jungen werden es länger bewohnen. Daneben gibt es sicherlich auch die positiven Beispiele akademischer Lehrer*innen, die sich in starkem und mühsamem Einsatz ihrer Kräfte in Auseinandersetzungen mit den eignen Universitätspersonalstellen verschleifen, um gute Mitarbeiter*innen im System zu halten. Doch auch diese Kraftreserven wären eigentlich besser in den Kernaufgaben einer Professur, nämlich Forschung und Lehre, eingesetzt.

Eine aktuelle Entwicklung seitens der Bildungspolitik, die Personalstruktur der Universitäten auf Seiten der Professuren zu verjüngen, liegt in der Wiederbelebung der *Juniorprofessur*, die in ihrem bisherigen Auftreten noch nicht recht zu überzeugen wusste und meist ohne Tenure-Track ausgestattet war. Den Trend zu jüngeren Amtsinhaber*innen begünstigt augenblicklich das bundesweite, vom BMBF finanzierte Programm des Nachwuchspaktes (NWP), die Juniorprofessuren mit Tenure-Track vorzusehen. Hier ergeben sich für die Universitäten Probleme: So führt beispielsweise die fehlende Ausfinanzierung dazu, dass einige Fachbereiche solche ‚vergifteten Geschenke‘ gar nicht haben wollen. Für mögliche Stelleninhaber*innen aus dem Postdoc-Bereich und Privatdozierende bedeutet die Vorschrift, dass eine Bewerbung nur mit einer nicht länger als vier Jahre zurückliegenden Promotion möglich ist, einen weiteren Aspekt, der die Karriereaussichten verdunkelt. Die Regeln während des laufenden Spiels zu ändern, führt hier zu größeren Problemen und kann tiefe persönliche Enttäuschungen hervorrufen. Man sollte über Entfristungen für diesen Postdoc-Personenkreis nachdenken, bis die anvisierte Systemumstellung gelungen ist. Die Erfahrungen der letzten Jahre lassen aber befürchten, dass auch dieser Versuch der Veränderung Stückwerk bleiben wird.

2 Mediävistik und Nachwuchs

Konkret die *Problemfelder* und *Potentiale* des wissenschaftlichen Nachwuchses *in der Mediävistik* zu thematisieren heißt, über den wissenschaftlichen Nachwuchs in diversen Disziplinen und deren jeweilige mediävistische Teilbereiche zu sprechen. Übergreifende Themen ergeben sich aus den Schnittflächen zwischen (a) der Situation des wissenschaftlichen Mittelbaus im Allgemeinen, (b) den universitären, gesellschaftlichen und bildungspolitischen Perspektiven auf das Mittelalter und (c) den durch die Untersuchungsgegenstände notwendigen Kompetenzen und den Bedingungen der fachwissenschaftlichen Diskurse. Dass zudem große Unterschiede hinsichtlich der Studienbedingungen, der beruflichen Perspektiven etc. von Germanist*innen, Jurist*innen, Theolog*innen, Mediziner*innen, Historiker*innen usw. bestehen, ist freilich evident und sei vorab lediglich vermerkt.

Über die teilweise prekäre Situation des sogenannten ‚Mittelbaus‘ an *Universitäten* ist bereits viel geschrieben worden.³ Die problematischen Rahmenbedingungen haben wir eingangs erwähnt. Konkret heißt dies, dass Assistenzstellen, Stipendien und Stellen in Forschungsverbänden wie Sonderforschungsbereichen und Graduiertenkollegien meist mit 50 % oder 65 % Stellen- bzw. Gehaltsanteil versehen sind. Für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf mag dies sogar verlockend klingen, sofern

3 Vgl. beispielhaft: Mark-Georg Dehrmann u. Albrecht Hausmann (Hgg.), *Prekär. Berichte, Positionen und Konzepte zur Lage des germanistischen ‚Mittelbaus‘*. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 65/2 (2018).

beide Elternteile erwerbstätig sind. Dennoch können Qualifikationsschriften nur in dem zur Verfügung stehenden Zeitrahmen von in der Regel drei Jahren fertiggestellt werden, wenn Vollzeit an ihnen gearbeitet wird. Dies gilt in besonderem Maße, wenn durch eigene Lehre, Lehrstuhlprojekte oder die Einbindung in zusätzliche Aufgaben der Forschungsverbände *de facto* ein noch höheres Engagement nötig ist oder gar erwartet wird. Dennoch ist die Anzahl an zur Verfügung stehenden Stellen und Stipendien für eine weitere wissenschaftliche Qualifikation nach dem Studium erfreulich hoch. Zudem steht in Forschungsverbänden oft reichlich Finanzkapital für zusätzliche Workshops, Tagungen, Reisen und Auslandsaufenthalte zur Verfügung – ein positiv hervorzuhebender Aspekt, der Erfahrungen und Netzworkebildung ermöglicht.

Der Schritt in den *Postdoc-Bereich* ist demgegenüber bereits gewagter, da er in aller Regel mit dem Ziel einer dauerhaften Anstellung in der Wissenschaft verbunden ist, obgleich neben dem Nadelöhr einer Lehrstuhlberufung kaum langfristige und dauerhafte Stellen existieren. Wurden in jüngerer Zeit Langzeitstellen eingerichtet, so sind diese für ‚Lehrkräfte mit besonderen Aufgaben‘ mit einem Lehrdeputat von bis zu 18 Semesterwochenstunden versehen – ein Umstand, der Forschung und Lehre auseinanderzureißen droht. In den unterschiedlichen Feldern der Mediävistik wäre eine stärkere Durchlässigkeit von Anstellungen in der Wissenschaft und in kulturellen Bereichen – in denen die Mediävistik schließlich ihre größten außeruniversitären Resonanzräume hat – erstrebenswert. Denn bislang besteht häufig das große Dilemma, dass Personen mit nicht-linearer wissenschaftlicher Vita kaum Chancen auf eine Professur haben, jedoch dieser letzte Schritt in den meisten Fächern auch nur einem kleinen Teil derer vergönnt ist, die viele Jahre ganz innerhalb der Wissenschaft geblieben sind.

Eine stärkere *Verflechtung von Wissenschaft* einerseits und *Kultur* sowie *Kirchen bzw. Religionen* andererseits, die sich auch in Lebensläufen und Anstellungen niederschlagen können sollte, wäre gerade für den mediävistischen Bereich durchaus sachgemessen – und könnte in beiden Richtungen gewinnbringend sein. Denn gegenwärtig herrscht eine gewisse Spannung: Dem großen gesellschaftlichen Interesse und der öffentlichen Faszination an allem ‚Mittelalterlichen‘ – von restaurierten mittelalterlichen Bauwerken über Mittelalterfeste und -märkte bis in den ganzen Bereich des *medievalism*, also der Aufnahme mittelalterlicher Aspekte in Literatur, Film und Games – korreliert kaum die tendenziell marginale Rolle der Mediävistik in vielen akademischen Disziplinen. Nicht nur würde dem kulturellen und öffentlichen Bereich eine stärkere wissenschaftliche Fundierung zuteil. Auch wäre die Durchlässigkeit und Verflechtung wissenschaftlicher und kultureller Felder ganz im Sinne der hochschulpolitisch zunehmend forcierten ‚Third Mission‘ zu verstehen, d. h. dass Universitäten und Fachhochschulen als gesellschaftliche Akteure über die klassischen Kernbereiche Forschung und Lehre hinaus in Erscheinung treten und agieren.⁴ Für die wissenschaftliche Mediävistik gibt es entsprechend

4 Vgl. auch den Beitrag ‚Mittelalter erschließen‘ (in diesem Heft).

durchaus Potential einer besseren Wahrnehmbarkeit ihrer öffentlichen Nachfrage und gesellschaftlichen Relevanz. Dies hat zugleich Auswirkungen auf den wissenschaftlichen Nachwuchs, und zwar in zumindest zweierlei Weise: Zum einen geht es darum, für eine Spezialisierung in der Mediävistik zu motivieren. Anders als in den Disziplinen Geschichte und Germanistik gibt es in zahlreichen kleinen Fächern kaum Lehrstühle mit explizit oder gar ausschließlich mediävistischem Profil, so dass ein solches am Interessensgebiet der Forschenden hängt. Lässt man sich allerdings mit einer der beiden Qualifikationsschriften auf einen mediävistischen Schwerpunkt ein, verengt es zugleich die Möglichkeiten, in womöglich ‚angesagteren‘ Bereichen zu forschen, verringert aber gleichzeitig auch die Konkurrenzsituation im gewählten Fachgebiet. Man kann hier sehr schnell zu einem*einer weltweit führenden Forscher*in etwa des mamlukischen Zyperns oder weiblicher Herrschaft bei den Mongolen werden, geht aber das Risiko ein, mit exotischen Themen keine Professur erhalten zu können.

Insgesamt hilft die Herausstellung der kulturellen und gesellschaftlichen Bedeutung wie auch der interdisziplinären Relevanz der Anerkennung mediävistischer Profile von Nachwuchswissenschaftler*innen. Zum anderen und durchaus damit zusammenhängend geht es um die Erschließung und Sichtbarmachung von Tätigkeitsfeldern neben dem schulischen Lehramt: in Bibliotheken und Archiven, Museen und Kulturvereinen, in der Erwachsenenbildung, im Tourismus und im Journalismus, in kirchlichen Akademien und religiösen Bildungsinstitutionen, in der Migrationsarbeit sowie (in all dem und darüber hinaus) in Bereichen der ‚Digital Humanities‘.

Wurde bislang vorrangig auf Kontexte jenseits der *Schule* geblickt, so ist nun eben diese in ihrer unabweisbaren Bedeutung für zahlreiche Fächer und Studiengänge in den Fokus zu rücken.⁵ Lehramtsstudiengänge haben Hochkonjunktur, während zahlreiche reine Fachstudiengänge abnehmende Immatrikulationszahlen verzeichnen. Insofern ist die Implementierung mediävistischer Themen in den Modulen von Lehramtsstudiengängen von höchster Bedeutung – zunächst, um Studierende überhaupt mit diesen Themen in Berührung zu bringen, aber darüber hinaus auch, um ein entsprechendes wissenschaftliches Interesse zu wecken. Eine Schwierigkeit besteht freilich darin, dass die bereits skizzierte Spannung zwischen gesellschaftlichem Interesse am Mittelalter und dessen marginaler Rolle in vielen wissenschaftlichen Fächern sich analog auch im Blick auf die Lehrpläne an Schulen feststellen lässt. Stellt das Mittelalter schon im Geschichtsunterricht einen bemerkenswert kleinen Bereich in vielen Lehrplänen dar, so sieht es in weiteren Fächern wie Deutsch, Religionsunterricht, Ethik/Philosophie, Fremdsprachen, Kunst und Musik erst recht schwierig aus. Dem grundsätzlich vorhandenen Interesse am Mittelalter hier Raum zu schaffen – etwa in fachübergreifenden, interdisziplinären Projekten – ist dementsprechend eine wichtige Aufgabe mit Blick auf die Steigerung der Attraktivität mediävistischer Forschung und ihrer breiteren

5 Im Wissenschaftlichen Beirat des Mediävistenverbandes gibt es eine Funktionsstelle für das Themenfeld Mediävistik und Schule; vgl. hierzu das entsprechende Fachpapier (in diesem Heft).

Anerkennung gerade vor dem Hintergrund einer immer stärkeren Diversifizierung der Schülerschaft. Partnerschaften mit Schulen, die mediävistische Führungen auch mit dem Smartphone anbieten, könnten hier Schüler*innen ansprechen, die so einen ersten Einblick in die mediävistische Forschung erlangen.

Liegen in der Fluchtlinie der angesprochenen Durchlässigkeit und Verflechtung von Wissenschaft und Kultur Kompetenzen wie Elementarisierung und Popularisierung – jeweils verstanden im besten Sinne des Wortes –, so sind von den Forschungsgegenständen der Mediävistik her sowohl gewisse *Grundkompetenzen* als auch *Spezialisierungen* unabdingbar. Kenntnisse alter Sprachen sind hier ebenso anzuführen wie Kompetenzen aus dem Bereich der sogenannten historischen Grundwissenschaften (ehemals Hilfswissenschaften) und saubere philologische Arbeit. Die Notwendigkeit dessen ist je nach Fachbereich und Quellenmaterial selbstredend verschieden. Aufgrund der Straffung diverser Studiengänge im Zuge des Bologna-Prozesses wurden mitunter an diesen – für die Spezialisierung in der Forschung notwendigen – Grundlagen Abstriche gemacht. Umso wichtiger ist es, dass das Angebot über freiwillige Veranstaltungen etwa im Zusammenhang von Wahlpflichtmodulen, durch Sommerschulen oder andere Kurse an Universitäten und angrenzenden Instituten oder Forschungseinrichtungen prinzipiell für Studierende und den wissenschaftlichen Nachwuchs erhalten bleibt. Insbesondere Kompaktkurse und Sommerschulen scheinen sich in diesen Bereichen einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen.

Als eine der maßgeblichen Faktoren der jüngeren Entwicklung in Forschung und Lehre auch für die Mediävistik ist die *Digitalisierung* anzusprechen.⁶ Sie schafft neue, hervorragende Möglichkeiten, die von Nachwuchswissenschaftler*innen nicht nur genutzt, sondern mitunter initiiert oder weiterentwickelt werden. Neben den Wegen der Vernetzung und des Austausches ist der Zugang zu Quellen ebenso zu nennen wie die Aufbereitung neuer wissenschaftlicher Plattformen und Publikationsorgane. Die Umstellung der Zeitschrift des Mediävistenverbandes auf Open Access ist hier zugleich Produkt dieser Entwicklung und Motor ihrer Förderung in der Mediävistik. Unter den interdisziplinär ausgerichteten Websites werden im deutschsprachigen Raum insbesondere die Informations- und Kommunikationsplattform ‚H-Soz-Kult‘, das Rezensionjournal ‚Sehepunkte‘, der Wissenschaftsblog ‚Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte‘ und die Literaturdatenbank ‚RI OPAC‘ von jungen Wissenschaftler*innen genutzt. Mit dem jüngst gelaunchten ‚AMAD – Archivum Medii Aevi Digitale‘ bietet ein DFG-gefördertes Open-Access-Fachrepositorium weitere neue Möglichkeiten, mediävistische Fachliteratur online zu rezipieren und zu publizieren sowie sich in interdisziplinärer Perspektive auszutauschen.⁷

6 Vgl. auch den Beitrag ‚Digitale Mediävistik‘ (in diesem Heft).

7 Vgl. <http://www.hsozkult.de/>; www.sehepunkte.de; <http://mittelalter.hypotheses.org/>; http://opac.regesta-imperii.de/lang_de/; <http://www.amad.org>.

Für viele Disziplinen und ihre mediävistischen Teilbereiche ist die *Internationalität* unumgänglich, sei es aufgrund des Gegenstandes oder der fachwissenschaftlichen Diskurse. Neben etablierten Konferenzen und Kooperationen zwischen Universitäten bieten sich – mit jüngst sprunghaftem Anstieg durch die Corona-Pandemie – zunehmend Möglichkeiten für den wissenschaftlichen Austausch auf digitalem Weg, so dass Wissenschaftsdiskurse verflochten werden können. Dennoch sind häufig gerade im mediävistischen Bereich der eigene Auslandsaufenthalt und die entsprechend auch kulturellen Erfahrungen, der informelle Austausch, der Besuch von Regionen und Institutionen und die Besichtigung von Bauten oder Quellen vor Ort relevant. Die digitale Welt kann dies nicht ersetzen. In engem Zusammenhang mit der Internationalität steht der Bereich der *Sprachkompetenzen*. So gewinnbringend die Durchsetzung des Englischen als *common language* zur Verständigung ist, so wenig sollten die jeweils nationalsprachlichen Diskurse in den Geistes- und Kulturwissenschaften in einen ausschließlich englischsprachigen Wissenschaftsdiskurs überführt werden. Denn so wichtig der Blick über den regionalen und muttersprachlichen Tellerrand hinaus ist, so sehr lebt Sprache von kulturellen Imprägnierungen und ist nicht ohne Bedeutungs- und Differenzierungsverlust übersetzbar. Entgegen einem gewissen Trend zum durchgehend englischsprachigen Diskurs ist demnach die Notwendigkeit der Sprachvielfalt zu betonen. Die dadurch ermöglichten Spezialisierungen dienen vertiefter wissenschaftlicher Forschung.

Wie auch zu anderen Epochen und Themengebieten gibt es Forschungsdiskurse innerhalb der einzelnen Disziplinen. Gleichwohl wird der *Interdisziplinarität* in der Mediävistik ein besonders hoher Stellenwert beigemessen. Vielfach sind Nachwuchswissenschaftler*innen ohnehin in interdisziplinäre Forschungsverbände integriert. Die Quellen drängen den Austausch der Disziplinen schließlich geradezu auf. Große Kongresse wie der jährliche International Medieval Congress in Leeds oder das zweijährig stattfindende Symposium des Mediävistenverbandes sind auf den Austausch und die Vernetzung der Disziplinen hin angelegt. Das besondere Profil des Mediävistenverbandes besteht ohnehin gerade in der Stärkung der interdisziplinären Forschung – auch im Blick auf den wissenschaftlichen Nachwuchs.

3 Nachwuchsförderung und der Mediävistenverband

Seit 2001 gibt es im Mediävistenverband eine eigene Position für den wissenschaftlichen Nachwuchs im Beirat. Die Interessen des wissenschaftlichen Nachwuchses zu Gehör zu bringen und zu fördern, bedeutet eine der zentralen Aufgaben des Verbandes (vgl. Homepage, ‚Ziele‘). Doktorand*innen aller mediävistischer Disziplinen können mit einem reduzierten Beitrag Mitglieder des Verbandes werden und so von den Angeboten profitieren. Dazu gehören vor allem die bereits erwähnten Alfred Krupp-Sommerkurse für Handschriftenkultur, die seit 2011 in Kooperation mit der Universitätsbibliothek Leipzig durchgeführt werden. Die Kurse, die interdisziplinär ausgerichtet sind und stets

international ausgeschrieben werden, erfreuen sich großer Beliebtheit. Zugleich erfüllen sie den nicht zu unterschätzenden Zweck, Kenntnisse auf dem Gebiet der Paläographie zu vermitteln, die an vielen Universitäten nicht mehr zur Grundausbildung in der Mediävistik gehören.⁸ Darüber hinaus vergibt der Verband alle zwei Jahre einen mit 2000 € dotierten Dissertationspreis, der interdisziplinär ausgerichtete Arbeiten würdigt. Bisher wurden fünf Preisträger*innen aus den Fächern Kunstgeschichte, Byzantinistik, Geschichtswissenschaft, Slavistik und Germanistik ausgezeichnet: Philippe Cordez (LMU Research Fellow am Institut für Kunstgeschichte der LMU München) für seine Arbeit ‚Trésor, mémoire, merveilles. Les objets des églises au Moyen Âge‘ (2013), Isabelle Dolezalek (FU Berlin), die zum Thema ‚Arabic Inscriptions on the Garments of the Norman and Hohenstaufen Kings of Sicily. Contextual Analyses of a Transcultural Motif‘ promoviert hat (2015), Manolis Ulbricht (FU Berlin) für die Arbeit ‚Coranus Graecus. Die älteste Koranübersetzung in der Ἀνατροπή τοῦ Κορανίου des Niketas von Byzanz‘ (2017), Kristina Rzehak (WWU Münster) mit einer Arbeit zu ‚Macht und Literatur bei Timuriden und Habsburgern. Politischer Übergang und kulturelle Blüte in den Selbstzeugnissen Baburs und Maximilians I.‘ (2019) und zuletzt Anna Jouravel (MLU Halle-Wittenberg) für ihre Arbeit ‚Die Kniga palomnik des Antonij von Novgorod: Edition, Übersetzung, Kommentar‘ (2021).

Mit Blick auf das wachsende Prekariat des wissenschaftlichen Nachwuchses, nicht zuletzt auch, weil viele kleine Disziplinen mit mediävistischem Schwerpunkt unter Rechtfertigungsdruck stehen und um ihre Zukunft kämpfen müssen, wollen wir den Mediävistenverband über die bestehenden Angebote hinaus stärker als bisher in die Pflicht nehmen, sich für junge Wissenschaftler*innen zu engagieren. Wir sehen ein großes Potential vor allem in den Bereichen Vernetzung und Internationalisierung. Ein tragfähiges disziplinäres wie interdisziplinäres Netzwerk ist neben der wissenschaftlichen Leistung ein nicht zu unterschätzender Baustein für eine erfolgreiche Karriere in der Wissenschaft. Dazu gehört auch unbedingt – je nach Disziplin sicherlich in unterschiedlichem Maße, aber dennoch – eine Vernetzung mit Wissenschaftler*innen in anderen Ländern. Für die Zukunft des mediävistischen Nachwuchses in Deutschland gehört der versierte Umgang mit akademischen Fachkulturen anderer Länder und die aktive Auseinandersetzung mit internationalen Forschungsdiskursen unbedingt dazu.

Der Verband ermöglicht aufgrund seiner dezidiert interdisziplinären Ausrichtung die unkomplizierte Vernetzung über Fachgrenzen hinweg. Bisher erfolgt diese vor allem auf den zweijährig stattfindenden Symposien, dessen Sektionen interdisziplinär aufgestellt sein müssen. Doktorand*innen sind stets eingeladen, Sektionen mitzugestalten und Vorträge zu halten, und haben so die Gelegenheit, sich mit Wissenschaftler*innen auf weiteren Karrierestufen und aus verschiedenen Fachbereichen zu vernetzen. Aufgrund des thematischen Rahmens der Symposien und der Gestaltung des Programms mag es

8 Christoph Mackert, Handschriftenkunde für den wissenschaftlichen Nachwuchs. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 1 (2011), S. 24–25. Siehe auch: <https://www.ub.uni-leipzig.de/forschungsbibliothek/sommerkurs-handschriftenkultur/> (Zugriff: 14.12.2020).

aber nicht in dem Maße zu Synergien kommen, wie es für eine erfolgreiche Vernetzung wünschenswert wäre. Ähnliches gilt auch für die Handschriften-Sommerkurse, die nicht für jede*n von Interesse sind und zudem eine begrenzte Teilnehmer*innenzahl haben. Bisher gibt es auch kein Forum, das sich mit Fragen der Gleichberechtigung und der Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft beschäftigt.

Vor diesem Hintergrund möchten wir zwei Vorschläge für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses unterbreiten, die einerseits die bestehenden Strukturen des Verbandes nutzen, andererseits darüber hinausgehen und neue Wege beschreiben: die Einrichtung eines *Vernetzungstreffens* im Rahmen der Symposien sowie eine *Anschubfinanzierung* für kleinere Konferenzen und Workshops. Diese Ideen können aber auch auf Wissenschaftsverbände und -verbände außerhalb des Mediävistenverbandes übertragen werden.

(1) *Vernetzungstreffen*. Als fester Bestandteil der Symposien des Mediävistenverbandes soll ein Tag oder Halbttag vor dem Beginn der eigentlichen Tagung der Vernetzung und dem Austausch des wissenschaftlichen Nachwuchses gewidmet werden. Auf diese Weise können sich die jungen Wissenschaftler*innen bereits kennenlernen und ihre Kontakte auf dem sich anschließenden Symposium nutzen. Im Mittelpunkt des Treffens sollen zum einen schlaglichtartig die Forschungsvorhaben der Teilnehmer*innen stehen. Eine gute Möglichkeit, viele Themen unkompliziert vorzustellen, ist das Format der Posterpräsentation. Schon die Darstellung der eigenen Forschung auf einem Poster kann lehrreich sein, erfordert sie doch die sinnhafte Kondensierung des Themas auf die wichtigsten Thesen, Texte und Problemstellungen. Die Poster könnten in einer Galerie präsentiert werden, die für den Zeitraum des gesamten Symposiums angeschaut werden kann. Neben der Posterpräsentation und dem Austausch zu inhaltlichen oder methodischen Aspekten soll das Vernetzungstreffen aber auch als Plattform zur Weiterbildung genutzt werden. Dazu sollen – zunächst aus den Reihen des Verbandes – arrivierte Mitglieder eingeladen werden, die von ihren Erfahrungen berichten. Mögliche Themen sind die Einwerbung verschiedener Drittmittel-Formate (DFG-Netzwerk, eigene Stelle, EU-Projekte, Forschungsgruppen), aber auch Berichte aus unterschiedlichen Forschungskontexten (SFB, Lehrstuhl, Stipendien) oder von Auslandsaufenthalten (Gastprofessuren, Archivarbeit, Förderprogramme für Auslandsreisen und -aufenthalte). Dieser eher intimere und persönliche Austausch nutzt effektiv die Möglichkeiten des Verbandes und hat den immensen Vorteil, dass die fachliche Ausrichtung auf das gemeinsame Interesse an mittelalterlichen Themen bezogen ist. Zugleich kommen die Nachwuchswissenschaftler*innen durch den Erfahrungsaustausch in direkten Kontakt mit erfahreneren Mitgliedern des Verbandes. Als zusätzliches Angebot sollen externe Personen eingeladen werden. Denkbar ist eine Vorstellung von Fördermöglichkeiten durch Vertreter*innen der großen Förderorganisationen (DFG, Volkswagen, Thyssen, Kooperationsstelle EU), aber auch Impulsreferate oder Schulungen zu Themen wie Gleichberechtigung, wissenschaftliches Präsentieren oder Umgang mit Konflikten. Zwar

wird man die Teilnehmer*innenzahl begrenzen müssen, doch sollte die Teilnahme am Vernetzungstreffen durch den Mitgliedsbeitrag und die Anmeldung zum Symposium ohne zusätzliche Kosten möglich sein.

(2) *Anschubfinanzierung für Workshops*. Als zweites konkretes Instrumentarium der Nachwuchsförderung durch den Verband schlagen wir die Einrichtung eines ausreichend dotierten Fonds zur Anschubfinanzierung von Workshops vor. Pro Jahr können daraus – je nach Art und Umfang der Veranstaltung – zwei bis drei wissenschaftliche Events (co-)finanziert werden. Neben klassischen Workshops im Vortragsformat sind auch Podiumsdiskussionen oder Treffen zur Planung von interdisziplinärer Forschung (z. B. Beantragung eines wissenschaftlichen Netzwerks) denkbar. Die Anschubfinanzierung ist thematisch offen und ermöglicht somit die Entwicklung neuer Forschungsideen. Antragsberechtigt sind alle Verbandsmitglieder mit eingereicherter oder abgeschlossener Promotion (Postdoktorand*innen) in der Qualifikationsphase. Die Bewerbung ist an die Bedingung geknüpft, dass das Thema ebenso wie die Zusammensetzung der Teilnehmer*innen interdisziplinär sein sollte, d. h. mindestens zwei, besser noch drei verschiedene Fächer müssen daran beteiligt sein. Die Anschubfinanzierung wird einmal jährlich ausgeschrieben; die geplante Veranstaltung sollte innerhalb des darauffolgenden Jahres stattfinden. Die Einbindung von weiteren Mitgliedern des Verbandes wäre unbedingt gewünscht. Die Ergebnisse einer solchen (co-)finanzierten Veranstaltung könnten – selbstverständlich unter Berücksichtigung des Peer-Review-Verfahrens – in der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ oder auch in der Reihe der Beihefte veröffentlicht werden.

Das hier vorgeschlagene Format weist deutliche Überschneidungen mit einem bereits bestehenden Programm des Verbandes auf: Regelmäßig lädt der Verband über einen ‚Call for Issues‘ ein, Vorschläge für die Gestaltung von Themenheften der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ einzureichen. Die für ein Themenheft vom Beirat ausgewählten Herausgeber*innen veröffentlichen einen ‚Call for Papers‘ und organisieren einen vom Verband finanzierten Workshop mit den Autor*innen, auf dem die ausformulierten Beiträge diskutiert werden.⁹ Unser Vorschlag eines Fonds geht jedoch in eine andere Richtung, die eine größere Offenheit und Flexibilität ermöglicht. Zwar hat sich das Modell der Themenhefte und ihrer Ausschreibung bewährt, doch wird es aktuell weder explizit als Programm zur Nachwuchsförderung beworben noch als solches wahrgenommen. Auch kann das vorgeschriebene Prozedere (‚Call for Issues‘ – ‚Call for Papers‘ – Diskussion der vorliegenden Beiträge) allzu sehr zum Korsett werden, da eine Veröffentlichung der Aufsätze im Themenheft das erklärte Ziel ist. Möchte man aber zunächst ergebnisoffen Themen und Thesen diskutieren – auch ohne den Druck, diese veröffentlichen zu müssen, und auch jenseits von ausformulierten Zeitschriftenbeiträgen

⁹ <https://www.mediaevistenverband.de/veroeffentlichungen/zeitschrift/> (Zugriff: 14.12.2020). Zum aktuellen ‚Call for Issues‘ siehe: <https://www.mediaevistenverband.de/veroeffentlichungen/zeitschrift/call-for-issues/> (Zugriff: 14.12.2020).

in alternativen Diskussionsformaten –, ist der Rahmen einer Anschubfinanzierung, wie wir ihn vorschlagen, unbedingt vonnöten. Die Einrichtung eines solchen Fonds zur Finanzierung von Nachwuchsveranstaltungen würde unmittelbar zur interdisziplinären Vernetzung und zur größeren Sichtbarkeit junger Wissenschaftler*innen in der Mediävistik beitragen. Auch wird der Verband insgesamt davon profitieren, innovative und neue Forschungsansätze sowie herausragende Wissenschaftler*innen frühzeitig wahrzunehmen und zu fördern.

4 Fazit

Die Bedingungen für eine erfolgreiche universitäre Karriere in der Mediävistik haben sich in den letzten Jahren erschwert. Zwar gibt es fächerabhängig stärker und schwächer betroffene Bereiche, doch gilt insgesamt, dass es für zu wenig hervorragend qualifizierte Wissenschaftler*innen langfristige und zumutbare Perspektiven an den Universitäten gibt. Im Bereich der Forschung bringt der wissenschaftliche Nachwuchs eine ungeheure Dynamik hinein, indem er neue Fragestellungen entwickelt, Theorien und Methoden unter Beibehaltung hoher philologischer Kompetenz fachübergreifend anwendet und in jedem Aspekt viel vernetzter denkt, als es die Generationen zuvor taten. Hier bieten sich gerade aus der Sicht einer interdisziplinär und transregional arbeitenden Mediävistik, für die der Mediävistenverband steht, noch ungeahnte und nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten und Potentiale für das gemeinsame Gestalten neuer Lehr-, Lern- und Forschungsformate. Konkret kann der Mediävistenverband die Chancen für Nachwuchswissenschaftler*innen verbessern, indem wir stärker als bisher auf Vernetzung und konkrete Förderung von zunächst interdisziplinärer Arbeit setzen. Dazu soll einerseits das Symposium des Verbandes um ein Vernetzungstreffen erweitert und andererseits ein Fonds zur Förderung von kleineren Workshops und anderen Veranstaltungen eingerichtet werden. Es geht darum, die Freude an der Mediävistik Studierenden (und auch Schüler*innen) zu vermitteln. Nicht alle werden auch in Zukunft ihr Glück langfristig in mediävistisch arbeitenden Fächern finden können, und nicht allen wird der Zufall zu Hilfe kommen, aber niemandem sollte während seines Verweilens in der Mediävistik, und darüber hinaus, die Freude an der Beschäftigung mit dem Mittelalter genommen werden.

Literaturverzeichnis

Bauer, Thomas: Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2019.

Dehrmann, Mark-Georg u. Albrecht Hausmann (Hgg.): Prekär. Berichte, Positionen und Konzepte zur Lage des germanistischen ‚Mittelbaus‘. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 65/2 (2018).

Mackert, Christoph: Handschriftenkunde für den wissenschaftlichen Nachwuchs. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 1 (2011), S. 24–25.

Specht, Jule u. a.: Departments statt Lehrstühle. Moderne Personalstruktur für eine zukunftsfähige Wissenschaft. Datenbeitrag der AG Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie 2017. https://www.diejungeakademie.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/aktivitaeten/wissenschaftspolitik/stellungnahmen_broscheuren/JA_Debattenbeitrag_Department-Struktur.pdf (Zugriff: 14.12.2020).

Digitale Mediävistik

Kontakt

Prof. Dr. Brigitte Burrichter,
Julius-Maximilians-Universität
Würzburg, Lehrstuhl für Französische
und Italienische Literaturwissenschaft,
Neuphilologisches Institut /
Romanistik, Am Hubland,
D-97074 Würzburg,
brigitte.burrichter@uni-wuerzburg.de

Björn Gebert,
Fachreferent und Leiter der Abteilung
Geisteswissenschaften 1, Universitäts-
und Landesbibliothek Münster, Krum-
mer Timpen 3, D-48143 Münster,
bjoern.gebert@uni-muenster.de
 <https://orcid.org/0000-0002-9507-7363>

Dr. Christoph Mackert,
Leiter des Handschriftenzentrums,
Universitätsbibliothek Leipzig, Beetho-
venstr. 6, D-04107 Leipzig,
mackert@ub.uni-leipzig.de
 <https://orcid.org/0000-0002-3468-8750>

Prof. Dr. Gabriel Viehhauser,
Universität Stuttgart, Geschäfts-
führender Direktor ILW / Abteilungs-
leiter Digital Humanities, Institut für
Literaturwissenschaft, Digital Human-
ities, Herdweg 51, D-70174 Stuttgart,
viehhauser@ilw.uni-stuttgart.de

Abstract A lot has been accomplished since medieval studies embarked upon a digital turn in the late 1940s. Today, medievalists are not only able to access a number of essential resources and tools online, but the research process itself has become primarily digital. In this article, we provide a brief overview of existing resources for medievalists and discuss current spheres of digital activity in medieval studies, namely 1) handwritten text and optical character recognition, digital paleography and codicology, 2) digital editing, 3) text analysis, 4) data visualization, 5) transfer and integration of digital competencies, and 6) scholarly communication and digital publishing. In conclusion, we argue for a combination or even fusion of traditional methods used by medievalists with those from the Digital Humanities, to bridge the gap between analogue and digital forms of scholarship and to enable a combination of both approaches.

Keywords digital turn, digital paleography and codicology, digital editing, data visualization, digital competencies

1 Ist-Stand

In der mediävistischen Forschung spielen zunehmend verschiedene Formen des digitalen Arbeitens eine wichtige Rolle, seien es ‚nur‘ die Erstellung und Verwendung von Digitalisaten, mit denen ein schneller Zugriff auf Quellen möglich ist, seien es Transformationen dieser Digitalisate in computerlesbare Formate oder auch die

Einrichtung von Datenbanken, die schnell Auskunft über digitale Quellen geben, um nur verbreitete Formen des Digitalen zu nennen.

Unabhängig davon, ob man entsprechende Entwicklungen beklagt oder mit bisweilen euphorisch überzogenen Erwartungen verknüpft, dürfte es unstrittig sein, dass der Digitalisierung, die seit dem Ausgang des letzten Jahrhunderts so gut wie alle Lebensbereiche erfasst hat, auch im wissenschaftlichen Kontext und damit auch in der Mediävistik einschneidende Bedeutung zukommt. Selbst Forscher*innen, die sonst keinen Bezug zur Computertechnologie haben oder digitalen Methoden sogar skeptisch gegenüberstehen, können mitunter mit Gewinn digitale Angebote wie etwa die Bereitstellung von Handschriften- bzw. Druckfaksimiles oder anderer digitaler Repositorien nutzen, die im Netz niederschwellig verfügbar sind – oder sich über deren mangelnde Verfügbarkeit ärgern. Beispiele wie diese machen deutlich, dass der *digital turn* letztlich alle Mediävist*innen betrifft und unausweichlich zu einem Zukunftsthema wird, das nicht nur wenigen technikaffinen Spezialist*innen überlassen bleibt bzw. bleiben sollte.

Blickt man zurück in die Fachgeschichte, dann zeigt sich, dass sich die Mediävistik schon früh in digitalen Angeboten engagiert hat.¹ Tatsächlich war bereits jenes Vorhaben, das oftmals als das erste Digital Humanities-Projekt überhaupt apostrophiert wird, ein mediävistisches, nämlich der ab den späten 1940er Jahren über mehrere Jahrzehnte von Roberto BUSA in einer Kooperation mit der Firma IBM ausgearbeitete Index Thomisticus (<https://www.corpusthomicum.org/it/index.age>). In der Frühzeit der digitalen Mediävistik wurden insbesondere Quellen digital veröffentlicht, die nur eingeschränkt oder wegen der internationalen Verteilung schwer zugänglich waren, und Volltexte in elektronischer Form zur Verfügung gestellt. Förderlich war dabei sicher, dass in der Mediävistik das Bewusstsein für interdisziplinäres Arbeiten immer schon ausgeprägt war. In einzelnen Bereichen haben mediävistische Projekte eine Vorreiterfunktion übernommen wie bei fachspezifischen Datenbanksystemen,² den digitalen Editionen – Chaucer-Projekt (<https://www.canterburytalesproject.org/>) und Berner ‚Parzival-Projekt‘ (<http://www.parzival.unibe.ch/home.html>), nun auch ‚Welscher Gast digital‘ (<https://digi.ub.uni-heidelberg.de/wgd/>) und das Projekt ‚Lyrik des deutschen Mittelalters‘ (<http://www.ldm-digital.de/>)³ –, der Digitalisierung von Originalmaterial

1 Vgl. hierzu auch John Unsworth, *Medievalists as Early Adopters of Information Technology*. In: *Digital Medievalist* 7 (2012). <http://doi.org/10.16995/dm.34> (Zugriff: 15.02.2021), sowie die Einführungsbeiträge in den jüngst erschienen Themenheften zur digitalen Mediävistik im ‚Speculum‘ (David Birnbaum, Sheila Bonde u. Mike Kestemont, *The Digital Middle Ages: An Introduction*. In: *Speculum* 92 [2017], S. 1–38) sowie in ‚Das Mittelalter‘ (Roman Bleier u. a., *Digitale Mediävistik und der deutschsprachige Raum*. In: *Das Mittelalter* 24/1 [2019], S. 1–12. <https://doi.org/10.1515/mial-2019-0001> [Zugriff: 15.02.2021]).

2 Manfred Thallers *kleio*, vgl. hierzu: Manfred Thaller, *Automation on Parnassus: Clio – a databank oriented system for historians*. In: *Historical Social Research* 5/3 (1980), S. 40–65.

3 Ein umfassendes, auch nach Epochenzugehörigkeit der Texte gliederbares Verzeichnis digitaler Editionen bietet der *Catalogue of Digital Editions* von Patrick Sahle (<https://digitale-edition.de/>,

(wie z.B. des Stadtarchivs Duderstadt⁴ oder der Kölner Dombibliothek⁵), den nationalen Zentralkatalogen für Sondermaterialien, hier für mittelalterliche Handschriften („Manuscripta Mediaevalia“, <http://www.manuscripta-mediaevalia.de>) oder zuletzt bei der Entwicklung technischer Lösungen zur interoperablen Arbeit mit und der Annotation von Digitalisaten aus unterschiedlichen Präsentationsangeboten innerhalb einer Arbeitsumgebung („International Image Interoperability Framework IIIF“, <https://iiif.io/>, angestoßen von der mittelalterlichen Kunstgeschichte).

Heute kann die mediävistische Forschung daher auf ein breites Spektrum frei verfügbarer digitaler Ressourcen zugreifen. Dies betrifft neben den bereits genannten insbesondere folgende, zumeist nichtkommerzielle oder über Nationallizenzen zugängliche Angebote:⁶

- Volltextdatenbanken wie die schon ab 1993 publizierte elektronische Version der „Patrologia latina“ (<http://pld.chadwyck.co.uk/>), die vom „Corpus Christianorum“ ausgehende und auch das „Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum“ einbeziehende „Library of Latin Texts“ (seit 1991, <https://about.brepolis.net/library-of-latin-texts/>), das „Corpus Thomisticum“ (<https://www.corpusthomisticum.org/>) oder die „Aristoteles Latinus Database“ (<http://www.brepols.net/Pages/BrowseBySeries.aspx?TreeSeries=ALD-O>);
- aufbereitete Online-Präsentationen gedruckter Ausgaben von Grundlagenwerken mit Reihencharakter wie den „Monumenta Germaniae Historica“ (<https://www.dmgh.de/>), den „Regesta Imperii“ (<http://www.regesta-imperii.de/startseite.html>), der „Germania sacra“ (<http://germania-sacra-datenbank.uni-goettingen.de/>) oder dem „Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters“ (KdIH, <https://kdih.badw.de/datenbank/start>);
- Autoren- und Werkdatenbanken wie „Mirabile“ (<http://www.mirabileweb.it/>) für die mittellateinische Überlieferung, „Pinakes“ (<https://pinakes.irht.cnrs.fr/>) für das griechische Patrimonium oder der „Handschriftencensus“ (<https://www.handschriftencensus.de/>) für die deutschsprachigen Texte des Mittelalters, jeweils mit Nachweis der erhaltenen Handschriften, ebenso die „Infothek der Scholastik“ „Alcuin“ (https://www-app.uni-regensburg.de/Fakultaeten/PKGG/Philosophie/Gesch_Phil/alcuin/index.php);

[Zugriff: 15.02.2021]) und der Catalogue of Digital Editions von Greta Franzini, Peter Andorfer und Ksenia Zaytseva, abrufbar unter <https://dig-ed-cat.acdh.oeaw.ac.at/> (Zugriff: 15.02.2021).

4 Hans-Reinhard Fricke, Das Duderstadt Projekt. In: Fundus 2 (2000), S. 65–73.

5 <http://www.ceec.uni-koeln.de/> (Zugriff: 15.02.2021).

6 Siehe auch Das Mittelalter 24/1 (2019) „Digitale Mediävistik“ mit der Vorstellung aktueller Einzelprojekte.

- Personen- und prosopographische Datenbanken wie das ‚Repertorium Academicum Germanicum‘ (<https://rag-online.org/>) auf der Basis der Matrikel-Überlieferung, das ‚Repertorium Germanicum‘ (<http://rg-online.dhi-roma.it/denqRG/index.htm>) mit Angaben zu Personen, Kirchen und Orten des Deutschen Reiches im Vatikanischen Archiv, ‚Nomen et gens‘ (<http://www.neg.uni-tuebingen.de/?q=de/datenbank>) für bezeugte Personen des Frühmittelalters oder das ‚Panorama Victorinum‘ (<https://www.sankt-georgen.de/hugo/prosopographie/index.php>) zu den im Nekrolog der Abtei Saint-Victor in Paris verzeichneten Personen;
- elektronische Wörterbücher, wie sie in Deutschland vor allem von der Germanistik geschaffen wurden (‚Wörterbuchnetz‘, <https://www.woerterbuchnetz.de>, ‚Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank‘ <http://mhdbdb.sbg.ac.at/> mit den Anfängen in den 1970er Jahren);
- Textkorpora zur linguistischen Annotation wie das ‚Referenzkorpus Mittelhochdeutsch‘ (<https://www.linguistics.rub.de/rem/index.html>);
- nationale und internationale Portale zur Präsentation von Bild- und Erschließungsdaten zu Originalquellen wie ‚Europas virtuelles Urkundenarchiv‘, ‚monasterium.net‘ (<https://www.icar-us.eu/cooperation/online-portals/monasterium-net/>), das deutsche ‚Archivportal-D‘ (<https://www.archivportal-d.de/>) sowie überregionale Plattformen für die Manuskriptüberlieferung jenseits der digitalen Präsentationssysteme einzelner Bibliotheken wie das entstehende ‚Handschriftenportal‘ für Deutschland (<https://handschriftenportal.de/>), ‚e-codices‘ für die Schweiz (<https://www.e-codices.unifr.ch/de>), ‚manuscripta.at‘ für Österreich (<https://manuscripta.at/>), ‚Manuscriptorium‘ für Handschriften insbesondere aus Osteuropa (<http://www.manuscriptorium.com/>), die ‚Bibliothèque virtuelle des manuscrits médiévaux‘ mit französischen Sammlungsbeständen jenseits der Bibliothèque National (<https://bvmm.irht.cnrs.fr/>), das US-amerikanische ‚Digital Scriptorium‘ (<https://digital-scriptorium.org/>) oder ‚Fragmentarium‘ (<https://fragmentarium.ms/>);
- Spezial-Onlinekataloge, die mit Digitalisaten und Metadaten bestimmte Themengebiete erschließen, wie der übergreifende ‚Cantus Index‘ zum liturgischen Gesang (<http://www.cantusindex.org/>) oder die Wasserzeichen-Repertorien ‚Wasserzeichen-Informationssystem (WZIS)‘ (<https://www.wasserzeichen-online.de/wzis/index.php>), ‚Wasserzeichen des Mittelalters (WZMA)‘ (<https://www.wzma.at/>) und weitere.

Das gesamte verfügbare Angebot ist, gerade für die interdisziplinär Arbeitenden, inzwischen kaum mehr zu überschauen, was die Dynamik des *digital turn* in der Mediävistik verdeutlicht.

Inzwischen ist es eben nicht nur selbstverständlich geworden, wissenschaftliches Arbeiten in digitalen Umgebungen auszuführen, sondern es werden zunehmend digitale Formate und Werkzeuge aus anderen Disziplinen auf Gegenstände der Mediävistik angewendet und damit die bisherigen ‚analogen‘ Forschungsfragen und -möglichkeiten ausgeweitet. Diese Hinwendung zu den digitalen Methoden tritt aber nicht an die Stelle der bisherigen Forschung, sondern ergänzt sie um neue Fragestellungen und Verfahren.

2 Aktuelle Handlungsfelder

2.1 Dokumenterkennung, digitale Paläographie und Kodikologie

Neue digitale Zugriffsmöglichkeiten können die Arbeit am Original nicht ersetzen, nicht nur wegen dessen vielbeschworener Aura, sondern weil digitale Reproduktionen die komplexe Informationsfülle der Materialität (noch) nicht vermitteln und gar nicht den Anspruch erheben, mehr als modellhafte Repräsentationen zu sein. Digitale Reproduktionen erlauben aber schon jetzt für viele Fragestellungen häufig einen genaueren Blick auf ein Objekt, etwa weil man paläographisch oder kunsthistorisch relevante Details extrem vergrößern oder Lesarten besser nachprüfen kann. Digitalisate und deren digitale Erschließung mit entsprechenden Werkzeugen können auch Informationen sichtbar machen, die mit bloßem Auge im handschriftlichen Original schwer oder nicht wahrzunehmen sind – etwa Farbschichten, Wasserzeichen oder rasierte Zeichen/Wörter.⁷ *Digital turn* bedeutet aber eben nicht nur die Bereitstellung von Digitalabbildungen, sondern viel weitergehend die Entwicklung digitaler Werkzeuge, die etwa einen Variantenvergleich vereinfachen oder ein Register dynamisieren können. Letztlich gilt es die Informationen aus dem handschriftlichen Original (<https://mittelalter.hypotheses.org/6204>) mit denen des Digitalisats (<https://mittelalter.hypotheses.org/6204#comment-18500>) fruchtbringend zu kombinieren.

Bietet die große Digitalisierung seit den 1990er Jahren immer mehr Zugriff auf Quellen als Bild- oder pdf-Datei, so gehen die Bemühungen in den letzten Jahren dahin, die Quellen nicht nur als Bilder, sondern als computerlesbare Textdateien vorzulegen. Verwendet wird dafür HTR (*Handwritten Text Recognition*) oder OCR (*Optical Character*

7 Vgl. hierzu auch die Kommentare u. a. von Mareike König, Torsten Hiltmann und Almut Breitenbach im Rahmen einer Diskussion zu Jan Keupp, Wo liegt der Mehrwert des Materiellen? Gedanken zur Epistemologie des archivalischen Originals. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*, 4. Juni 2015. <https://mittelalter.hypotheses.org/6204> (Zugriff: 15.02.2021).

Recognition), beide Ansätze integrieren die Layout-Erkennung, mit der die Erkennung der Dokumentstruktur verbunden ist.

Transkribus⁸ wurde an der Universität Innsbruck entwickelt und bietet, ausgehend von der HTR, einen breiten und etablierten Workflow zur Handschriftenerkennung, der allerdings nicht Open Source ist. Die Arbeitsgruppe ist mittlerweile mit zahlreichen anderen Initiativen vernetzt, die etwa im Bereich der Layout-Erkennung arbeiten. Deutscher Partner ist die CITlab-Gruppe der Universität Rostock. Ebenfalls auf HTR basiert die Arbeit von eScripta,⁹ einer Initiative, die von mehreren Universitäten getragen wird.

Einen anderen Ansatz verfolgt OCR4all,¹⁰ das in den letzten Jahren an der Universität Würzburg zur automatischen Erkennung von Frühdrucken entwickelt wurde und nun auch für Handschriften erprobt wird. Layout-Segmentierung, Texterkennung, Korrekturtool, Training, Evaluierung und der Export in eine Textdatei sind hier in einem Workflow zusammengefasst.

Im Projekt ‚Corpus monodicum‘ (Andreas HAUG, Uni Würzburg / Mainzer Akademie der Wissenschaften) werden Werkzeuge zur digitalen Erschließung und Edition von einstimmiger Musik erprobt.¹¹

Die Daten aller Projekte können mit TEI (*Text Encoding Initiative*) oder MEI (*Music Encoding Initiative*) weiterverarbeitet werden. Dies ermöglicht etwa das Anlegen eines Registers oder anderer Auszeichnungen und schließlich die Visualisierung in einem Viewer.

Durch automatische Erschließungsverfahren wird es zudem möglich, relativ rasch und kostengünstig Textsammlungen aufzubauen, die vom Ausarbeitungsgrad unter jenem digitaler Editionen liegen, die jedoch bereits die Anwendung digitaler *distant reading*-Methoden erlauben. Dadurch können insbesondere solche Texte explorativ erschlossen und zum Teil überhaupt erstmals berücksichtigt werden, die außerhalb des Kanons liegen.

8 <https://transkribus.eu/Transkribus/> (Zugriff: 15.02.2021); Ina Serif, Ein Wolpertinger für die Vormoderne: Zu Nutzungs- und Forschungsmöglichkeiten von Transkribus bei der Arbeit mit mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften und Drucken. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* 2 (2019), S. 125–166. <https://mittelalter.hypotheses.org/21828> (Zugriff: 15.02.2021); Pia Eckhart u. a., Transkribus auf dem Prüfstand. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* 2 (2019), S. 254–275. <https://doi.org/10.26012/mittelalter-22600> (Zugriff: 15.02.2021).

9 <https://escripta.hypotheses.org/> (Zugriff: 15.02.2021); Peter Stokes u. a., EScripta: A New Digital Platform for the Study of Historical Texts and Writing, DH2019. <https://dev.clariah.nl/files/dh2019/boa/0322.html> (Zugriff: 15.02.2021).

10 <http://www.ocr4all.org> (Zugriff: 15.02.2021); Maximilian Wehner u. a., OCR4all – Eine semi-automatische Open-Source-Software für die OCR historischer Drucke. In: *DHd 2020 Spielräume: Digital Humanities zwischen Modellierung und Interpretation. Konferenzabstracts* (2020), S. 43–45.

11 Tim Eipert u. a., Editor Support for Digital Editions of Medieval Monophonic Music. In: *Proceedings of the 2nd International Workshop on Reading Music Systems*. Delft, 2019 (online verfügbar unter: <https://sites.google.com/view/worms2019/proceedings> [Zugriff: 15.02.2021]).

Alle diese Initiativen basieren auf Systemen des maschinellen Lernens, die ständig besser werden, sowohl auf Seiten der angewendeten Algorithmen als auch durch Einspeisung neuen Trainingsmaterials. Der Aspekt der Usability verdient verstärkte Beachtung. Es ist keineswegs selbstverständlich, dass Benutzungsoberflächen ohne IT-Erfahrung intuitiv bedienbar sind. Wo dies bereits etabliert ist, erlaubt es, auch Studierende in die Projekte einzubinden.

Neben der reinen Volltexterkennung werden paläographische und kodikologische Untersuchungen durch digitale Ressourcen wesentlich erleichtert: Dies betrifft etwa die Identifikation und Inventarisierung von Schreiberhänden, Schrifttypen und layoutbedingten Schrifteigenheiten.

Auch abseits von Schrift bieten digitale Verfahren große Potentiale für die Erschließung von Handschriften und Bildquellen. Zu denken wäre hier an den automatischen Abgleich von Wasserzeichen in entsprechenden Datenbanken, die Erkennung bzw. Sortierung von Bildmustern mit Hilfe der auf neuronalen Netzen basierenden *Computer Vision* sowie die Identifikation von Wappen und die Erstellung von entsprechenden Repositorien.

2.2 Digitale Edition

Digitale Editionen gehören zu den mittlerweile am besten etablierten Verfahrensweisen der digitalen Geisteswissenschaften, die sich gerade Formen der mittelalterlichen Textualität als besonders angemessen erwiesen haben. So lässt sich im digitalen Medium etwa die Unfestigkeit und Varianz mittelalterlicher Texte sowie deren Materialität durch die Gegenüberstellung unterschiedlicher Textfassungen, von Handschriftenfaksimiles und auch unterschiedlicher editorischer Konzepte (handschriftennaher vs. rekonstruierter Text) in den Blick bringen.

Neuere Tendenzen der digitalen Editorik richten sich insbesondere auf die semantische Anreicherung von Texten und deren Referenzierung mit Hilfe von Normdaten sowie die (auch multimodale) Vernetzung von Editionstexten und Repositorien im Semantic Web bzw. im Verbund von Linked Open Data. Dementsprechend kommt Graphdaten bei der Modellierung von Editionsdaten und dem Einbezug von Bild- und Tondokumenten in multimodalen Editionen eine gesteigerte Bedeutung zu.

Digitale Methoden lassen sich zudem für den automatischen Variantenvergleich sowie zur Aufklärung stemmatischer Verhältnisse zum Einsatz bringen (etwa mit Hilfe von aus der Bio-Informatik stammenden phylogenetischen Verfahren). Dabei muss der Vergleich von Textversionen, neueren Tendenzen der Editorik entsprechend, nicht bloß im Sinne einer ‚Fehlerkritik‘ zur Erstellung rekonstruierter Textstufen genutzt werden, sondern kann die überlieferungsgeschichtliche Varianz mittelalterlicher Quellen in den Blick bringen und der wissenschaftlichen Analyse zugänglich machen.

Über diese methodisch anspruchsvollen Spezialaufgaben hinaus besteht auch weiterhin Bedarf an der Entwicklung möglichst niederschwelliger Editionsplattformen,

die ohne lange Einarbeitungszeit von Fachwissenschaftler*innen ohne größere digitale Expertise genutzt werden können; zudem an der Entwicklung und Vermittlung von *best practices* einer spezifisch auf mittelalterliche Artefakte zugeschnittenen Datencodierung, die sinnvollerweise innerhalb der Community ausgehandelt werden sollten. Schließlich stellt auch die Darstellung von Editionen in funktionalen, gegebenenfalls mit Werkzeugen zur digitalen Analyse angereicherten, aber gleichzeitig auch möglichst nachhaltigen Online-Präsentationsformen eine wesentliche praxisbezogene Aufgabe der digitalen Editorik dar.

Im Idealfall können Editionsoberflächen dabei auf einem integrierten Workflow aufbauen, der aus Komponenten der oben beschriebenen Methoden besteht. Solcherart wird es beispielsweise möglich, Quellen mit Registern aller Art zu versehen, die einen nutzerspezifischen Zugang zum Text ermöglichen oder Texte nach Layout-Elementen (z.B. die Anzeige aller Bilder oder aller [Zwischen-]Überschriften einer Textgruppe) durchsuchbar machen, welche die Beweglichkeit der Texte innerhalb eines Korpus in den Blick bringen.

Trotz bereits existierender Standards im Bereich der Formate und Metadaten stellt gerade die besondere Beschaffenheit mediävistischer Objekte und Zugänge diese Standards vor noch zu lösende Probleme. Den Standardisierungsprozess voran- bzw. weiterzutreiben, wird nicht zuletzt zu den Aufgaben der Initiativen zur Etablierung nationaler Forschungsdateninfrastrukturen (NFDI) gehören, die „Datenbestände von Wissenschaft und Forschung systematisch erschließen, nachhaltig sichern und zugänglich machen sowie (inter-)national vernetzen“ und dazu „in einem aus der Wissenschaft getriebenen Prozess“ eine „vernetzte Struktur eigeninitiativ agierender Konsortien“ aufbauen wollen.¹² Dementsprechend ist es für die Mediävistik von großer Bedeutung, die Bedürfnisse mediävistischer Projekte in diesen Prozess mit einzubringen und die breite Expertise der Mediävist*innen hörbar zu machen.

Neue Perspektiven ergeben sich zudem in der Praxis der digitalen Texterschließung und -edition. An die Stelle des individuellen Arbeitens können kollaborative Formen treten, die auch durch möglichst niederschwellige Zugänge (etwa speziell eingerichtete Wikis wie Semantic Media Wikis oder benutzerfreundliche Zugänge zu git-Servern) mehrere Akteure einschließen können.

2.3 Textanalyse

Während der Mediävistik in der digitalen Erschließung von Textzeugen bzw. deren digitaler Edition durchaus eine Vorreiterrolle zukommt, ist der Einsatz von aus der Computerlinguistik bzw. dem *Information Retrieval* stammenden Verfahren der Textanalyse

¹² So die entsprechende Projektbeschreibung unter <https://www.dfg.de/foerderung/programme/nfdi/> (Zugriff: 15.02.2021).

noch deutlich schwächer ausgeprägt als etwa bei neueren Philologien oder Kulturwissenschaften. Dies hat auch damit zu tun, dass sich mittelalterliche Sprachstufen weit weniger durch Standardisierung und orthographische Normierung auszeichnen als moderne Texte. Verfahren des *Natural Language Processing* (NLP) beruhen zumeist auf einer homogenen Textoberfläche, die sich nicht durch orthographische, diachrone oder dialektale Varianz auszeichnet. Zudem haben diese Verfahren in vielen Fällen vortrainierte Modelle zur Grundlage, die anhand von großen Datenmengen (etwa modernen Zeitungs- oder Social-Media-Korpora) erstellt worden und daher nicht ohne weiteres auf vormoderne Texte übertragbar sind.

Was sich methodisch als Problem zeigt, entpuppt sich dabei auf einer methodenreflexiven Ebene durchaus als Chance: Gerade mediävistische Artefakte in ihrer Andersartigkeit und Unnormiertheit zeigen – vielleicht mehr noch als neuzeitliche Objekte – augenscheinlich, dass beim Methodentransfer aus der Informatik in die Geisteswissenschaften die Besonderheiten der Domäne berücksichtigt werden sollten, in der diese Methoden zur Anwendung kommen und wo digitale Verfahren an ihre Grenzen stoßen.

Eine wichtige Voraussetzung für den Einsatz digitaler textanalytischer Methoden stellt daher die Entwicklung von *preprocessing*-Verfahren dar (etwa die automatisierte Normalisierung, Lemmatisierung oder Wortarten- bzw. POS [*part of speech*]-Tagging), die gerade für mittelalterliche Sprachstufen eine besondere Herausforderung darstellt, zugleich aber auch einsichtsvolle Rückschlüsse auf traditionelle, linguistisch geprägte Forschungsgebiete zu geben vermag. Als vielversprechend erweisen sich hier insbesondere *machine* bzw. *deep learning*-basierte Verfahren, die auf Grundlage der im zunehmenden Maße vorhandenen digitalen Textkorpora erstellt werden können.¹³ Gleichwohl können solche NLP-Standardverfahren nicht ohne den Einbezug von philologischem bzw. linguistischem Expert*innen-Wissen (etwa über mittelalterliche Syntaxstrukturen und Pragmatik) in adäquater Weise weiterentwickelt werden.

Neben der besonderen sprachlichen Faktur mittelalterlicher Texte stellt sich die Frage, ob die besondere kommunikative Situierung der Texte (etwa im Fall von volkssprachigen Texten in semi-oralen Gebrauchszusammenhängen) oder schlicht deren Alterität die Übertragbarkeit der in den NLP-Verfahren üblichen Kategorienbildung auf mittelalterliche Anwendungsfälle ohne weiteres erlaubt.¹⁴ Eine reflektierte und domänenspezifisch adaptierte Anwendung digitaler Textanalyseverfahren bietet freilich durchaus neue Möglichkeiten auch für die Erschließung mittelalterlicher Textquellen,

13 Vgl. etwa den von Helmut Schmid entwickelten RNNTagger (<https://www.cis.uni-muenchen.de/~schmid/tools/RNNTagger/> [Zugriff: 15.02.2021]), der ein auf dem Referenzkorpus Mittelhochdeutsch trainiertes Sprachmodul enthält. Speziell auf vormoderne Texte abgestimmte Werkzeuge bieten zudem die Classical Language Toolkit-Library für Python (CLTK, vgl. <http://cltk.org> [Zugriff: 15.02.2021]) sowie das Biblissima-Toolkit (<https://baobab.biblissima.fr/> [Zugriff: 15.02.2021]).

14 Verfahren zur digitalen Klassifizierung von Texten nach Gattungen gehen etwa oftmals von einem linguistisch geprägten Textsortenbegriff aus, der für die zumeist funktional geprägten Texttypen des Mittelalters nur bedingt einsetzbar ist.

wobei insbesondere unter Einsatz von Verfahren des *distant reading* Textmengen überblickt werden können, die über das Maß dessen hinausgehen, was Einzelforscher*innen auf qualitativem Weg aufarbeiten können. Zu denken wäre hier an Verfahren der digitalen Stilometrie, die aus der Perspektive etablierter Forschung aber mitunter rückständig erscheinen können,¹⁵ insbesondere aber auch an die Erschließung von Textdokumenten mit Verfahren des *topic modeling*¹⁶ und Wörterbuch-basierten Methoden oder die Visualisierung von (zum Teil durch computerlinguistische Verfahren automatisch extrahierten) Textentitäten in Netzwerkstrukturen,¹⁷ schließlich auch die Erkennung von Entitäten in Regestenwerken oder per HTR erstellten Texten von Archivalien mittels *Named Entity Recognition* (NER). Auf einer basaleren, textanalytisch orientierten Ebene bewegt sich die digitale Untersuchung von metrischen oder Reimstrukturen, die durch den Einsatz von *deep learning*-Algorithmen in neueren Forschungsansätzen wesentlich verbessert werden konnte.

Besonders vielversprechend erscheinen textanalytische Verfahren, die auf den Prinzipien der distributionellen Semantik beruhen: Dieses Konzept geht davon aus, dass sich die Bedeutung eines Wortes aus dessen Kontext erschließen lässt. Mit dieser Annahme wird es möglich, auch über die bloße Wortoberfläche hinausgehende Bedeutungsstrukturen zu formalisieren und damit für den Computer zugänglich zu machen. Neben den bereits erwähnten *Topic Models* sind hier insbesondere (mittels abgekürzter Verfahren wie *word2vec* oder *fasttext* berechnete) *word embeddings*, also Vektorrepräsentationen der Kontextwörter eines Wortes, von Belang. Zukunftsträchtige Einsatzgebiete ergeben sich hier etwa im Bereich der historischen Semantik (Wie verändert sich die Bedeutung von Begriffen, aber auch von thematischen Feldern und Konzepten diachron in großen Textkorpora?) oder aber im Bereich des Aufspürens von intertextuellen Beziehungen (z. B. Paraphrasensuchen, die über bloß wörtliche Zitate von Textstellen hinausgehen können oder die Untersuchung von formelhafter Sprache).

Genauer definierte semantische Konzepte oder Textkategorien können schließlich durch den Einsatz von halbautomatisch erstellten Textannotationen und deren

15 Stilometrische Untersuchungen werden zumeist zur Autorschaftsattribuierung eingesetzt, die ungeachtet modernerer mediävistischer Positionen zur Autorschaftskonzeption zumindest als Grundlagenarbeit nicht obsolet erscheinen, vgl. zuletzt bspw. Mike Kestemont, Sara Moens u. Jeroen Deploige, *Collaborative Authorship in the Twelfth Century: A Stylometric Study of Hildegard of Bingen and Guibert of Gembloux*. In: *Digital Scholarship in the Humanities* 30/2 (2015), S. 199–224; Friedrich M. Dimpel, Katharina Zeppezauer-Wachauer u. Daniel Schlager, *Der Streit um die Birne. Autorschafts-Attributionstest mit Burrows' Delta und dessen Optimierung für Kurztexte am Beispiel der ‚Halben Birne‘ des Konrad von Würzburg*. In: *Das Mittelalter* 24/1 (2019), S. 71–90.

16 Gabriel Viehhauser, *Digitale Gattungsgeschichten: Minnesang zwischen generischer Konstanz und Wende*. In: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften* 2 (2017). text/html Format. https://doi.org/10.17175/2017_003 (Zugriff: 15.02.2021).

17 Manuel Braun u. Nora Ketschik, *Soziale Netzwerkanalysen zum mittelhochdeutschen Artusroman oder: Vorgreiflicher Versuch, Märchenhaftigkeit des Erzählens zu messen*. In: *Das Mittelalter* 24/1 (2019), S. 54–70.

Verarbeitung mittels *machine learning*-Methoden approximiert werden sowie in an das *Semantic Web* anschlussfähigen Begriffsontologien modelliert werden. Wie bei den anderen genannten Verfahren ist jedoch zu bedenken, dass die quantitativen Methoden in erster Linie explorative Hilfestellungen bieten können, die stets durch qualitative Methoden ergänzt werden müssen.

Da die zum Einsatz gebrachten Algorithmen in den Digital Humanities zunehmend komplexer werden, gewinnt im Fach die Methodenentwicklung immer mehr an Bedeutung, was letztlich jedoch auch zu einer Ablösung dieser Methoden von inhaltlichen Fragestellungen und damit zu einer immer weiteren Kluft zwischen Digital Humanities und den Fachwissenschaften führt. Für die zukünftige Entwicklung der digitalen Mediävistik erscheint es daher von entscheidender Bedeutung, den Einsatz digitaler Methoden an fachspezifische Fragen rückzubinden. Dabei gilt es, erstens, das Problembewusstsein bei der Entwicklung der Verfahren aus fachspezifischen Problemstellungen zu erhalten, und zweitens, jene Verfahrensweisen zu identifizieren, die nicht nur informatisch anspruchsvoll, sondern auch zur Klärung spezifisch geisteswissenschaftlicher Problemstellungen tauglich sind.

2.4 Visualisierung

Zum Teil in Kombination mit den genannten computerlinguistischen Methoden, aber auch unabhängig davon kommen Verfahren der Datenvisualisierung beim Überblicken einer großen Menge von Text-, aber auch Bild- oder Tonquellen eine gesteigerte Bedeutung zu. Neben der Netzwerkanalyse, bei der über den Methodenimport aus den Sozialwissenschaften nicht nur Beziehungen zwischen Akteuren jeglicher Art (z. B. Herrschergestalten, Handschriftenschreiber, aber auch fiktive Figuren) als Netzwerkgraph dargestellt werden, sondern auch Beziehungen zwischen Texten, Objekten oder Sachverhalten, um so Strukturmuster aufzudecken, sind insbesondere geographische Kartendarstellungen von Belang, die auf digitalen Geo-Informationssystemen (GIS) aufbauen können. Auch die Übertragung dieser gut eingeführten Methoden auf geisteswissenschaftliche Fragestellungen und insbesondere historisches Material bedarf jedoch einer eingehenden Methodenreflexion und mediävistischen Expert*innenwissens. So sind beispielsweise bei der Visualisierung geopolitischer Zusammenhänge die besonderen Bedingungen mittelalterlicher Territorialität zu berücksichtigen oder die zumeist unvollständig vorgegebene Quellengrundlage mit Verfahrensweisen wiederzugeben, die auch die Unschärfe oder Unvollständigkeit des Datenmaterials zu repräsentieren vermögen. Ein Repositorium von mittelalterspezifischen Kartengrunddaten stellt in diesem Zusammenhang ein weiteres dringendes Desiderat der digitalen Mediävistik dar.

Standen in den Digital Humanities lange Zeit Textdaten im Fokus, so lässt sich in den letzten Jahren ein zunehmender Trend zur Bearbeitung von nicht-textlichen Artefakten (Bild, Ton, Objekte) beobachten. Neue Möglichkeiten eines explorativen Überblicks über

große Mengen von Daten bieten dabei auch hier auf *deep learning*-Algorithmen beruhende Verfahren: Mit ihrer Hilfe können Computer beispielsweise Objekte in Bildern erkennen (z. B. Wappendarstellungen auf Siegeln) oder Strukturähnlichkeiten zwischen bildlichen Darstellungen herausstellen und so Bilder zusammensortieren, die sich durch vergleichbare Merkmale auszeichnen. Ob diese Zusammenstellung sinnvoll ist, ist freilich auch hier auf qualitativer Basis zu beurteilen. Wie bei der Textanalyse können digitale Verfahren vor allem dabei helfen, große Datenmengen zu explorieren und nach Strukturen zu sortieren; zur genaueren Interpretation dieser Strukturmuster ist die quantitative Zugangsweise sinnvollerweise durch qualitative Einschätzungen zu ergänzen.

Schließlich bieten neuere digitale Methoden die Möglichkeit, über die Zweidimensionalität von Text und Bild hinauszugehen: Mit Hilfe von 3D-Digitalisierung und 3D-Modellierung können räumliche Artefakte rekonstruiert werden, wobei jedoch stets der Umgang mit Unschärfen und möglichen Leerstellen in der Modellierung reflektiert werden muss.¹⁸

Eine Zukunftsaufgabe bleibt die Entwicklung funktionierender Lösungen für die interaktive Nutzung von Datenbeständen wie beispielsweise die Annotation von Text- und Bilddaten und deren Persistierung, das damit verbundene Rechtmanagement, die inhaltliche Moderation und die Qualitätssicherung.

2.5 Vermittlung und Integration digitaler Kompetenzen

Für die Ausbildung der Studierenden sowie für die Fortbildung der Wissenschaftler*innen in Qualifizierungsphasen und auch der überwiegend analog sozialisierten arrivierten Fachvertreter*innen ist es unabdingbar, die digitale Quellenkompetenz und die Vermittlung digitaler Arbeitstechniken zu forcieren. Digitale Methoden und Tools müssen kontinuierlich (weiter-)entwickelt und in der Community als selbstverständlicher Teil wissenschaftlichen Arbeitens vermittelt werden, diese wiederum signalisiert neue oder veränderte Bedarfe an qualifizierte Entwickler*innen und eröffnet damit unseren Absolvent*innen neue Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt. Um eine möglichst breite Nutzung zu erfahren und etwaige Zurückhaltung bei der Zielgruppe zu überwinden, sollten Tools idealerweise gleichermaßen effektiv, effizient und leicht bedienbar sein – ähnlich wie es im Bereich des Publizierens bereits mit niederschwelliger Software wie WordPress oder Open Journal Systems erreicht worden ist. Generell bieten sich, zumal in Zeiten steigender Anforderungen in den Fächern sowie hoher Kosten von kommerziellen Produkten, Lösungen an, die auf Open-Source-Software aufsetzen und sich schon während der Entwicklung an den Bedürfnissen der künftigen Nutzer*innen orientieren,

18 Daniele Ferdani u. Giovanna Bianchi, 3D Reconstruction in Archaeological Analysis of Medieval Settlements. In: Philip Verhagen (Hg.), *Archaeology in the Digital Era*, vol. 2, e-Papers from the 40th Annual Conference of Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology (CAA), Southampton, UK, 26–29 March, 2012. Amsterdam 2013, S. 156–64.

wie das aktuell etwa bei den Projekten ‚Handschriftenportal‘ (<https://handschriftenportal.de/>) und ‚Archivum Medii Aevi Digitale‘ (<https://www.amad.org/>) geschieht.

Besonders betont werden sollte, dass auch die Lehre künftig noch wesentlich digitaler sein wird und muss, nicht zuletzt, weil bereits hier digitale Methoden und Kompetenzen vermittelt werden müssen. Hierfür dürften für die Lehrenden gerade die Erfahrungen aus den ersten beiden vorwiegend online gestalteten Semestern während der Coronapandemie für die Lehre wertvoll sein, weswegen es gilt, diese Erfahrungen zu sammeln, zu diskutieren und die *lessons learned* wiederum in der Fachcommunity zu vermitteln.

Eine besondere Rolle in diesem Prozess dürfte in der gegenwärtigen Zeit nicht zuletzt den jüngst entstandenen geisteswissenschaftlichen Konsortien im NFDI-Prozess zukommen, der auf die Einrichtung von nationalen Forschungsdateninfrastrukturen abzielt (s. o. 2.2). Wie langjährige Erfahrung gezeigt hat, sind Infrastrukturmaßnahmen im digitalen Bereich zum Scheitern verurteilt, die sich agnostisch gegenüber den Forschungsfragen und Anforderungen der Fachcommunity verhalten. Gefordert ist daher ein Austausch zwischen Fachwissenschaftler*innen und Infrastrukturen, der sich in zwei Richtungen vollzieht: Zum einen gilt es, den mediävistischen Fachdisziplinen digitale Methoden näher zu bringen und die Möglichkeiten zu vermitteln, die sich aus dem Einsatz dieser Methoden ergeben können. Zum anderen sind Entwickler*innen und Betreiber*innen jedoch auch darauf angewiesen, auf die Expertise von Fachwissenschaftler*innen zurückgreifen zu können, um Infrastruktureinrichtungen in einer sinnvollen, den Fachdisziplinen angemessenen Weise weiterzuentwickeln. Gerade Fachverbänden wie dem Mediävistenverband kommt dabei eine entscheidende Rolle in der Vermittlung zu.

2.6 Wissenschaftskommunikation und elektronisches Publizieren

In der Mediävistik wird längst digital kommuniziert und publiziert. Blogs und Social Media sind viel genutzte Werkzeuge für die Kommunikation unter Fachkolleg*innen und auch mit der Öffentlichkeit.¹⁹ Viele Mediävist*innen twittern für sich selbst oder für ihre Forschungsstellen und Fachvereinigungen – auch der Mediävistenverband. Die Medien dienen zum fachlichen Austausch, zur gegenseitigen Information, zur Anfrage und Bereitstellung von Expertise – und das in beide Richtungen. Wissenschaftler*innen können einerseits als Expert*innen in Erscheinung treten, können aber auch ihrerseits auf Spezialkenntnisse anderer angewiesen sein, die in den sozialen Medien durch die schiere Masse an Nutzer*innen über *crowdsourcing* abgefragt werden können,

¹⁹ Für Mediävist*innen auf Twitter vgl. <https://twitter.com/i/lists/88783697> (Zugriff: 15.02.2021); zu Gründen und Motivationen fürs Bloggen vgl. Björn Gebert, Soll ich oder soll ich nicht? Zehn Gründe, warum es sich für Historiker*innen lohnt zu bloggen. In: Zeitarbeit. Aus- und Weiterbildungszeitschrift für die Geschichtswissenschaften 1 (2019), S. 41–49. <https://doi.org/10.25521/ztbt.2019.92> (Zugriff: 15.02.2021).

wie es etwa die British Library 2015 getan hat (<https://britishlibrary.typepad.co.uk/digitisedmanuscripts/2015/08/help-us-decipher-this-inscription.html>). Ebenso kann sich *crowdsourcing* als ein probates Mittel bei der Auswertung großer Datenmengen erweisen.

Die Möglichkeiten von Twitter reichen bis zu Mikropublikationen.²⁰ Längere Fachpublikationen im engeren Sinne veröffentlichen Mediävist*innen heute nicht nur als E-Books oder in E-Journals online, sondern auch auf Wissenschaftsblogs.²¹ Letztere erhalten bereits seit 2013 auf Antrag eine ISSN, inzwischen ist auch die Langzeitarchivierung und die persistente Adressierung von Blogposts mit DOI möglich. Hinzu kommen Repositorien als Orte der Zweit- und sogar Erstveröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten. Im Januar 2021 ging mit ‚AMAD‘ (Archivum Medii Aevi Digitale) ein eigenes, interdisziplinäres Fachrepositorium für Mediävistik online, das in einer von der DFG geförderten Kooperation von Claudia Märkl, den ‚Regesta Imperii‘ und dem ‚HeBIS‘ entstand und für Erstveröffentlichungen im Diamond Open-Access-Verfahren zur Qualitätssicherung einen Open Peer-Review anbietet.²²

Möglicherweise entfernen sich digitale Publikationen noch weiter vom gedruckten Vorbild und werden dynamischer. Ein Beispiel ist die Zitation nach Absätzen statt Seiten wie bei der Zeitschrift für digitale Geschichtswissenschaften (<http://zfdg.de/>), die künftig womöglich größere Verbreitung finden wird, ein anderes sind von vornherein auf fortlaufende Erweiterung oder Veränderung angelegte „living articles“, wie Ina Serif ihn zur Überlieferung der Chronik Jakob Twingers von Königshofen publiziert.²³ Fast schon etabliert scheinen dynamisch publizierte Sammelbände oder Zeitschriftenhefte, aus denen bereits vor dem Vorliegen aller geplanten Beiträge eines Bands/Hefts sukzessive einzelne Aufsätze veröffentlicht werden können, um letztendlich dennoch als ein zusammenhängendes Ganzes zu erscheinen – mit fortlaufender Seitenzählung der einzelnen Artikel-PDFs, entsprechend referenzierten Zitierhinweisen und gleicher Verschlagwortung oder Kategorisierung im veröffentlichenden Medium – und, bei

20 Vgl. z. B. Andrea Geier u. Markus Gottschling, Wissenschaftskommunikation auf Twitter? Eine Chance für die Geisteswissenschaften! In: Albrecht Hausmann, Volker Michel u. Ariane Rau (Hgg.), *Die Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation in der Germanistik. Informieren – Recherchieren – Publizieren – Partizipieren* (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 66/3). Göttingen 2019, S. 282–291. <https://doi.org/10.14220/mdge.2019.66.3.282> (Zugriff: 15.02.2021).

21 Björn Gebert u. Lena van Beek, Wissenschaftsblogs als zeitgemäße Publikationsmedien: das Beispiel Mittelalter. *Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*. In: Hausmann, Michel u. Rau (Anm. 20), S. 273–281. <https://doi.org/10.14220/mdge.2019.66.3.273> (Zugriff: 15.02.2021).

22 Website des Projektes AMAD: <https://www.amad.org> (Zugriff: 15.02.2021). Zu AMAD vgl. u. a. Aglaia Bianchi u. Paul Warner, Open Access für die Mediävistik: das Archivum Medii Aevi Digitale. In: Vincent Heuveline, Fabian Gebhart u. Nina Mohammadianbisheh (Hgg.), *E-Science-Tage 2019: Data to Knowledge*. Heidelberg 2020. <https://doi.org/10.11588/heibooks.598.c8424> (Zugriff: 15.02.2021).

23 Ina Serif, Der zerstreute Chronist. Zur Überlieferung der deutschsprachigen Chronik Jakob Twingers von Königshofen. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*, 5. Dezember 2015, Stand: 9. Juni 2019. <http://mittelalter.hypotheses.org/7063> (Zugriff: 15.02.2021).

Erreichen von Vollständigkeit, mit einer gemeinsamen PDF-Datei, die neben den bereits einzeln veröffentlichten Beiträgen in richtiger Reihenfolge auch Cover, Titelblatt etc. enthält. Nur zwei Beispiele hierfür sind die Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung (<https://ojs.uni-oldenburg.de/ojs/index.php/bme/about>) und die Beihefte des Mittelalterblogs (<https://mittelalter.hypotheses.org/category/beihefte>).

Nicht zuletzt verändern sich, durch die Etablierung von Open Access, auch die Strukturen. Immer mehr Zeitschriften werden von Forschenden im Rahmen von leicht zu bedienenden Publikationsinfrastrukturen wie *Open Journal Systems* (OJS), die von wissenschaftlichen Einrichtungen gehostet werden, nicht mehr nur herausgegeben, sondern selbst betrieben. Sie bieten für Autor*innen im Diamond Open Access eine kostenfreie Alternative zu dem für dieselben oft kostenintensiven Gold Open Access bei verlagsgebundenen Medien – ohne auf entsprechende Qualitätssicherungsmechanismen verzichten zu müssen. Daneben bieten Universitätsverlage eine zwar nicht immer kostenfreie, aber im Vergleich zur Privatwirtschaft oft kostenreduzierte Open Access-Publikationsmöglichkeit. In diesem Zusammenhang ist auch der erfreuliche Wechsel der Zeitschrift des Mediävistenverbands, ‚Das Mittelalter‘, zu heiUP zu erwähnen.

3 Ausblick

Auch für den Mediävistenverband selbst gilt das Postulat, den digitalen Wandel, der sich nunmehr seit mehreren Jahrzehnten vollzieht, stärker aktiv mit voranzutreiben und das Digitale nicht mehr als Sonderbereich wahrzunehmen. Forschung, gerade auch mediävistische Forschung, ist heute sehr oft Forschung mit digitalen Mitteln, wie dieser Beitrag zu verdeutlichen versuchte. Mit der Umstellung der Zeitschrift ‚Das Mittelalter‘ auf eine Open-Access-Publikation, der erneuerten Website und dem eigenen Twitter-Account sind schon wichtige Schritte hin zu einem Agieren des Verbands im Digitalen erfolgt. Die Schärfung eines entsprechenden Profils digitaler Expertise bei den Personen, die den Verband repräsentieren, ist weiterhin eine Aufgabe, nicht zuletzt, damit der digital sozialisierte wissenschaftliche Nachwuchs sich im Verband klar wiedererkennen kann. Eine eigene Arbeitsgruppe Digitale Mediävistik ist ein Anfang, impliziert aber noch immer, dass es eine zukunftsfähige Mediävistik ohne Digitalität gäbe. Beides fällt aber in eins, auch wenn natürlich dauerhaft Spezialisierungen einzelner Personen und Institute im Bereich genuin digitaler Methoden weiter von Belang sein werden. Für die Zukunft ist eine Eng- und Zusammenführung von klassischen Methoden der Mediävistik und DH-Ansätzen anzustreben, um die Kluft zwischen analogen und digitalen Formen des wissenschaftlichen Arbeitens zu schließen und die jeweiligen Verfahren gegenseitig nutzbar zu machen.²⁴

²⁴ Wir danken Georg Vogeler, den Mitgliedern des Beirats des Mediävistenverbandes und der AG Digitale Mediävistik für wertvolle Hinweise.

Literaturverzeichnis


- Archivum Medii Aevi Digitale (AMAD), <https://www.amad.org> (Zugriff: 15.02.2021).
- Bianchi, Aglaia u. Paul Warner:** Open Access für die Mediävistik: das Archivum Medii Aevi Digitale. In: Vincent Heuveline, Fabian Gebhart u. Nina Mohammadianbisheh (Hgg.), *E-Science-Tage 2019: Data to Knowledge*. Heidelberg 2020. <https://doi.org/10.11588/heibooks.598.c8424> (Zugriff: 15.02.2021).
- Birnbaum, David, Sheila Bonde u. Mike Kestemont:** The Digital Middle Ages: An Introduction. In: *Speculum* 92 (2017), S. 1–38.
- Bleier, Roman u. a. (Hgg.):** Digitale Mediävistik. In: *Das Mittelalter* 24/1 (2019), S. 1–12. <https://doi.org/10.1515/mial-2019-0001> (Zugriff: 15.02.2021).
- Boîte à outils Bibliissima (Baobab), <https://baobab.bibliissima.fr/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Braun, Manuel u. Nora Ketschik:** Soziale Netzwerkanalysen zum mittelhochdeutschen Artusroman oder: Vorgreiflicher Versuch, Märchenhaftigkeit des Erzählens zu messen. In: *Das Mittelalter* 24/1 (2019), S. 54–70.
- Codices Electronici Ecclesiae Coloniensis (CEEC), <http://www.ceec.uni-koeln.de/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Dimpel, Friedrich M., Katharina Zepezauer-Wachauer u. Daniel Schlager:** Der Streit um die Birne. Autorschafts-Attributionstest mit Burrows' Delta und dessen Optimierung für Kurztexte am Beispiel der ‚Halben Birne‘ des Konrad von Würzburg. In: *Das Mittelalter* 24/1 (2019), S. 71–90.
- Eckart, Pia u. a.:** Transkribus auf dem Prüfstand. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* 2 (2019), S. 254–275. <https://doi.org/10.26012/mittelalter-22600> (Zugriff: 15.02.2021).
- Eipert, Tim u. a.:** Editor Support for Digital Editions of Medieval Monophonic Music. In: *Proceedings of the 2nd International Workshop on Reading Music Systems*. Delft, 2019. <https://sites.google.com/view/worms2019/proceedings> (Zugriff: 15.02.2021).
- eScripta <https://escripta.hypotheses.org/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Ferdani, Daniele u. Giovanna Bianchi:** 3D Reconstruction in Archaeological Analysis of Medieval Settlements. In: Philip Verhagen (Hg.), *Archaeology in the Digital Era*, vol. 2, e-Papers from the 40th Annual Conference of Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology (CAA), Southampton, UK, 26–29 March, 2012. Amsterdam 2013, S. 156–164.
- Franzini, Greta, Peter Andorfer und Ksenia Zaytseva:** Catalogue of Digital Editions, <https://dig-ed-cat.acdh.oew.ac.at/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Fricke, Hans-Reinhard:** Das Duderstadt-Projekt. In: *Fundus* 2 (2000), S. 65–73.
- Gebert, Björn u. Lena van Beek:** Wissenschaftsblogs als zeitgemäße Publikationsmedien: das Beispiel Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte. In: Albrecht Hausmann, Volker Michel u. Ariane Rau (Hgg.), *Die Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation in der Germanistik. Informieren – Recherchieren – Publizieren – Partizipieren* (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 66/3). Göttingen 2019, S. 273–281. <https://doi.org/10.14220/mdge.2019.66.3.273> (Zugriff: 15.02.2021).
- Gebert, Björn:** Soll ich oder soll ich nicht? Zehn Gründe, warum es sich für Historiker*innen lohnt zu bloggen. In: *Zeitarbeit. Aus- und Weiterbildungszeitschrift für die Geschichtswissenschaften* 1 (2019), S. 41–49. <https://doi.org/10.25521/zbt.2019.92> (Zugriff: 15.02.2021).


- Geier, Andrea u. Markus Gottschling:** Wissenschaftskommunikation auf Twitter? Eine Chance für die Geisteswissenschaften! In: Albrecht Hausmann, Volker Michel u. Ariane Rau (Hgg.), *Die Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation in der Germanistik. Informieren – Recherchieren – Publizieren – Partizipieren* (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 66/3). Göttingen 2019, S. 282–291. <https://doi.org/10.14220/mdge.2019.66.3.282> (Zugriff: 15.02.2021).
- Kestemont, Mike, Sara Moens u. Jeroen Deploige:** Collaborative Authorship in the Twelfth Century: A Stylometric Study of Hildegard of Bingen and Guibert of Gembloux. In: *Digital Scholarship in the Humanities* 30/2 (2015), S. 199–224.
- Keupp, Jan:** Wo liegt der Mehrwert des Materiellen? Gedanken zur Epistemologie des archivalischen Originals. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*, 4. Juni 2015. <https://mittelalter.hypotheses.org/6204> (Zugriff: 15.02.2021).
- RNNTagger – a Neural Part-of-Speech Tagger, <https://www.cis.uni-muenchen.de/~schmid/tools/RNNTagger/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Sahle, Patrick:** Catalogue of Digital Editions. <https://digitale-edition.de/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Serif, Ina:** Der zerstreute Chronist. Zur Überlieferung der deutschsprachigen Chronik Jakob Twingers von Königshofen. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*, 5. Dezember 2015, Stand: 9. Juni 2019. <http://mittelalter.hypotheses.org/7063> (Zugriff: 15.02.2021).
- Serif, Ina:** Ein Wolpertinger für die Vormoderne: Zu Nutzungs- und Forschungsmöglichkeiten von Transkribus bei der Arbeit mit mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften und Drucken. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* 2 (2019), S. 125–166. <https://mittelalter.hypotheses.org/21828> (Zugriff: 15.02.2021).
- Stokes, Peter u. a.:** EScripta: A New Digital Platform for the Study of Historical Texts and Writing, Digital Humanities Conference, Utrecht 2019. <https://dev.clariah.nl/files/dh2019/boa/0322.html> (Zugriff: 15.02.2021).
- Thaller, Manfred:** Automation on Parnassus, Clio – a databank oriented system for historians. In: *Historical Social Research* 5/3 (1980), S. 40–65.
The Classical Language Toolkit, <http://cltk.org> (Zugriff: 15.02.2021).
Transkribus, <https://transkribus.eu/Transkribus/> (Zugriff: 15.02.2021).
- Unsworth, John:** Medievalists as Early Adopters of Information Technology. In: *Digital Medievalist* 7 (2012). <http://doi.org/10.16995/dm.34> (Zugriff: 15.02.2021).
- Viehhauser, Gabriel:** Digitale Gattungsgeschichten: Minnesang zwischen generischer Konstanz und Wende. In: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften* 2 (2017). https://doi.org/10.17175/2017_003 (Zugriff: 15.02.2021).
- Wehner, Maximilian u. a.:** OCR4all – Eine semi-automatische Open-Source-Software für die OCR historischer Drucke. In: *DHd 2020 Spielräume: Digital Humanities zwischen Modellierung und Interpretation. Konferenzabstracts* (2020), S. 43–45. <http://www.ocr4all.org> (Zugriff: 15.02.2021).

Verbundforschung und die Zukunft der Mediävistik

Kontakt

Prof. Dr. Wolfram Drews,
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Historisches Seminar,
Lehrstuhl für Geschichte des frühen
und hohen Mittelalters, Domplatz
20-22, D-48143 Münster,
w.drews@uni-muenster.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6274-5097>

Prof. Dr. Michael Grünbart,
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Institut für Byzantinistik
und Neogräzistik, Rosenstraße 9,
D-48143 Münster,
gruenbart@uni-muenster.de
 <https://orcid.org/0000-0002-1798-8647>

Prof. Dr. Klaus Oschema,
Ruhr-Universität Bochum, Geschichte
des Mittelalters unter besonderer
Berücksichtigung des Späten
Mittelalters, Universitätsstraße 150,
D-44801 Bochum,
klaus.oschema@rub.de
 <https://orcid.org/0000-0002-3040-153X>

Abstract In general, scholarly monographs written by a single author still seem to be the most common form for publishing research results. This holds true especially for the doctoral thesis, but also for the Habilitation, still common in German-speaking academia. However, collaborative research is no new trend taken over from the natural sciences. There is a long tradition of collaborative research both in Germany (reaching back to the 19th century), and in France, going back even to the 18th century. In the 20th century, the German Research Foundation (DFG) initiated several research formats meant to foster interdisciplinary research. Medieval studies have been involved in such projects almost from the start. At present, such projects are either based at individual universities, or they involve scholars from different institutions. For specialists from disciplines with few permanent positions, this can be an excellent opportunity to document the usefulness of their subjects to broader research initiatives. This has turned out to be a key element in securing the future of so-called smaller disciplines, which can show their importance by providing chronological or methodological links between other subjects. Recent trends, such as the study of the Global Middle Ages, have highlighted the necessity for scholars of various disciplines to join their efforts to produce results that would never have been achieved without interdisciplinary and transdisciplinary cooperation. However, some drawbacks should not be overlooked: The increasing number of research projects has led to a significant rise in the number of highly qualified researchers, who find it increasingly difficult to secure permanent academic positions that match their experience.

Keywords interdisciplinary cooperation, securing the future of smaller subjects, non-permanent positions and career options

1 Rückwärtsgewandte Perspektiven?

Aus der Warte einer Wissenschaftslandschaft, die sich immer stärker an den sozialen Modellen der ‚harten‘ Naturwissenschaften orientiert, mag die mediävistische Forschung in ihren Arbeitsweisen leicht ein wenig rückwärtsgewandt erscheinen – bei allen Differenzen zwischen den mediävistischen Teildisziplinen, die sich in dieser Hinsicht stark unterscheiden können. ‚Modernes‘ wissenschaftliches Arbeiten bedeutet aus der Sicht von Wissenschaftspolitik und Forschungsförderung oft die Kooperation im Team oder in Forschergruppen, analog zur Situation im Labor, und die Publikation der erzielten Ergebnisse in zahlreichen Kollektivaufsätzen, deren Autorenschaft gerne einmal mehr als zehn Personen beanspruchen. Daraus resultieren beeindruckende Publikationslisten, die in den zunehmend angewandten bibliometrischen Auswertungen Spuren hinterlassen. Damit solche Arbeitsformen und Gruppen auch wirklich sichtbar werden, sollen sie am besten in Form von großen Verbänden organisiert sein – in Sonderforschungsbereichen oder Exzellenzclustern, die im Fall der Mediävistik häufig aus der interdisziplinären Zusammenarbeit in universitären Mittelalterzentren hervorgehen.

Diesem Ideal so mancher Hochschulleitung – Visibilität durch Quantität und (vermeintliche oder reale) Profilbildung zu schaffen – steht gerne einmal in holzschnittartiger Zuspitzung die traditionelle Arbeitsweise in den Geisteswissenschaften gegenüber. Zumal in der Qualifikationsphase bohrt hier oft eine Person ein wenig solipsistisch über eine lange Zeit hinweg alleine ein dickes Brett. Die Ergebnisse werden dann häufig in einer Form vorgestellt, die im Zeitalter von Internet und social media auch jenseits der Wissenschaftswelt antiquiert wirken mag: der Monographie.

Tatsächlich sind diese stereotypen Bilder nicht ganz aus der Luft gegriffen: Allen Bemühungen um neue Formen der Kooperation und neue akademische Karrierewege zum Trotz bleibt in zahlreichen mediävistischen Disziplinen (die größtenteils zu den Geisteswissenschaften zählen) die (veröffentlichte) Monographie der ‚Goldstandard‘ der Qualifikation. Dies gilt auf jeden Fall für den Erwerb des Doktorgrads – wobei auch hier bereits gesammelte Aufsätze als ein Werk eingereicht wurden –, häufig aber auch noch für die Habilitation, bei der kumulativen Formen gemeinhin ein negativer Nimbus anhängt. Die Monographie wird als Beleg dafür betrachtet, dass eine Person über die Fähigkeit verfügt, eine Problemstellung in einem jahrelangen Prozess strukturiert zu bearbeiten und aufzulösen. Im Unterschied zu den Natur- und Technikwissenschaften, aber auch zu Teilen der Sozialwissenschaften, wo Statistiken, Zahlen und Berechnungen eine wichtige Rolle spielen, hat in den Geisteswissenschaften das Schreiben nach wie vor eine konstitutive Bedeutung für den Forschungsprozess.

Sind die Geisteswissenschaften damit von den modernen Formen der Wissenschaftsorganisation und der Forschung im Kollektiv abgeschnitten – und riskieren sie auf diese Weise, schon aufgrund ihrer Arbeitsgewohnheiten, weiter ins Hintertreffen zu geraten? Wie stets bei so allgemein gefassten Fragen, muss man hier differenzieren. Dieser Beitrag möchte, mit Blick auf die Zukunftsfähigkeit der mediävistischen

Forschung, zunächst einen kurzen Blick auf die Vergangenheit werfen, der geeignet erscheinen mag, eventuell bestehenden Berührungspunkten entgegenzuwirken und demgegenüber die Perspektiven der Verbundforschung aufzuzeigen, gerade auch für die sogenannten kleinen Fächer. Anschließend soll ein knappes Panorama den gegenwärtigen Stand der Dinge skizzieren, bevor in einem dritten Schritt die Chancen und Risiken der zukünftigen Entwicklung im Spannungsfeld von Forschungsförderung und thematischer Fortentwicklung angesprochen werden. Wie zu zeigen sein wird, spielt hier nicht zuletzt die fortschreitende Etablierung interdisziplinärer Gegenstände, die im Zentrum der Arbeit des Mediävistenverbands steht, eine zentrale Rolle.

2 Mediävistik und frühe Verbundprojekte

Noch vor wenigen Jahrzehnten hätten vermutlich zahlreiche Vertreter*innen der disziplinären Einzelforschung die Meinung vertreten, dass Verbundforschung und mediävistisches Arbeiten eher Gegensätze darstellen als einen harmonischen Gleichklang. Schon ein kurzer Blick in die Vergangenheit – bis in die früheste Zeit der Etablierung der Mittelalterforschung – nötigt aber dazu, dieses Bild zu korrigieren. Tatsächlich stehen ja schon an der Wurzel der mediävistischen Disziplinen im 19. Jahrhundert geradezu Großunternehmungen der Forschung, die zum Teil noch heute fortgeführt werden, die aber auf jeden Fall die Grundlagen für die moderne Erforschung der mittelalterlichen Kulturen boten: Erinnert sei hier nur an ausgewählte Unternehmungen wie die ‚Monumenta Germaniae Historica‘, die 2019 ihr 200jähriges Jubiläum feiern konnten und die schon kurz nach ihrer Entstehung auch international als Vorbild ausstrahlten,¹ die ‚Regesta Imperii‘ (begründet durch Johann Friedrich BÖHMNER im Jahr 1829),² das ‚Corpus scriptorum historiae Byzantinae‘ (Bonn 1828 bis 1897, deswegen auch ‚Bonner Corpus‘; 50 Bände),³ oder später das ‚Reallexikon für Antike und

1 Vgl. hierzu gleich mehrere Beiträge in Isabelle Guyot-Bachy u. Jean-Marie Moeglin (Hgg.), *La naissance de la médiévistique. Les historiens et leurs sources en Europe (XIXe–début du XXe siècle)* (École Pratique des Hautes Études, Sciences Historiques et Philologiques 5 / Hautes études médiévales et modernes 107). Genf 2015; Lothar Gall u. Rudolf Schieffer (Hgg.), *Quelleneditionen und kein Ende? Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München, 22. / 23. Mai 1998* (Historische Zeitschrift. Beiheft 28). München 1999; *Monumenta Germaniae Historica* (Hg.), *Mittelalter lesbar machen. Festschrift. 200 Jahre Monumenta Germaniae Historica*. Wiesbaden 2019.

2 Vgl. Harald Zimmermann (Hg.), *Die Regesta imperii im Fortschreiten und Fortschritt* (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 20). Köln, Weimar, Wien 2000.

3 Vgl. Johannes Irmscher, *Das Bonner Corpus und die Berliner Akademie*. In: *Κρητικά χρονικά* 7 (1953), S. 360–383. Das Bonner Unternehmen wurde ab 1966 sukzessive durch das internationale Unternehmen des ‚Corpus fontium historiae Byzantinae‘ (CFHB), organisiert in nationalen Unterreihen, abgelöst.

Christentum‘ (begründet 1935 durch Theodor KLAUSER, noch unabgeschlossen).⁴ Das mediävistische Standardnachschlagewerk ‚Lexikon des Mittelalters‘, das den Sprung ins digitale Zeitalter durch BREPOLIS sowie die Verlinkung mit der ‚International Medieval Bibliography‘ geschafft hat, ist ebenso zu nennen wie diverse prosopographische und lexikographische Unternehmungen (‚Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit‘, ‚Lexikon der byzantinischen Gräzität‘; beide abgeschlossen).⁵ Das ‚Reallexikon der Germanischen Altertumskunde‘ ist in seiner zweiten Auflage sehr transdisziplinär angelegt, einschließlich der ‚Germanischen Altertumskunde online‘, die zudem ständig digital weiterwächst, also den Sprung ins Digitale wirklich geschafft und die Transformation in den virtuellen Wissensraum gemeistert hat. Auch Publikationen wie das stark auf kulturgeschichtliche Aspekte fokussierte ‚Handbook of Medieval Culture‘ konnten nur als kollektive Unternehmungen realisiert werden, an denen zahlreiche Autor*innen in gemeinsamer Anstrengung beteiligt sind.⁶ Aus Sicht der Germanistik ist in diesem Zusammenhang das vielbändige ‚Verfasserlexikon‘ zu nennen, das im Augenblick bis ins 17. Jahrhundert fortgesetzt wird, dessen Erschließung allerdings schon Anfang der 1980er Jahre begonnen hat. Für die Philosophie wäre hier auf das 1971 gegründete und 2007 abgeschlossene ‚Historische Wörterbuch der Philosophie‘ zu verweisen. Dieses ist zwar nicht ausschließlich dem Mittelalter gewidmet, liefert aber erstmals in breiter historischer Perspektive und damit in einmaliger Weise einen Blick in die historischen Zusammenhänge philosophischer Begriffe – und zwar mit dem Ergebnis, dass das Mittelalter detailliert behandelt wird.

So stolz die Auflistung dieser Unternehmungen mit teils großer und langer Tradition stimmen mag, so ist sie gleichwohl auch kritisch zu hinterfragen. Zum einen mag man in den genannten Fällen heute die europäische Dimension der Ausstrahlung und Kooperation betonen, darf aber nicht vergessen, dass im 19. Jahrhundert (und bis weit in das 20. Jahrhundert hinein) diese Projekte zugleich ‚nationale‘ Unternehmungen darstellten, die durchaus in Konkurrenzverhältnisse eingebettet waren. Die Begründung der ‚Monumenta Germaniae Historica‘ durch den Freiherrn vom Stein unmittelbar nach dem Ende der ‚Befreiungskriege‘ und der Gründung des Deutschen Bundes kann in dieser Hinsicht programmatische Bedeutung beanspruchen. Aus Sicht der Philosophie lässt sich ganz Ähnliches sagen: Die großen Unternehmungen zur kritischen Edition

4 Seit 1976 Langzeitvorhaben der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste; vgl. Theodor Klauser, *Das Reallexikon für Antike und Christentum und das F. J. Dölger-Institut in Bonn. Berichte, Erwägungen, Richtlinien*. 2. erw. Aufl. Stuttgart 1970.

5 Vgl. *Lexikon des Mittelalters*. 9 Bde. München u. a. 1980–1998; Ralph-Johannes Lilie u. a. (Hgg.), *Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit*. Berlin 1999–2013; Erich Trapp (Hg.), *Lexikon zur byzantinischen Gräzität. Besonders des 9.–12. Jahrhunderts* (Denkschriften / Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse). Wien 1994–2017.

6 Albrecht Classen (Hg.), *Handbook of Medieval Culture. Fundamental Aspects and Conditions of the European Middle Ages*, 3 Bde. Berlin 2015; vgl. bereits ders. (Hg.), *Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*, 3 Bde. Berlin 2010.

der Werke des Albertus Magnus, Meister Eckharts oder des Nikolaus von Kues seit Ende des 19. Jahrhunderts waren allesamt dezidiert nationale Unternehmen; schließlich ging es den Initiatoren um die ‚deutschen‘ Philosophen des Mittelalters.

Doch war diese nationale Perspektive keine deutsche Besonderheit: Angesichts des traditionellen französischen Interesses am Heiligen Land und in Anbetracht der Genese der Kreuzzugsbewegung sowie der kulturellen Prägung der Kreuzfahrerstaaten war es nicht überraschend, dass die maßgebliche Quellenedition, der ‚Recueil des historiens des croisades‘, zwischen 1841 und 1906 von der ‚Académie des Inscriptions et Belles-Lettres‘ publiziert wurde. Die Planung des Unternehmens erfolgte sicher nicht zufällig gerade während desjenigen Jahrzehnts, das mit der 1830 in Angriff genommenen Eroberung Algeriens als der ersten französischen Kolonie begonnen hatte. Früher als in Deutschland war zudem die Edition der für die französische Geschichte maßgeblichen Quellen begonnen worden: Der ‚Recueil des Historiens des Gaules et de la France‘ wurde schon in den 1720er Jahren begonnen; das Unternehmen wurde dann im 19. Jahrhundert vom ‚Institut de France‘ übernommen, der letzte Band (Nr. 24), mit dem das 13. Jahrhundert abgeschlossen wurde, erschien 1904.

Allerdings entsprachen die Formen der Zusammenarbeit, die in diesen frühen Verbundprojekten entwickelt wurden, die sich als Langfristvorhaben charakterisieren lassen, bei weitem nicht dem heutigen Ideal der Gemeinschaftsarbeit. Vielmehr wurden hier Einzelprojekte koordiniert, indem man die Verantwortung für spezifische Editionen oder Regestenbände Einzelpersonen übertrug, so dass die Institution lediglich eine koordinierende und publizistische Klammer bereitstellte. In anderen Fällen, etwa den großen Lexikon- und Wörterbuchprojekten, wurden die Arbeiten ähnlich angelegt und dann editorisch vereint.⁷

Unter moderner Verbundforschung versteht man dagegen vorrangig die institutionalisierte, problemorientierte Forschung an einer inter- und transdisziplinär entwickelten Fragestellung im Team (oder in einer Gruppe von Teams, um den aus der Baubranche stammenden Slogan ‚teams work‘ zu bemühen). Doch auch hier müssen sich die mediävistischen Disziplinen, bei denen stets auch die Frage im Raum steht, ob es sich nun um ‚kleine Fächer‘ handelt, nicht verstecken: Als das Programm der ‚Sonderforschungsbereiche‘ am Ende der 1960er Jahre neu ins Leben gerufen wurde, gehörte zu den ersten eingerichteten Verbänden (mit der Nummer 7) der SFB ‚Mittelalterforschung‘, der 1968 an der Universität Münster als erster geisteswissenschaftlicher SFB überhaupt seine Arbeit aufnahm. Ihm folgte dann schon 1973 in Tübingen der

7 Vgl. Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm (Hgg.), Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. Leipzig 1854–1960; Georg Friedrich Benecke, Wilhelm Müller u. Friedrich Zarncke (Hgg.), Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 4 Bde. Leipzig 1854–1866; Robert Ralph Anderson, Ulrich Goebel u. Oskar Reichmann (Hgg.), Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 11 Bde. Berlin u. a. 1986 ff.; Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften der Universität Trier, Wörterbuchnetz. <http://www.woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/setupStartSeite.tcl> (Zugriff: 06.12.2020).

SFB 8 ‚Spätmittelalter und Reformation‘. In der Folgezeit waren weitere SFBs entweder gänzlich der Erforschung mediävistischer Gegenstände gewidmet (etwa der SFB 226 ‚Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter‘ in Würzburg und Eichstätt von 1984 bis 1992 sowie der SFB 231 ‚Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter‘ von 1986 bis 1999, erneut in Münster), oder doch stark von mediävistischen Teilprojekten geprägt. Zu letzteren könnte man etwa den SFB 447 ‚Kulturen des Performativen‘ in Berlin zählen (1999–2010), an dem für die Mediävistik vor allem philologische Disziplinen beteiligt waren, den SFB 537 ‚Institutionalität und Geschichtlichkeit‘ in Dresden (1997–2008) oder auch den SFB 619 ‚Ritualdynamik‘ in Heidelberg (2002–2013). Viele weitere wären noch zu nennen, die aus Platzgründen hier nicht einzeln erwähnt werden können. Generell ist im Hinblick auf die Sonderforschungsbereiche anzumerken, dass deren Themen in allen Fächern am Anfang grundsätzlich allgemein gehalten waren, während sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend spezialisierte Themenstellungen durchgesetzt haben, wobei Innovation und Kreativität schon bei der Titelwahl programmatisch im Vordergrund stehen.

Insgesamt kann, soviel wird deutlich, von einer Kontaktscheu der mediävistischen Disziplinen schon im Hinblick auf die Organisationsform der Sonderforschungsbereiche keine Rede sein; oftmals nehmen sie sogar eine tragende Rolle ein. Noch eindrucksvoller wird das Bild, wenn man auch andere Formen der Verbundforschung mit in den Blick nimmt, die stärker auf Dauer institutionalisiert erscheinen. Hierzu zählen Projekte mittlerer oder langer Dauer, wie das Langfristvorhaben ‚Edition der fränkischen Herrscherelasse‘, das seit 2014 von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste gefördert wird; zahlreiche weitere Projekte, die mit historisch-kritischen Editionen philosophisch-theologischer Texte beschäftigt sind, ließen sich problemlos anfügen. Zu erwähnen wären aber auch stärker situativ ausgerichtete Formen der Arbeit im Verbund, wie etwa die Kooperationen im Umfeld großer Ausstellungsprojekte, von denen hier nur das monumentale Projekt der Aachener Karlsaustellung von 1965 erwähnt sei, sowie die gleichfalls epochenmachende Staufer-Ausstellung in Stuttgart im Jahr 1977.⁸ Auch an der Neukonzeption von Museen sind mediävistische Disziplinen beteiligt, etwa am Europäischen Hansemuseum Lübeck (eröffnet 2015).⁹

8 Vgl. Wolfgang Braunfels (Hg.), *Karl der Große. Werk und Wirkung*. Katalog der Ausstellung in Aachen vom 26. Juni bis zum 19. September 1965. Aachen 1965; Reiner Hausherr (Hg.), *Die Zeit der Stauer. Geschichte, Kunst, Kultur*. Katalog der Ausstellung Stuttgart 1977 in fünf Bänden. Stuttgart 1977–1979. Zur kritischen Reflexion siehe Philippe Cordez, *Karl der Große in Aachen. Geschichten einer Ausstellung*. In: Peter van den Brink u. Sarvenaz Ayooghi (Hgg.), *Karl der Große, Charlemagne. Karls Kunst*, Dresden 2014, S. 17–30; Simone Heimann, *Das Mittelalter endet gestern. Überlegungen zum Mittelalter in Sonderausstellungen*. In: Sascha Bütow, Peter Riedel u. Uwe Tresp (Hgg.), *Das Mittelalter endet gestern. Beiträge zur Landes-, Kultur- und Ordensgeschichte*. Heinz-Dieter Heimann zum 65. Geburtstag (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 16). Berlin 2014, S. 366–374.

9 Vgl. hierzu das Strategiepapier ‚Mittelalter erschließen‘ (in diesem Heft).

All diesen glänzenden Beispielen zum Trotz wird man jedoch auch festhalten können, dass sich damit in vielerlei Hinsicht dennoch keine Formen des kollaborativen Arbeitens im Team nachhaltig etablieren konnten – der ‚Goldstandard‘ der Qualifikation, so ist im Rückgriff auf die Einleitung festzuhalten, blieb die Monographie. Mit ihr sollen letztlich die einzelnen Forscher*innen einen substantiellen Beitrag zur eigenen Disziplin leisten; interdisziplinäre Publikationen können die Chancen bei Bewerbungen im engeren Feld des Fachs hingegen schwächen. Damit führten auch die erwähnten Verbundprojekte typischerweise zu einer doppelgesichtigen Publikationslandschaft: Während einerseits die wissenschaftlichen Veranstaltungen (Tagungen, Kolloquien, Vorlesungsreihen) meist in Form von Sammelbänden und Ausstellungskatalogen bzw. Begleitbänden dokumentiert wurden, schlug (und schlägt) sich die Arbeit der Projektmitarbeiter*innen im Idealfall in Monographien nieder, die im eigentlichen Sinne die erfolgreiche Qualifikation dokumentieren sollen. Auch die oben vorgestellten, im 19. Jahrhundert begründeten Mammutprojekte haben sich eher selten nachhaltig positiv auf die Bewahrung von Lehrstühlen und Professuren ausgewirkt. Beendete Projekte stehen monolithisch da und erlaubten es den daran Beteiligten aufgrund des engen Zeitkorsetts in der Regel nicht, daneben größere, eigenständige Unternehmungen zu konzipieren und nachzuverfolgen.

Wirkliche Produkte kollaborativer Arbeits- und Schreibanstrengungen blieben dagegen die Ausnahme – zu nennen sind hier insbesondere einzelne Bände, die aus dem SPP 1173 ‚Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter‘¹⁰ oder aus der Arbeit von wissenschaftlichen Netzwerken hervorgingen.¹¹ Dieses Bild ist allerdings seinerseits mit einem Blick auf die akademische Tradition der DDR in Teilen zu modifizieren. Hier sind intensivere Bemühungen um das Wirken in Autorenkollektiven zu konstatieren (beispielsweise im Bereich der Erforschung von Handwerk und materieller Kultur),¹² welche die wissenschaftlichen Praktiken aber nicht nachhaltig (d. h. über den Mauerfall hinaus) prägen konnten. Darüber hinaus wiesen sie bereits in früherer Zeit eigene Probleme auf, namentlich im Hinblick auf ideologische Vorgaben, die individuelle, abweichende Perspektiven von vornherein ausschlossen und

10 Michael Borgolte u. a. (Hgg.), *Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter* (Europa im Mittelalter 18). Berlin 2011; vgl. bereits ders. u. a. (Hgg.), *Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft* (Europa im Mittelalter 10). Berlin 2008.

11 Vgl. Georg Christ u. a. (Hgg.), *Transkulturelle Verflechtungen. Mediävistische Perspektiven*. Göttingen 2016; Wolfram Drews u. a. (Hgg.), *Monarchische Herrschaftsformen der Vormoderne in transkultureller Perspektive* (Europa im Mittelalter 26). Berlin 2015.

12 Vgl. beispielsweise Autorenkollektiv, *Geschichte und Baudenkmale der tausendjährigen Stadt Strehla* (Erzählungen und Darstellungen aus unserer Heimatstadt Strehla 5). Strehla 1983; Autorenkollektiv, *Um Olbernhau und Seiffen. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Zöblitz, Olbernhau, Neuwerndorf und Rübenau* (Werte unserer Heimat 43). Berlin 1985.

wissenschaftliche Kreativität nur innerhalb eines vorgegebenen Rahmens zuließen.¹³ Nur am Rande sei bemerkt, dass sich die Terminologie des ‚Autorenkollektivs‘ zunächst sogar noch jenseits des Umbruchs von 1989/90 fortsetzte.¹⁴

3 Aktuelle Entwicklungen und Projekte

Vor dem abwägend ambivalenten Bild, das der Blick in die Vergangenheit zu Tage fördern kann, erscheint die Gegenwart weitgehend der Tradition verbunden: Aktuell sind gleich mehrere SFBs stark von der (Mit-)Arbeit von Mediävist*innen geprägt. Das gilt für den seit 2011 existierenden SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘ in Heidelberg ebenso wie für den gleichfalls 2011 eingerichteten SFB ‚Bedrohte Ordnungen‘ in Tübingen oder den SFB ‚Invektivität‘ in Dresden (seit 2017). Der Münsteraner Exzellenzcluster ‚Religion und Politik‘ (seit 2007) wurde aus der mediävistischen Geschichtswissenschaft heraus initiiert, unter maßgeblicher Beteiligung anderer mediävistischer Disziplinen, die im dortigen Institut für Frühmittelalterforschung seit Jahrzehnten zusammenarbeiten. Auch am Heidelberger Exzellenzcluster ‚Asien und Europa im globalen Kontext‘ (2007–2019) waren zahlreiche mediävistische Disziplinen beteiligt. Gleiches gilt aktuell für den Hamburger Cluster ‚Manuskriptforschung: Understanding Written Artefacts‘ (seit 2019, aus einem SFB hervorgegangen) und den Bonner Cluster ‚Beyond Slavery and Freedom: Asymmetrical Dependencies in Pre-Modern Societies‘ (ebenfalls seit 2019).

Noch facettenreicher wird dieses Bild, wenn man den Blick über die SFBs und Exzellenzcluster hinaus weitet und etwa größere Akademieprojekte fokussiert. Die Neubearbeitung der ‚Regesta Imperii‘ ist seit 1980 ein Langzeitvorhaben der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz (vorerst bis 2033 bewilligt; 14 Teilprojekte werden in sieben Arbeitsstellen bearbeitet). Das Vorhaben ‚Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle‘ wird von den

13 Rezeption deutscher Dichtung des Mittelalters. Ausgewählte Beiträge von der Jahrestagung des Arbeitskreises ‚Deutsche Literatur des Mittelalters‘ zum Thema ‚Rezeption Mittelalterlicher Dichtung in der Literatur der DDR, am 26. und 27. Juni 1979 in Neubrandenburg (DDR)‘ (Greifswalder germanistische Forschungen 4). Greifswald 1982; Johannes Irmscher (Hg.), *Studia Byzantina*. Beiträge aus der byzantinistischen Forschung der Deutschen Demokratischen Republik zum XIII. Internationalen Byzantinistenkongress in Oxford 1966. Halle a. d. Saale 1966; vgl. Peter Segl, *Mittelalterforschung in der Geschichtswissenschaft der DDR*. In: Alexander Fischer u. Günther Heydemann (Hgg.), *Geschichtswissenschaft in der DDR*. Bd. 2: Vor- und Frühgeschichte bis Neueste Geschichte (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung 25/2). Berlin 1990, S. 99–148; Susanne Grunwald, *Das sozialistische Mittelalter. Zur Entwicklung der kulturwissenschaftlichen Mittelalterforschung und Mittelalterrezeption in der DDR*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 67 (2016), S. 537–557.

14 Vgl. Autorenkollektiv (Hg.), *Die Schönburger. Wirtschaft, Politik, Kultur. Beiträge zur Geschichte des muldenländischen Territoriums und der Grafschaft Hartenstein unter den Bedingungen der Schönburgischen Landesherrschaft*. Glauchau 1990/91.

Akademien in Heidelberg und Leipzig gemeinsam getragen und von Arbeitsstellen in Heidelberg und Dresden bearbeitet. Von der Vielfalt der Graduiertenkollegs, Forschungsgruppen und anderer Formen der Verbundforschung ist hier aus Platzgründen schließlich überhaupt kein adäquates Bild mehr zu vermitteln.¹⁵

In manchen Fällen zeigt sich, dass die Disziplinen, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen, systematisch notwendig sind, um als chronologische Brücke zwischen Antike und Neuzeit zu fungieren; gerade für epochenübergreifende Verbünde unter Einschluss altertumswissenschaftlicher und frühneuzeitlicher Projekte erweist sich die Mediävistik also als unverzichtbar. Ähnliche Beobachtungen lassen sich im Hinblick auf das Programm der Historikertage anstellen, wo die mediävistische Geschichtswissenschaft traditionell eine starke Stellung in der Sektion ‚Epochenübergreifende Panels‘ einnimmt. Vergleichbares gilt für die Germanistentage, wo die Mediävistik sehr viel stärker vertreten ist als beispielsweise die Linguistik, vielleicht aufgrund einer höheren Bereitschaft, sich überregional zu vernetzen, und des damit verbundenen größeren Engagements.

Solche Einbettungen in Zusammenhänge, die entweder systematisch oder chronologisch über den Bereich der genuin mediävistischen Forschung hinausweisen, zeugen von der Lebendigkeit, Fruchtbarkeit und Anschlussfähigkeit der Gegenstände, die von Mediävist*innen bearbeitet werden. Insbesondere kleinere, kulturwissenschaftlich ausgerichtete Fächer finden sich in vielfältigen Formaten zusammen, beispielsweise im Bochumer Käte Hamburger Kolleg ‚Dynamiken der Religionsgeschichte zwischen Asien und Europa‘ (seit 2008). Zu nennen ist hier auch das global aufgespannte Internationale Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung ‚Fate, Freedom and Prognostication. Strategies for Coping with the Future in East Asia and Europe‘ in Erlangen (seit 2009), wo explizit Mediävistik und Ostasienwissenschaften kollaborierend und positiv konkurrierend forschen. Die kleineren Fächer, deren Situation oftmals durch personale Unterbesetzung gekennzeichnet ist, leisten in derlei Zusammenhängen eine wichtige Transferfunktion. Durch die Einbindung in ein Großprojekt und die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache können die Erkenntnisse und Ergebnisse auch in die jeweilige Fachkultur übersetzt werden und dort innovativ wirken.

Wichtig ist auch die europäische Perspektive. Hier sei beispielhaft auf das interdisziplinäre Verbundprojekt ‚FOUNDMED – Stiftungen in mittelalterlichen Gesellschaften‘ verwiesen, das von 2012 bis 2017 durch einen ERC *Advanced Grant* des Europäischen Forschungsrates finanziert und von Michael BORGOLTE (HU Berlin) geleitet wurde.¹⁶ Auch an internationalen Verbundprojekten ist die Mediävistik beteiligt: Das

15 Nur zwei aktuelle Hinweise mögen genügen: DFG-Kollegforschergruppe 2496, Migration und Mobilität in Spätantike und Frühmittelalter. Tübingen, seit 2016; Graduiertenkolleg 2304, Byzanz und die euromediterranen Kriegskulturen. Austausch, Abgrenzung und Rezeption. Mainz, seit 2018.

16 Vgl. Michael Borgolte (Hg.), Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften. 3 Bde. Berlin 2014–2017. Zu den Vorarbeiten vgl. ders. (Hg.), Stiftungen in Christentum, Judentum und Islam vor der Moderne. Auf der Suche nach ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden in

interdisziplinäre und internationale Projekt ‚The Transformation of the Roman World‘ wurde von 1993 bis 1997 von der *European Science Foundation* gefördert; beteiligt waren über 100 Wissenschaftler aus mehr als 20 Ländern.¹⁷ Das ‚Repertorium Academicum Germanicum‘ wird seit 2007 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gefördert; zugleich ist das Projekt ein Organ der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, so dass zwei Arbeitsstellen bestehen (Bern und Gießen). Die Perspektive auf das Ausland wird ergänzt durch den Blick auf die Einrichtungen der Max Weber Stiftung, die die Deutschen Historischen Institute im Ausland unterhält. Am DHI Rom entstehen etwa unter maßgeblicher mediävistischer Beteiligung Akteneditionen, wie Pönitentiareregister, und am DHI Paris wird das Unternehmen der ‚Gallia Pontificia‘ vorangetrieben. An beiden Instituten erscheinen zudem einschlägige Zeitschriften (‚Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken‘ sowie ‚Francia‘, letztere mit entsprechenden Beiheften).

Ein Versuch, Grenzen aufzubrechen und Konnektivität zu erzeugen, liegt in den seit geraumer Zeit verstärkt betriebenen Mittelmeerstudien. Bahnbrechend und impulsgebend dafür waren Michael McCORMICKS ‚Origins of the European Economy‘ sowie die gemeinsame Studie ‚The Corrupting Sea‘ von Peregrine HORDEN und Nicholas PURCELL.¹⁸ Diese Arbeiten legten eindrucksvoll die Notwendigkeit der interdisziplinären und spezialwissenschaftlichen Annäherung an den europäisch/afrikanisch/asiatischen Raum dar. Die verschiedenen ‚Welten‘ waren, wie gezeigt wurde, verbunden und in ständigem Austausch begriffen. Das oströmisch/byzantinische Reich rückt bei dieser Perspektive in die Mitte. Auch das Bochumer Zentrum für Mittelmeerstudien (mit einer gleichnamigen Publikationsreihe) widmet sich übergreifenden Fragestellungen.

Einige Leibniz-Institute sind dezidiert als interdisziplinäre Verbundforschungsstätten aufgestellt, wie das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europas (GWZO Leipzig). Strukturell verankerte Verbundforschung betreiben Leibniz-Wissenschaftscampi, die Einrichtungen der Leibniz-Gemeinschaft und Hochschulen durch „eine thematisch fokussierte Zusammenarbeit im Sinne einer regionalen Partnerschaft“ vernetzen, um das wissenschaftliche Umfeld fächerübergreifend zu stärken. In diesem Sinn fördert der Leibniz-Wissenschaftscampus Mainz Forschungen im Bereich ‚Byzanz zwischen Orient und Okzident‘. Zu den Kooperationspartnern zählen das Römisch-Germanische Zentralmuseum (Leibniz-Forschungsinstitut für Archäologie), das Leibniz-Institut für Europäische Geschichte und die Johannes Gutenberg-Universität in Mainz

religiösen Grundlagen, praktischen Zwecken und historischen Transformationen (Stiftungsgeschichten 4). Berlin 2005.

17 The Transformation of the Roman World. 14 Bde. Leiden 1997–2004.

18 Michael McCormick, *Origins of the European Economy. Communications and Commerce, A.D. 300–900*. Cambridge 2001; Peregrine Horden u. Nicholas Purcell, *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*. Malden MA, Oxford 2000. Vgl. auch Mihran Dabag u. a. (Hgg.), *Handbuch der Mediterranistik. Systematische Mittelmeerforschung und disziplinäre Zugänge (Mittelmeerstudien 8)*. Paderborn 2005.

sowie die J. W. Goethe-Universität Frankfurt, die gemeinsam das Ziel verfolgen, die „zersplitterten Wissenschaftsdisziplinen, die sich mit Byzanz befassen“, zu integrieren.

Insgesamt kann man konstatieren, dass mediävistische Verbundprojekte in zweierlei Hinsicht wesentliche Perspektiven für die Weiterentwicklung der Fächer eröffnen: Zum einen bieten sie ein Forum für Grundlagenforschung, namentlich in Gestalt von Enzyklopädien, Wörterbüchern, Repertorien, Regestenwerken, Editions- und Kommentarreihen, über die ganz wesentlich die Materialerschließung geleistet wird. Diese Tätigkeit hat zunehmende Bedeutung erlangt, nicht zuletzt seitdem zumindest in der Geschichtswissenschaft und Germanistik editorische Qualifikationsarbeiten oftmals als nicht mehr hinreichend prestigeträchtig wahrgenommen werden, obwohl es hier nach wie vor Ausnahmen gibt (zuweilen bestehen begleitende Reihen von Supplementbänden oder Beiheften, wo Qualifikationsschriften erscheinen können). Zum anderen bieten Verbundprojekte einen gewissen Ersatz für die Laborsituation. So wie der Vergleich nach Emile DURKHEIM ein geisteswissenschaftlicher Ersatz für das naturwissenschaftliche Experiment ist, wird man das problemorientierte Verbundprojekt *cum grano salis* als funktionales Äquivalent des Forschungslabors betrachten können. Anders als Langzeitprojekte, die der Materialerschließung dienen, sind solche Projekte allerdings zeitlich befristet, zumal sie bemüht sein müssen, aktuelle, als relevant wahrgenommene Fragestellungen zu bearbeiten.¹⁹ Die Identifizierung und Formulierung neuer, zukunftsweisender Forschungsfragen könnte ein wichtiger Mehrwert sein, den Verbünde für mediävistische Teildisziplinen zu leisten vermögen, die sich so als unentbehrlicher, zumindest aber als wesentlicher Beitrag zu einem größeren Ganzen erweisen können, das ihnen zugleich Bedeutung verleiht und ihre Zukunft gewährleisten kann. Die daraus resultierende Abhängigkeit von aktuellen Forschungsfragen setzt die Disziplinen jedoch zugleich auch unter Zugzwang, auf wechselnde Aktualitätsanforderungen reagieren zu müssen.

Im Hinblick auf die aktuelle Situation geisteswissenschaftlicher Verbundprojekte sind auch kritische Aspekte zu bedenken: Ist Forschung in 4-, 5- oder 6-Jahresschritten überhaupt sinnvoll planbar? Das Format SFB suggeriert die kontinuierliche wissenschaftliche Produktion, die mit dem ersten Tag beginnt und am Ende der Förderperiode abgeschlossen ist. Wieder regiert die rein quantitative Bewertung: Wie viele abgeschlossene Qualifikationsschriften und wie viele Publikationen in Organen mit Peer-Review können zum Zeitpunkt einer erneuten Begutachtung vorgelegt werden, die über eine mögliche Verlängerung des befristeten Vorhabens entscheidet? Dynamiken und Entwicklungen während einer Projektphase – der berühmte Holzweg – dürfen daher im wohlverstandenen Eigeninteresse nur eingeschränkt stattfinden. Anders als bei den oben genannten Langzeitvorhaben, wo schier unermessliche Datenmengen zwar messbare Ergebnisse produzieren, ein Ende jedoch in manchen Fällen nie erreichen

¹⁹ Vgl. Chris Jones, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.), *Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present* (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020.

ließen, dominiert hier aufgrund der Projektform des Forschungsdesigns der Druck der Finalisierung. Allerdings erlaubt die lange Planungsphase bis zur Projektbewilligung hinreichend Orientierung und Auslotung des Problemfelds, um die Arbeiten zügig aufnehmen, durchführen und dann belegbar abschließen zu können. Das bedeutet aber, dass die eigentliche Arbeit vorher stattgefunden haben muss und kennzeichnet ein generelles Problem: Anträge neigen nicht selten dazu, das Ergebnis eines im Prinzip notwendigerweise offenen Erkenntnisprozesses bereits vorzuformulieren. Mit dem angesprochenen quantitativen Aspekt ist noch ein weiteres, gravierendes Problem verbunden: Durch die Verbundforschung wird viel mehr ‚Nachwuchs‘ ausgebildet, als in den Disziplinen angesichts des Stellenplans der Universitäten adäquat mit einer nachhaltigen Perspektive beschäftigt werden kann.²⁰

4 Blicke in die Zukunft – institutioneller Zwang und/oder Perspektiverweiterungen?

Wie sieht es damit um die Zukunftsperspektiven der mediävistischen Forschung als Verbundforschung aus? Auf der einen Seite können die aktuellen Befunde durchaus optimistisch stimmen: Mediävist*innen erscheinen in unterschiedlichsten Zusammenhängen hervorragend integriert und sind folglich gerade für den inter- und transdisziplinären Austausch offensichtlich stark gefragt. Damit verbunden ist die Vermutung (oder vielmehr Feststellung), dass sie im Rahmen der Forschung zu ganz unterschiedlichen Fragen viel zu sagen und zu bieten haben. Zugleich macht der aktuelle Befund aber auch deutlich, dass genuin mediävistische Projekte und Verbünde – man denke etwa an den SFB 7 ‚Mittelalterforschung‘ – heute offensichtlich nicht mehr opportun (vielleicht auch nicht mehr möglich) sind. Dort, wo die epochale Ausrichtung auf die Vormoderne prominent in den Vordergrund tritt, werden vielmehr neue Vernetzungshintergründe sichtbar:²¹ Insbesondere können systematische Interessen („Invektivität“) oder epochale Zuschnitte in kultureller Ausweitung leitend werden (SFB 1167 ‚Macht und Herrschaft‘, 2016–2021, Bonn). Während solche breiten Einbettungen im Sinne der Dialogfähigkeit der Mediävistik fraglos zu begrüßen sind, wird man zugleich vorsichtig anfragen, ob die Abwesenheit reiner ‚Mittelalter-SFBs‘ nicht zugleich ein Indiz für einen schleichenden Bedeutungsverlust der betroffenen Fächer darstellen kann. So fällt bei aller Fruchtbarkeit und Produktivität der hier entstandenen Forschungen im Fall des Heidelberger SFB 933 doch zugleich auf, dass sich im Gesamtpanorama vor allem kleinere Fächer zu einem starken Verbund zusammengefunden haben – oder doch zumindest solche Teilbereiche größerer Fächer (wie etwa der Geschichte), die seit langem mit kritischen Anfragen an

20 Vgl. hierzu das Strategiepapier ‚Mediävist*innen von morgen fördern‘ (in diesem Heft).

21 Vgl. hierzu das Strategiepapier „Typisch Mittelalter“?‘ (in diesem Heft).

ihre Bedeutung konfrontiert sind. Bei Studiengängen geschieht strukturell Vergleichbares: Man bildet Lehrverbände, um so die unter rein quantitativen Gesichtspunkten scheinbar ‚schwach Ausgelasteten‘ im Boot zu halten. Es handelt sich hier also um ein Phänomen, das Forschung und Lehre in gleicher Weise betrifft.

Neben den SFBs sind auch die Schwerpunktprogramme (SPP) zu erwähnen, die für die kleinen Fächer, aber auch für Mediävist*innen an kleineren oder Technischen Universitäten interessante Perspektiven bieten können. Angehörige kleinerer Universitäten könnten kaum einen historischen Forschungsverbund initiieren, gäbe es nicht die hilfreiche Möglichkeit zur überregionalen Zusammenarbeit im SPP. Dieses Format bietet auch den Vorteil, dass Wissenschaftler*innen gemeinsam forschen können, die in einem bestimmten Bereich schon eine starke Expertise ausgebildet haben. Schwerpunktprogramme werden von daran Beteiligten als eine wichtige und hilfreiche Option für die Zukunft wahrgenommen, die von den Geistes- und Sozialwissenschaften bislang viel zu wenig genutzt wird. Aktuell werden 17 der laufenden 132 SPPs den Geistes- und Sozialwissenschaften zugeordnet. Darunter befinden sich lediglich zwei mit zentraler mediävistischer Beteiligung: das SPP 1981 ‚Transottomanica‘ und das SPP 2130 ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘.

Diese Beobachtung verweist zugleich auf die Janusgesichtigkeit der zunehmenden Bedeutung von Verbundforschung: So kann man sich im Rahmen der Wissenschafts- und Universitätspolitik nur zu leicht aus strategischen Erwägungen geradezu in solche Kontexte hineingetrieben fühlen. Auf diese Weise wird die Zusammenarbeit im Verbund nicht selten zu einer lebenspraktischen Notwendigkeit, um das eigene Fach oder die eigene Position gegenüber den individuellen Universitätsleitungen zu profilieren und zu ‚retten‘. Festzuhalten ist, dass in einigen SFBs nicht zuletzt solche Disziplinen weiter existieren, die in den normalen universitären Curricula im Verschwinden begriffen sind: Handschriftenkunde und Paläographie zeigen durch die prononcierte Einbettung in SFBs (Hamburg und Heidelberg) ihre Unerlässlichkeit und Notwendigkeit. Ein positiver Effekt mag somit die Stärkung der Grundwissenschaften (*auxiliary disciplines*) sein, die aus einer Situation der Randständigkeit erneut ins Zentrum des Fachdiskurses rücken, indem sie diesen in vielfältiger Hinsicht befruchten und dabei auch zur Unverwechselbarkeit des jeweiligen Forschungsstandortes beitragen. Auch in solchen Fällen kann sich durch die konkrete Erfahrung der Zusammenarbeit eine fruchtbare Entwicklung einstellen.

Befördert wird dies angesichts der Rahmenbedingungen und der eigentlichen Hintergründe aber wohl kaum. Stattdessen führt die konstatierbare politische Vorgabe – insbesondere bei der prinzipiell und punktuell unvermeidlichen Ablehnung intensiv vorbereiteter Projektanträge – im Einzelfall nur zu leicht zu Effekten der Aversion und zu negativ-kritischen Haltungen, die das Potential versickern lassen. Schon rein wissenschaftspolitisch und strategisch werden die mediävistischen Fächer aber gut beraten sein, sich weiterhin intensiv an solchen Verbundprojekten zu beteiligen (und die bisherige Erfolgsbilanz sieht ja auch tatsächlich beeindruckend aus).

Vor allem aber – und dies sei abschließend unterstrichen, um mit einem positiven Ton im Sinne des Grundanliegens des Mediävistenverbands zu enden – ist mit der Arbeit im Verbund auch die Chance zu Entwicklung und Vertiefung völlig neuer Zugänge und Gegenstände verbunden. Am deutlichsten machen dies wohl die jüngst intensiv entwickelten Ansätze zu transkulturellen Perspektiven, bis hin zur Erforschung von „Global Middle Ages“.²² Will man den Anforderungen wirklich gerecht werden, die ein so weiter Gegenstand in unterschiedlicher Hinsicht stellt – von den nötigen Sprachkenntnissen über kulturelle Expertisen bis hin zu deutlichen Methodenverschiebungen (etwa durch den angemessenen Einbezug objektorientierter Disziplinen wie der Archäologien mit ihren naturwissenschaftlichen Methodenanteilen) –, so wird rasch deutlich, dass einschlägige Arbeiten seriös nur im Verbund zu leisten sind. Mit Blick auf das Selbstverständnis als interdisziplinärer Fachverband könnte man resümieren: Uns bleibt in Zukunft gar nichts anderes mehr übrig, als uns in der Kooperation auf die Expertise anderer zu verlassen.

Eine solche Entwicklung macht zugleich unterschiedliche Wandlungen der gegenwärtigen Wissenschaftskultur nötig: Da ist zum einen ganz niederschwellig, aber kulturell hoch relevant, die erforderliche Bereitschaft zur steten Übersetzungsleistung zwischen den Disziplinen mit ihren individuellen Methoden und Interessen. Auch Monographien können hiervon profitieren, indem sie durch Vernetzungen informiert und so methodisch und inhaltlich gestärkt werden. Wirkliche Zusammenarbeit, die nicht nur zu Buchbindersynthesen in Form von lockeren Sammelbänden und der Ballung unverbundener Einzelbeispiele führt, stellt hier durchaus hohe Ansprüche. Vor allem aber wird man auch über die Grundansichten in den einzelnen Disziplinen neu nachdenken müssen, da auch die Ergebnisse einer wirklich kollektiven Arbeit nicht mehr in Form der klassischen Monographie zu präsentieren sind; in diesem Zusammenhang sind im Rahmen der oben erwähnten Netzwerke und Schwerpunktprogramme Erfahrungen beim kollaborativen Schreiben gesammelt worden.

Eine Spannung bleibt allerdings bestehen: Ein Verbundprojekt lebt von den Spezialdisziplinen. Die Notwendigkeit des ‚Übersetzens‘ einer Fachkultur in einen interdisziplinären Kontext (und umgekehrt) stellt eine gewisse Herausforderung dar. Gelingt sie, profitieren beide Seiten. Hierzu dienen die in allen Verbundprojekten institutionalisierten

22 Catherine J. Holmes u. Naomi Standen (Hgg.), *The Global Middle Ages (Past and Present. Suppl. 13)*. Oxford 2018; Christina Normore (Hg.), *Re-Assessing the Global Turn in Medieval Art History (The Medieval Globe 3)*. Leeds 2018; Bryan C. Keene (Hg.), *Toward a Global Middle Ages. Encountering the World through Illuminated Manuscripts*. Los Angeles 2019; Erik Hermans (Hg.), *A Companion to the Global Early Middle Ages*. Leeds 2020. Wegweisend im französischen Bereich fraglos Patrick Boucheron (Hg.), *Histoire du monde au XV^e siècle*, 2 Bde., Paris 2009; vgl. auch *Société des historiens médiévistes de l'Enseignement supérieur public* (Hg.), *Histoire monde, jeux d'échelles et espaces connectés*. Paris 2017. Auf die forschungspraktische Bedeutung der institutionellen Einbettung verweist auch Pierre Monnet, *Die französische Geschichtswissenschaft auf dem Weg zur Globalgeschichte*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 66/3–4 (2015), S. 181–197, hier S. 190 f.

Arbeitsforen, Projektbereiche und Diskussionsplattformen, die häufig gerade auch von jüngeren Forschern getragen und als sehr bereichernd empfunden werden.

Will man die Arbeit im Forschungsverbund ernstnehmen, um sich damit radikal neue inhaltliche Perspektiven zu öffnen, so muss das auch zu kulturellen Veränderungen in den Karrierewegen und Qualifikationsschritten führen. Geht man diesen Schritt nicht, so verurteilt man die kommenden Forscher*innen-Generationen weiterhin zu einem gerüttelt Maß an Solipsismus und behält die eigentliche Kooperation – die doch das spannende, perspektivenerweiternde und erkenntnisbringende Moment ist – denjenigen vor, die bereits sicher etabliert sind und angesichts der administrativen Zwänge, mit denen (deutsche) Universitätsprofessor*innen konfrontiert sind, nur zu oft eigentlich ohnehin nicht die inhaltliche Arbeit tragen können. Kurz: Die Verbundforschung bietet auch den Geisteswissenschaften enorme Chancen, inhaltlich und methodisch zu neuen Ufern aufzubrechen, deren Konturen schon seit geraumer Zeit erkennbar werden. Diese Chancen muss man aber auch ergreifen wollen – und die Mediävistik wird gut beraten sein, dieses Wollen auch weiterhin zu fördern. Der Mediävistenverband kann und sollte dieses Anliegen aufgreifen und vorantreiben: Zahlreiche Mitglieder, darunter auch solche, die in Beirat und Präsidium aktiv sind, tragen Verantwortung im Rahmen verschiedener Verbundprojekte unterschiedlichen Formats und Zuschnitts. Hier wäre zu überlegen, wie diese Erfahrungen auch für den Verband fruchtbar gemacht werden könnten, nicht nur auf den Symposien, sondern auch im Rahmen der Begutachtung und der Herausgabe von Beiheften, ebenso wie auch für die Zeitschrift. In unseren Publikationen werden in zunehmendem Ausmaß Ergebnisse der Verbundforschung präsentiert; überlegen ließe sich, ob diese Kooperationen noch intensiviert werden sollten – etwa durch kollaboratives Arbeiten, wie es in diesem Heft ja aller Orten geschieht. Zu überlegen bleibt auch, wie diese Formen der Zusammenarbeit stärker für die Nachwuchsförderung eingesetzt werden könnten, etwa durch die Beteiligung an Graduiertenschulen.

Literaturverzeichnis

Anderson, Robert Ralph, Ulrich Goebel u. Oskar Reichmann (Hgg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 11 Bde. Berlin u. a. 1986 ff.

Arbeitskreis ‚Deutsche Literatur des Mittelalters‘: Rezeption deutscher Dichtung des Mittelalters. Ausgewählte Beiträge von der Jahrestagung des Arbeitskreises ‚Deutsche Literatur des Mittelalters‘ zum Thema ‚Rezeption Mittelalterlicher Dichtung in der Literatur der DDR, am 26. und 27. Juni 1979 in Neubrandenburg (DDR)‘ (Greifswalder

germanistische Forschungen 4). Greifswald 1982.

Autorenkollektiv (Hg.): Geschichte und Bau- denkmale der tausendjährigen Stadt Strehla (Erzählungen und Darstellungen aus unserer Heimatstadt Strehla 5). Strehla 1983.

Autorenkollektiv (Hg.): Um Olbernhau und Seiffen. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Zöblitz, Olbernhau, Neuwerndorf und Rübenu (Werte unserer Heimat 43). Berlin 1985.

- Autorenkollektiv (Hg.):** Die Schönburger. Wirtschaft, Politik, Kultur. Beiträge zur Geschichte des muldenländischen Territoriums und der Grafschaft Hartenstein unter den Bedingungen der Schönburgischen Landesherrschaft. Glauchau 1990/91.
- Benecke, Georg Friedrich, Wilhelm Müller u. Friedrich Zarncke (Hgg.):** Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 4 Bde. Leipzig 1854–1866.
- Borgolte, Michael (Hg.):** Stiftungen in Christentum, Judentum und Islam vor der Moderne. Auf der Suche nach ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden in religiösen Grundlagen, praktischen Zwecken und historischen Transformationen (Stiftungsgeschichten 4). Berlin 2005.
- Borgolte, Michael u. a. (Hgg.):** Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft (Europa im Mittelalter 10). Berlin 2008.
- Borgolte, Michael u. a. (Hgg.):** Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter (Europa im Mittelalter 18). Berlin 2011.
- Borgolte, Michael (Hg.):** Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften. 3 Bde. Berlin 2014–2017.
- Boucheron, Patrick (Hg.):** Histoire du monde au XV^e siècle, 2 Bde. Paris 2009.
- Braunfels, Wolfgang (Hg.):** Karl der Große. Werk und Wirkung. Katalog der Ausstellung in Aachen vom 26. Juni bis zum 19. September 1965. Aachen 1965.
- Christ, Georg u. a. (Hgg.):** Transkulturelle Verflechtungen. Mediävistische Perspektiven. Göttingen 2016.
- Classen, Albrecht (Hg.):** Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends, 3 Bde. Berlin 2010.
- Classen, Albrecht (Hg.):** Handbook of Medieval Culture. Fundamental Aspects and Conditions of the European Middle Ages, 3 Bde. Berlin 2015.
- Cordez, Philippe:** Karl der Große in Aachen. Geschichten einer Ausstellung. In: Peter van den Brink u. Sarvenaz Ayooghi (Hgg.), Karl der Große, Charlemagne. Karls Kunst, Dresden 2014, S. 17–30.
- Dabag, Mihran u. a. (Hgg.):** Handbuch der Mediterranistik. Systematische Mittelmeerforschung und disziplinäre Zugänge (Mittelmeerstudien 8). Paderborn 2005.
- Drews, Wolfram u. a. (Hgg.):** Monarchische Herrschaftsformen der Vormoderne in transkultureller Perspektive (Europa im Mittelalter 26). Berlin 2015.
- Gall, Lothar u. Rudolf Schieffer (Hgg.):** Quelleneditionen und kein Ende? Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München, 22./23. Mai 1998 (Historische Zeitschrift. Beiheft 28). München 1999.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm Grimm (Hgg.):** Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. Leipzig 1854–1960.
- Grunwald, Susanne:** Das sozialistische Mittelalter. Zur Entwicklung der kulturwissenschaftlichen Mittelalterforschung und Mittelalterrezeption in der DDR. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 67 (2016), S. 537–557.
- Guyot-Bachy, Isabelle u. Jean-Marie Moeglin (Hgg.):** La naissance de la médiévistique. Les historiens et leurs sources en Europe (XIXe–début du XXe siècle) (École Pratique des Hautes Études, Sciences Historiques et Philologiques 5 / Hautes études médiévales et modernes 107). Genf 2015.
- Hausherr, Reiner (Hg.):** Die Zeit der Stauer. Geschichte, Kunst, Kultur. Katalog der Ausstellung Stuttgart 1977 in fünf Bänden. Stuttgart 1977–1979.
- Heimann, Simon:** Das Mittelalter endet gestern. Überlegungen zum Mittelalter in Sonderausstellungen. In: Sascha Bütow, Peter Riedel u. Uwe Tresp (Hgg.), Das Mittelalter

endet gestern. Beiträge zur Landes-, Kultur- und Ordensgeschichte. Heinz-Dieter Heimann zum 65. Geburtstag (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 16). Berlin 2014, S. 366–374.

Hermans, Erik (Hg.): A Companion to the Global Early Middle Ages. Leeds 2020.

Holmes, Catherine J. u. Naomi Standen (Hgg.): The Global Middle Ages (Past and Present. Suppl.13). Oxford 2018.

Horden, Peregrine u. Nicholas Purcell: The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History. Malden MA, Oxford 2000.

Irmscher, Johannes: Das Bonner Corpus und die Berliner Akademie. In: Κρητικά χρονικά 7 (1953), S. 360–383.

Irmscher, Johannes (Hg.): Studia Byzantina. Beiträge aus der byzantinistischen Forschung der Deutschen Demokratischen Republik zum XIII. Internationalen Byzantinistenkongreß in Oxford 1966. Halle a. d. Saale 1966.

Jones, Chris, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.): Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020.

Keene, Bryan C. (Hg.): Toward a Global Middle Ages. Encountering the World through Illuminated Manuscripts. Los Angeles 2019.

Klauser, Theodor: Das Reallexikon für Antike und Christentum und das F. J. Dölger-Institut in Bonn. Berichte, Erwägungen, Richtlinien. 2. Aufl. Stuttgart 1970.

Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften, Universität Trier: Wörterbuchnetz. <http://www.woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/setupStartSeite.tcl> (Zugriff: 06.12.2020).

Lexikon des Mittelalters. 9 Bde. München u. a. 1980–1998.

Lilie, Ralph-Johannes u. a. (Hgg.): Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit. Berlin 1999–2013.

McCormick, Michael: Origins of the European Economy. Communications and Commerce, A. D. 300–900. Cambridge 2001.

Monnet, Pierre: Die französische Geschichtswissenschaft auf dem Weg zur Globalgeschichte. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 66/3–4 (2015), S. 181–197, hier S. 190 f.

Monumenta Germaniae Historica (Hg.): Mittelalter lesbar machen. Festschrift. 200 Jahre Monumenta Germaniae Historica. Wiesbaden 2019.

Normore, Christina (Hg.): Re-Assessing the Global Turn in Medieval Art History (The Medieval Globe 3). Leeds 2018.

Segl, Peter: Mittelalterforschung in der Geschichtswissenschaft der DDR. In: Alexander Fischer u. Günther Heydemann (Hgg.), Geschichtswissenschaft in der DDR. Bd. 2: Vor- und Frühgeschichte bis Neueste Geschichte (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung 25/2). Berlin 1990, S. 99–148.

Société des historiens médiévistes de l'Enseignement supérieur public (Hg.): Histoire monde, jeux d'échelles et espaces connectés. Paris 2017.

The Transformation of the Roman World. 14 Bde. Leiden 1997–2004.

Trapp, Erich (Hg.): Lexikon zur byzantinischen Gräzität. Besonders des 9.–12. Jahrhunderts (Denkschriften/Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse). Wien 1994–2017.

Zimmermann, Harald (Hg.): Die Regesta imperii im Fortschreiten und Fortschritt (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 20). Köln, Weimar, Wien 2000.

FACHPERSPEKTIVEN

Anglistische Mediävistik

Die anglistische Mediävistik beschäftigt sich mit den mittelalterlichen Literaturen des heutigen Großbritanniens, d. h. vor allem mit alt- und mittelenglischer Sprache, Literatur und Kultur zwischen den Anfängen der englischsprachigen Literatur (7./8. Jahrhundert) und der Frühen Neuzeit (16. Jahrhundert). Das Fach ist nur noch an wenigen Hochschulstandorten in Deutschland mit Professuren vertreten (FU Berlin, Düsseldorf, Bochum, Bonn, Göttingen, Jena). An diesen Universitäten gibt es erwartungsgemäß ein regelmäßiges und reichhaltiges Lehrangebot aus der anglistischen Mediävistik, z. T. sind entsprechende Grundkurse sogar verpflichtend für den Studienverlauf. Insgesamt ist die Disziplin innerhalb der Anglistik jedoch stark marginalisiert. Die größte strukturelle Herausforderung ist dabei eine intradisziplinäre: Die Anglistik in den deutschsprachigen Ländern selbst hat ihren mediävistischen Zweig in den letzten Jahrzehnten sukzessive zurückgefahren, indem Professuren umgewidmet wurden, oftmals zugunsten allgemeiner (statt historischer) Sprachwissenschaft oder Professuren mit einem kulturwissenschaftlichen Schwerpunkt in der Moderne. Eine Ursache dieser Umwidmungen ist in der Fachgeschichte begründet: Traditionell hatte die anglistische Mediävistik gleich zwei Standbeine, zum einen in der kombinierten Historischen Sprachwissenschaft, zum anderen in der Englischen Literatur in ihrer ganzen Breite. Dies führte dazu, dass Größen des Faches neben anderen Schwerpunkten *auch* einen Schwerpunkt in der Mediävistik hatten bzw. dass es sprachwissenschaftlich-literaturwissenschaftliche Kombinationen in der

Kontakt

Jun.-Prof. Dr. Eva von Contzen,
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,
Freiburg Institute for Advanced
Studies (FRIAS), Albertstraße 19,
D-79104 Freiburg i. B.,
eva.voncontzen@anglistik.uni-freiburg.de
 <https://orcid.org/0000-0002-0871-4978>

Forschungsausrichtung gab. Die unstete Zugehörigkeit der anglistischen Mediävistik, die gewissermaßen ‚zwischen allen Stühlen‘ saß, begünstigte letztlich ihren Rückgang.

Mit Blick auf die hohen Studierendenzahlen im Bereich von Lehramtsstudiengängen hat in jüngerer Zeit ein zunehmender Utilitarismus in Bezug auf Angebot und Nachfrage dazu geführt, dass der historische Schwerpunkt in der anglistischen Literaturwissenschaft zur Frühen Neuzeit verschoben wurde (Shakespeare als wichtigster Autor). So wird vielfach bei Neubesetzungen verlangt, dass die Frühe Neuzeit in Forschung und Lehre abgebildet sein soll, nicht aber die Literaturen vor Shakespeare. Die anglistisch-mediävistische Professur an der Humboldt-Universität war Anfang des Jahrtausends auf eine Juniorprofessur zurückgestuft worden; von 2004 bis 2006 und 2008 bis 2018 war sie jeweils besetzt. Ein Verfahren zur Neubesetzung scheiterte allerdings, und es ist nicht klar, ob nicht auch diese Professur umgewidmet werden wird.

Es gibt aber auch Erfreuliches: In Freiburg wird das Mittelalter in Kürze wieder in die Anglistik aufgenommen (Tenure-Track-Professur von W1 auf W3 Englische Literatur unter Einschluss des Mittelalters). In Bonn und Düsseldorf (Tenure-Track-Professur von W1 auf W2 bzw. W3) sind in jüngerer Zeit junge und forschungsstarke Kolleginnen berufen worden, die dem Fach bereits neue Impulse gegeben haben und geben werden. Die wenigen bestehenden Lehrstühle sind untereinander recht gut vernetzt. So findet jährlich in Rotation an einem der genannten Hochschulstandorte der ‚Studentag des Englischen Mittelalters‘ (SEM) statt. Dort tragen Promovierende oder fortgeschrittene Master-Studierende ihre Forschungsarbeiten vor. Die Zahl der teilnehmenden Professor*innen und Postdoc-Mitarbeiter*innen ist in den letzten Jahren kontinuierlich gesunken, obgleich die Idee, laufenden Projekten Feedback zu geben und in einer allgemeinen Diskussionsrunde den Status quo der Disziplin und aktuelle Forschungstrends und -debatten zu beleuchten, äußerst lohnenswert ist. Auch über Tagungen und andere Veranstaltungen besteht ein Austausch.

An den Universitäten, an denen es anglistische Mediävistiken gibt, ist die Altgermanistik eine wichtige Kooperationspartnerin, aber auch die Geschichtswissenschaft. In Berlin, Bochum und Freiburg gibt es Mittelalter-/Renaissance-Zentren, an denen sich die anglistische Mediävistik beteiligt (zum Teil auch in den entsprechenden an die Zentren angeschlossenen Studiengängen). Anglistische Mediävist*innen sind sehr forschungsstark: An der FU Berlin ist die Disziplin federführend an einem Cluster sowie an einem SFB und einer Forschungsgruppe beteiligt; in Göttingen und in Freiburg gibt es jeweils ein ERC-Projekt unter mediävistisch-anglistischer Leitung. Interdisziplinarität ist unabdingbar für einen solch kleinen Bereich; dass dies erfolgreich sein kann, zeigen die genannten Projekte.

Internationalität spielt eine entscheidende Rolle in der Disziplin: Die anglistische Mediävistik orientiert sich stark an den Diskursen der anglo-amerikanischen Mediävistik (*medieval studies*), die literaturwissenschaftlich oftmals die englischen Literaturen – qua Nationalsprache – in den Mittelpunkt stellen. Alle genannten Professuren sind gut bis hervorragend international vernetzt. Dazu gehören die Teilnahme an internationalen

Konferenzen, Einladungen von Gästen aus dem englischsprachigen Ausland, Aufenthalte an entsprechenden Institutionen im Ausland und gemeinsame Forschungsvorhaben mit englischsprachigen Partner*innen sowie die Veranstaltung international sichtbarer Tagungen und die Publikation in englischsprachigen Verlagen und Periodika. Aktuelle Forschungsfragen sind oftmals stark beeinflusst von den internationalen Debatten, die sich nicht immer gut in die deutschen Forschungstraditionen einfügen lassen. So sind in jüngerer Zeit im Bereich der *critical race theory* oder den *postcolonial medieval studies* mittelalterliche Texte in der anglo-amerikanischen Forschung kontrovers diskutiert worden. Auch Rezeptionsphänomene spielen eine große Rolle, beispielsweise die vom Mittelalter inspirierte Welt von Serien wie ‚Game of Thrones‘.

Ein Asset, das die anglistische Mediävistik der Verbundforschung im Mediävistenverband bieten kann, ist zweifellos ihre internationale Vernetzung. Hier wäre ein stärkerer Austausch denkbar, beispielsweise durch Konferenzen oder Workshops, die Methoden und Theorien und deren Genese vergleichend diskutieren.

Die gesellschaftliche Relevanz der Mediävistik zeigt sich bei der Diskussion von populären Formaten wie TV-Serien, die ein großes internationales Publikum erreichen und zugleich Bilder vom Mittelalter generieren und perpetuieren, die unserer kritischen Reflexion und Einordnung bedürfen. Hier ist durchaus eine politische Dimension gegeben, wenn man bedenkt, dass beispielsweise Donald Trump das aus ‚Game of Thrones‘ bekannte Bild der Mauer und den Spruch „winter is coming“ nutzte, um sein Vorhaben, eine Mauer an der Grenze zu Mexiko zu bauen, per Twitter publikumswirksam zu verbreiten. Hier könnte auch der Mediävistenverband offensiver als Expert*innen-Verbund auftreten, um Stellung zu beziehen und Phänomene einzuordnen, zu historisieren und zu kritisieren etc. Gleichzeitig besteht die Gefahr, sich zu sehr dem Diktat der öffentlichen Diskurse zu unterwerfen und damit den fundierten Methoden der mediävistischen Forschung nicht gerecht zu werden. In diesem Kontext ist ein sensibler Umgang gefordert, den wir unseren Studierenden mit auf den Weg geben können. Gerade in der Lehrerausbildung können hier Grundsteine gelegt werden. Workshops speziell für (angehende) Lehrer*innen, die als Multiplikator*innen ein differenziertes Mittelalterbild in die Klassenräume tragen – ausgehend von bzw. in Bezug zu öffentlichen Debatten und Beispielen der *popular culture* – wären eine sinnvolle Möglichkeit. Auch ein Strategiepapier – verfasst von mehreren Vertreter*innen des Verbandes, das gerade nicht in einem mediävistischen Publikationsorgan veröffentlicht wird, sondern direkt beispielsweise an das BMBF gerichtet ist und/oder über überregionale Tageszeitungen verbreitet wird – könnte eine wirkungsvolle Methode sein, um die Relevanz der Mediävistik zu verdeutlichen und zugleich auf strukturelle Probleme und die Nachwuchsproblematik aufmerksam zu machen. Eine weitere Idee wäre eine interdisziplinäre Tagung des Mediävistenverbands unter Beteiligung von Wissenschaftsjournalist*innen und Wissenschaftsmanager*innen, bei der die Reflexion im Mittelpunkt steht, und zwar sowohl über die Zukunft der Mediävistik(en) als auch über die Relevanz des Mittelalters.

Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (AMANZ)

Die Beschäftigung mit den materiellen Zeugnissen vor-moderner und moderner Gesellschaften ist das Kerngeschäft der Archäologien, ob Klassische Archäologie oder ur- und frühgeschichtliche Archäologie, ob vorderasiatische Archäologie oder *contemporary archaeology*. Gemeinsam ist diesen und weiteren Disziplinen, dass sie – unter Berücksichtigung weiterer historischer Materialien, naturwissenschaftlicher Daten und weiterer Quellen bzw. Daten – meist auf der Grundlage von Ausgrabungen ihre Erkenntnisse generieren. So erzielt auch die Archäologie des Mittelalters (AM) wissenschaftliche Erkenntnisse anhand von Befunden (z. B. Siedlungsstrukturen oder Gräber) und Funden (z. B. Ess- und Trinkgeschirr, Schmuck, Waffen), die vor allem durch Ausgrabungen und Bauuntersuchungen gewonnen werden. Weitere Quellengruppen wie beispielsweise Ökofakte (etwa Tierknochen oder Getreidereste) oder geophysikalische Daten ergänzen diese Quellenbasis. Kurz: Die AM gehört dementsprechend in das Spektrum der materialorientierten Disziplinen, bezieht jedoch bei der Interpretation weitere historische Materialien mit ein, wobei hier z. B. paläographische Kenntnisse grundlegend sind. Im Gegensatz zur Prähistorischen Archäologie bewegen sich die Archäolog*innen in Epochen verdichteter und paralleler Überlieferungen, so dass die Archäologie des Mittelalters zu den Historischen Archäologien gehört.

Als Fach ist die Archäologie des Mittelalters im deutschsprachigen Bereich universitär seit den 1980er Jahren (Bamberg) verankert, nachdem sie sich seit den

Kontakt

Prof. Dr. Ulrich Müller,
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel,
Institut für Ur- und Frühgeschichte,
Johanna-Mestorf-Straße 2–6,
D-24098 Kiel,
umueller@ufg.uni-kiel.de
 <https://orcid.org/0000-0003-1678-4578>

1960er Jahren zunehmend in der archäologischen Denkmalpflege (z. B. in Nordrhein-Westfalen) etablierte. Mittelalterarchäologie bzw. die Archäologie des Mittelalters kann entweder als ein Teilbereich der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie angesehen oder zusammen mit der Archäologie der Neuzeit als eigene Disziplin verstanden werden. Alternative Konzepte sehen die Archäologie des Mittelalters als Teil einer Historischen Archäologie oder einer Archäologie der Vormoderne. Die begriffliche, aber auch konzeptionelle Vielstimmigkeit schlägt sich unter anderem in den Lehrstühlen, Studiengängen und Institutsbenennungen nieder. Speziell auf die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (AMANZ) ausgerichtete Studiengänge bestehen ab dem Masterniveau in Bamberg, Halle und Tübingen. Hinzu kommen Institute (Wien) oder Studiengänge (Kiel), die als ‚Prähistorische und Historische Archäologie‘ ausgewiesen sind. Lehrstühle sind entweder speziell auf Mittelalter und Neuzeit denominiert (Bamberg, Freiburg, Halle, Tübingen, Kiel) oder legen im Rahmen einer ur- und frühgeschichtlichen Denomination einen Schwerpunkt auf das Mittelalter (z. B. Münster, zum Teil auch Bonn, Jena). Weiterhin sind Professuren zu nennen, die im Rahmen von Kooperationen (etwa zwischen Landesarchäologie Bremen und Universität Bremen oder dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz und der Universität Mainz) auch mittelalterarchäologische Themen behandeln. Dabei muss berücksichtigt werden, dass das Frühmittelalter schon vor der Ausbildung einer eigenständigen AM einen Schwerpunkt der frühgeschichtlichen Archäologie (z. B. Merowingerzeit) bildete. Im Hinblick auf spätere Tätigkeitsfelder ist zu bedenken, dass staatliche Stellen („Landesämter für Archäologie“) und privatwirtschaftliche Grabungsfirmen das größte Stellenangebot aufweisen. Hier sind sowohl eine Spezialisierung auf die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit als auch ein generelles Wissen über die Prähistorische und Historische Archäologie gefragt.

Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist an verschiedenen Standorten in Verbänden vertreten. Hierzu gehören insbesondere Mittelalterzentren (vor allem Bamberg mit einem eigenen Studiengang). Das Fach verfügt darüber hinaus über eine Landesorganisation („Deutsche Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit“) in Deutschland bzw. in Österreich („Österreichische Gesellschaft für Mittelalterarchäologie“) und der Schweiz („Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit“). Innerhalb der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit dem Fachkollegium ‚Alte Kulturen‘ und hier dem Bereich ‚Ur- und Frühgeschichte (weltweit)‘ zugeordnet.

Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit folgt – wie andere Fächer auch – wissenschaftlichen Konjunkturen. Im deutschsprachigen Raum dominierten bis in die 1990er Jahre hinein stark (traditionelle) geschichtswissenschaftlich ausgerichtete Zugänge hinsichtlich Themen, Inhalten und Epochengrenzen. Dies war sowohl eine Folge der Fachentwicklung als auch der wissenschaftlichen Akteur*innen. Gegenwärtig bezieht sich die Archäologie des Mittelalters in ihrem Selbstverständnis eher auf die Vielfalt mediävistischer (und damit letztlich geschichtswissenschaftlicher) Ansätze,

greift aber auch prähistorische Methoden oder Sichtweisen auf. So spielt die Unterscheidung in prozessuale (im Sinne objektiv messbarer Daten) und post-prozessuale (im Sinne subjektiv konzeptionalisierter Daten) Konzepte nach wie vor eine wichtige Rolle bei der Dokumentation, Auswertung und Präsentation archäologischer Erkenntnisse. Entsprechend der Prähistorischen Archäologie ist nicht nur die Einbeziehung naturwissenschaftlicher Disziplinen eine Herausforderung, sondern auch die Frage nach der Interpretation durch naturwissenschaftliche Methoden generierter Daten (z. B. aDNA zur Untersuchung von Migrationen). Hinzukommen system- oder humanökologische Konzepte (bspw. Resilienz, Panarchie), die häufig unreflektiert übernommen werden.

Im Gegensatz zur Prähistorischen Archäologie fällt auf, dass eher Arbeiten dominieren, die auf das Lokale oder historisch Spezifische abzielen und weniger großräumige Vergleiche oder globalhistorische Ansätze berücksichtigen. So ließen sich beispielsweise stadarchäologische Studien nicht nur auf lokaler oder regionaler Ebene („Zähringerstädte“) oder in Zeitscheiben („Stadt um 1200“) durchführen, sondern im Sinne vergleichender Stadt- und Urbanisierungsforschung transkulturell perspektivieren. Hier könnte die AM gerade zu der Frage nach einem eher fallstudien- oder erhebungsbasierten bzw. statistischen Forschungsdesign Impulse geben, wenn es darum geht, die archäologischen Quellen auf unterschiedlichen Skalenniveaus zu analysieren.

Die lange Zeit wirkmächtige Trennung in eine vornehmlich auf Analysen von Bestattungsplätzen (sog. Reihengräberfelder) orientierte Frühmittelalterarchäologie und eine stärker auf das hohe und späte Mittelalter orientierte Mittelalterarchäologie ist weitgehend einer ganzheitlichen, oftmals auch diachron ausgerichteten Betrachtung gewichen. Klassische Fund- und Materialbearbeitungen (z. B. Keramikstudien, Waffen, Schmuck) sind in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen, was nicht nur den nahezu unüberschaubaren Fundmengen geschuldet, sondern auch Ausdruck neuerer Ansätze ist, die von einer ausschließlich typochronologischen Einordnung Abstand nehmen. In den letzten Jahren haben nicht nur strukturvergleichende Ansätze deutlich zugenommen, sondern auch materialübergreifende Zugänge wenn beispielsweise Ess- und Trinkgeschirr untersucht oder nach urbanen Eliten gefragt wird.

Eine Herausforderung ist darüber hinaus die Rezeption und Reflexion theoretischer, kultur- und sozialwissenschaftlicher Ansätze, die in der anglophonen Archäologie des Mittelalters weitaus stärker verbreitet sind. So fällt auf, dass aktuelle Diskurse und Diskussionen z. B. zum *practical turn* oder dem *material turn*, aber auch zu Gender, Untersuchungen zu *sensescapes* oder transkulturelle Themen weniger durch die Archäologie des Mittelalters als die Klassische Archäologie oder Prähistorische Archäologie sowie andere mediävistische Fächer (mit-)gestaltet werden.

Wie in anderen Fächern auch, wird zunehmend über die Bedeutung des ‚Mittelalter‘-Begriffes und -Konzeptes gestritten. Dies betrifft sowohl die Epochengrenzen als auch die Frage nach einem ‚globalen Mittelalter‘. Während die Transformationen zwischen spätantiken und frühmittelalterlichen Gesellschaften seit langem ein intensiv beackertes Forschungsfeld sind und auch die Epochenschwelle ‚um 1500‘ zunehmend (kritisch)

diskutiert wird, rückt die Frage nach der Relevanz des Mittelalterbegriffes und seiner archäologischen (bzw. materialen) Konzeptionalisierung erst in jüngster Zeit in den Vordergrund.

Die Archäologie des Mittelalters leistet wichtige Beiträge bei der Analyse transkultureller Begegnungen bzw. Transformationen zwischen sogenannten frühgeschichtlichen Gesellschaften (Wikinger, Slawen, Angelsachsen usw.) und dem lateineuropäischen Mittelalter. Auffällig ist aber, dass diese Diskussionen von den übrigen Disziplinen kaum zur Kenntnis genommen wurden. Eine globalhistorische Perspektive wird sich meines Erachtens zunehmend entwickeln bzw. ist beispielsweise mit Blick auf den byzantinischen und islamischen sowie zentralasiatischen Raum bereits vorhanden. Dabei ergeben sich zahlreiche spannende Fragen, wie z. B. nach den Rahmungen für ein globales Mittelalter oder einer globalen Vormoderne mit ganz eigenen Übersetzungsprozessen, Brüchen oder Kontinuitäten in materiellen Kultur(en). Trotz dieser Potentiale scheint eine derartige Herangehensweise im deutschsprachigen Raum bislang weniger vertreten. Dies liegt daran, dass die Forschungs- und Arbeitsbereiche insbesondere in der archäologischen Denkmalpflege, aber auch der Lehrstühle im Vergleich z. B. zu Großbritannien oder den USA, aber auch im Vergleich zur Prähistorischen Archäologie stärker regional ausgerichtet sind.

Die Archäologie des Mittelalters bzw. die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist ein universitäres Studienfach, dessen Absolvent*innen vornehmlich in der archäologischen Denkmalpflege oder bei Grabungsfirmen – vielfach leider unter prekären Bedingungen – Beschäftigungen finden. Somit schlagen sich die Herausforderungen aus der Praxis vielfach unmittelbar in der Ausbildung nieder.

Im universitären Bereich dürfte nach wie vor die Frage einer eher wissenschafts- oder einer eher berufsorientierten Ausbildung grundlegend sein, wobei Konzepte wie ‚Forschendes Lernen‘ zwischen beiden Polen vermitteln. Gegenwärtig kann nur im MA-Studium eine Spezialisierung im Bereich der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit erfolgen – dies erscheint mir aber auch angesichts von überwiegenden Beschäftigungsverhältnissen in der archäologischen Denkmalpflege nachvollziehbar.

Hinzu kommen zunehmende Kompetenzen im Hinblick auf technische bzw. anwendungsorientierte Aspekte (z. B. geographische Informationssysteme, digitale Dokumentation durch Drohnen oder *structure from motion*) sowie Kenntnisse in naturwissenschaftlichen Methoden. Diese Tendenzen weiten Curricula nicht nur stark aus bzw. verlangen spezialisierte Studiengänge, sondern sind vielfach nur mit externen Partnern (etwa den Archäologischen Landesämtern) zu leisten. Ein ganz eigenes Thema ist die Frage, wie die Masse bislang nicht aufgearbeiteter Grabungen und Funde im Rahmen von Abschluss- und Qualifikationsarbeiten aufgearbeitet werden kann. Diese Frage stellt sich zwar generell in den Archäologien, ist jedoch für das Mittelalter und die Neuzeit eine bislang kaum gelöste Herausforderung.

Fächer wie die Archäologie des Mittelalters (und der Neuzeit) gehören zu den sog. ‚Kleinen Fächern‘. Sie sind stets ein Spiegel wissenschafts- und gesellschaftspolitischer

Entwicklungen und prägen diese auch mit. Nach einer Phase intensiver Diskussionen um die Relevanz einer Archäologie des Mittelalters bis weit in die späten 1980er Jahre hinein kann das Fach inzwischen als etabliert angesehen werden. Inwieweit weitere Lehrstühle mit der Denomination ‚Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit‘ eingerichtet werden sollten, bliebe zu diskutieren. Dies betrifft z. B. auch die Frage nach einer weiteren zeitlichen oder thematischen Aufspaltung (z. B. ‚Archäologie der Neuzeit/Moderne‘). Wichtig ist selbstverständlich die Bestandssicherung, die hochschulpolitisch aber nur gelingen kann, wenn sich die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit über Einzelforschung hinaus – wie bisher – übergreifenden Fragestellungen öffnet und die Potentiale des Faches und seiner spezifischen Methoden überzeugend darstellen und umsetzen kann. Wichtig scheint mir auch eine Stärkung bzw. ein Ausbau und eine Kooperation mit bauhistorischen Fachbereichen, die in Deutschland kaum mehr universitär vertreten sind. Eine bislang kaum umgesetzte Forderung ist auch eine fachspezifische Vertretung in der DFG, da das Fachkollegium vor allem durch prähistorische oder frühgeschichtliche Kolleg*innen besetzt war und ist.

In diesen Kanon gehört auch die Vernetzung. Hierbei bilden Standesorganisationen wie die ‚Deutsche Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit‘ (DGAMN) oder die ‚Deutsche Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte‘ (DGUF) nicht nur für den fachinternen, sondern auch einen inter- und transdisziplinären Austausch eine wichtige Plattform. Im Mediävistenverband ist das Fach mit (nicht allzu vielen) Mitgliedern und im Beirat vertreten. Die Zahl der Mitglieder aus dem Bereich der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit scheint mir ebenso ausbaufähig wie die Beteiligung an Konferenzen, Workshops, *summer schools* oder Publikationen. Dies mag einerseits an einer auf den ersten Blick nicht immer archäologiekompatiblen Themenwahl liegen, aber auch aus einer (siehe oben) fachspezifischen Zurückhaltung resultieren, sich mit materialorientierten Beiträgen zu Themen wie Körperlichkeit oder Kreditwesen einzubringen.

Die Ur- und Frühgeschichte / Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit als eine Brückenwissenschaft kooperiert sowohl mit sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen als auch mit Technik-, Lebens- und Naturwissenschaften; materialorientierte Fächer wie Architektur-, Bau- oder Kunstgeschichte sind ebenso zu nennen wie schriftquellenbasierte Disziplinen (Geschichte, Philologien). Unter den lebens- und naturwissenschaftlichen Fächern sind nicht nur die klassischen Disziplinen für archäometrische Analysen (z. B. Materialherkunft) anzuführen, sondern auch Biologie (z. B. Pollenanalyse, Zoologie), Medizin (aDNA, Forensik) oder Geologie, Bodenkunde, Chemie etc. Gleichmaßen wichtig sind Disziplinen wie Geophysik oder Informatik sowie Konservierungs- und Restaurierungswissenschaften. Daher haben sich eigene Fachbereiche (bspw. Archäozoologie, Isotopenforschung, Umweltarchäologie) oder spezialisierte Labore (z. B. in Mannheim) etabliert.

Aufgrund der thematischen Breite kommt der Verbundforschung eine hohe Bedeutung zu. So war bzw. ist die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Exzellenzclustern (etwa in Bonn, Tübingen, Kiel, Hamburg) ebenso vertreten wie in SFBs

(z. B. Bonn, Tübingen) und weiteren Förderformaten (SPP, GRK usw.). Zudem spielt nicht nur die inneruniversitäre bzw. zwischenuniversitäre Forschung eine große Rolle; von großer Bedeutung sind auch Kooperationen zwischen Universitäten, Landesämtern oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie dem RGZM (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz), dem ZBSA (Zentrum für Skandinavische und Baltische Archäologie, Schleswig) oder dem DAI (Deutsches Archäologisches Institut, Hauptsitz Berlin).

Das Fach ist also *per se* interdisziplinär ausgerichtet, da – anders als in der Prähistorischen Archäologie – die Parallelüberlieferungen der unterschiedlichen historischen Materialien (Schriftquellen, Bildquellen etc.) sowie naturwissenschaftliche Methoden gleichermaßen von Bedeutung sind. Im Vergleich zur anglophonen Welt fällt bei der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit im deutschsprachigen Raum eine starke Beschränkung der Forschungsprojekte auf den deutschsprachigen bzw. europäischen Bereich auf, so dass universitäre Forschungen im außereuropäischen Raum eher die Ausnahme bilden. So forscht der Bonner Lehrstuhl zum Mittelalter in der Mongolei und ein Tübinger Projekt untersuchte in den 1990er und 2000er Jahren Panamá la Vieja, die älteste spanische Stadtgründung an der Pazifikküste. Einen deutlich außereuropäischen Fokus haben zahlreiche Projekte des DAI in Zentralasien, Mittelamerika oder Afrika, wobei auch der Zeitraum zwischen 500 CE und 1500 CE untersucht wird.

Transferprozesse insbesondere in die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit sind aus dem heutigen Wissenschaftssystem nicht mehr wegzudenken. Seit ihren Anfängen waren die Archäologien stets ‚publikumsnah‘, denn die lokalen Akteure vor Ort (Pastoren, Bauern oder Honoratioren) kannten vielfach Fundstellen oder besaßen Sammlungen und engagierten sich in Vereinen. Auch wenn sich die gesellschaftlichen Gruppen heute grundlegend erweitert haben, so ist die Faszination und die Authentizität ‚alter‘ Gegenstände, ihre wirkliche oder vermeintliche Alterität, ein wirkmächtiger Faktor in der Vermittlung, aber auch Popularisierung archäologischen Wissens. Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist – wie die Archäologie allgemein – in der Öffentlichkeit nicht nur durch Ausgrabungen, Ausstellungen und Geländedenkmäler präsent. Gerade bei aktuellen Themen wie Klimawandel oder Globalisierung wird der Archäologie bisweilen die Position einer Leitwissenschaft zugeschrieben, die durch die Analyse historischer Gesellschaften in ganzer Breite Optionen für heutige Gesellschaften bereitstellt.¹ Interessanterweise gilt dies vor allem für die prähistorischen Epochen (!). Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit mag hieraus lernen, nicht nur das historisch Spezifische oder ‚Plakative‘ des Mittelalters herauszustellen (Pfalzen, Burgen), sondern – soweit auf der Quellengrundlage möglich – auch vergleichend zu argumentieren (bspw. zu Macht und Herrschaft, sozialer Ungleichheit, Urbanisierung, Umwelt).

1 Vgl. das ‘EAA 2019 Bern Statement on Archaeology and the Future of Democracy’ der ‘European Association of Archaeologists’. https://www.e-a-a.org/EAA/Navigation_News/Bern_statement.aspx (Zugriff: 11.02.2021).

Vor diesem Hintergrund bieten sich zur Stärkung der Mediävistik innerhalb der schulischen Ausbildung Themen der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an, die komplexe Zusammenhänge (z. B. transkulturelle Begegnungen, Geschlechterrollen, Prozesse sozialer Kohäsion) anhand von typischen Geländedenkmälern (wie etwa Burgen) oder Funden vermitteln und begreifbar machen. Pointiert formuliert ist gerade die Archäologie des Mittelalters aufgrund der Materialität ihrer Quellen bestens geeignet, die Bedeutung der Mediävistik für die heutige Gesellschaft aufzuzeigen, ohne dabei aktualistisch zu sein. Angebote für Schulen und die Lehrer*innenausbildung existieren auf lokaler und regionaler Ebene, doch sind diese im Vergleich zur Prähistorischen Archäologie eher randständig. Eine starke Vermittlungsarbeit wird auch von Vereinen gepflegt, und nicht zuletzt bieten öffentliche Führungen bei Grabungen oder ‚Tagen der Archäologie‘ auch den Landesämtern ein Schaufenster für ihre Tätigkeiten.

Weitere Themenfelder sind die inzwischen meist kommerziell betriebenen Mittelaltermärkte und vergleichbare Veranstaltungen. Hier kann archäologische Forschung einer breiten Öffentlichkeit nicht nur vorgestellt werden, sondern es werden zahlreiche Möglichkeiten der Partizipation eröffnet. Dabei ist allerdings eine enge und bei allen Beteiligten unvoreingenommene Sichtweise auf Transferprozesse notwendig. Ebenfalls breiten Raum nehmen *reenactment* und *living history* ein. Ein Feld, das ebenfalls auf außerwissenschaftliche Kommunikation ausgerichtet ist, bildet die experimentelle Archäologie.

Wie oben ausgeführt, liegen die primären Beschäftigungsoptionen in den Landesämtern sowie bei privatwirtschaftlichen Grabungsfirmen. Aufgrund der geringen Anzahl an Lehrstühlen ist die Lage für den wissenschaftlichen Nachwuchs an der Universität eher prekär und vor allem an Generationswechsel gebunden. In Bezug auf Gleichstellung zeigt sich zwar nach wie vor der pyramidale Aufbau eines weitgehend ausgeglichenen Geschlechterverhältnisses bei Studierenden hin zu überwiegend männlich besetzten Lehrstühlen bzw. Führungspositionen. Dies wird sich hoffentlich durch universitäre Gleichstellungsmaßnahmen zukünftig ändern. Abseits der Universitätskarriere gibt es mit außeruniversitären Einrichtungen, Museen und den Landesämtern Arbeitsstätten, die gezielt oder punktuell nicht nur den wissenschaftlichen Nachwuchs auf Zeit fördern, sondern auch langfristige Karrieren ermöglichen. Allerdings sind hier prekäre Arbeitsverhältnisse (z. B. bei Grabungsfirmen) keine Ausnahme.

Ein Problem – insbesondere vor dem Hintergrund der Exzellenzinitiative – bleiben nachhaltige und verantwortungsvolle Beschäftigungsstrategien von Postdocs über befristete Arbeitsverhältnisse hinaus. Was dabei eine gute Qualifikation ist, hängt auch von der weiteren Karriereplanung ab. Anders als vor 10 oder 20 Jahren ist dabei durchaus eine wachsende Mobilität ins europäische und außereuropäische Ausland und die Nutzung der dort angebotenen Chancen zu erkennen.

Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist im Vergleich zu anderen historischen Geistes- und Kulturwissenschaften in der außerwissenschaftlichen Wahrnehmung stark vertreten, was nicht nur der physischen Präsenz von Ausgrabungen

(im Gegensatz bspw. zu Archivstudien) zu verdanken ist, sondern auch dem (diskutablen) Anspruch, sich in aktuelle gesellschaftliche Themen durch Verweis auf historische Konstellationen einbringen zu können (siehe oben). Die Materialität archäologischer Quellen hat bereits im 19. und 20. Jahrhundert zur Nutzung innovativer Medien (Foto, Film, Rundfunk) geführt und ist bis heute von ungebrochener Relevanz. Dies betrifft nicht nur die Visualisierung wissenschaftlicher Ergebnisse (3D, VR usw.), sondern auch die crossmediale Vermarktung.


Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit als Teildisziplin der Archäologie ist aufgrund ihrer Quellen und Daten intensiv in die Diskussion um digitale Dokumentation, digitale Rekonstruktion sowie die Verwaltung und Archivierung digitaler Grabungs- und Forschungsdaten eingebunden. Ausdruck dieser Entwicklungen sind auch Arbeits- und Forschungsfelder wie Archäoinformatik oder ‚digitale Archäologie‘. Eine stärkere Kooperation mit den Digital Humanities insbesondere der bild- und schriftquellenorientierten Wissenschaften ist dabei wünschenswert.

Das Fach Byzantinistik entwickelte sich Ende des 19. Jahrhunderts aus den klassischen Altertumswissenschaften und Philologien (1. Lehrstuhl: München 1897). Byzantinistik behandelt die Geschichte, Kultur, Literatur und die materiellen Hinterlassenschaften des Oströmischen Reiches vom 4. bis zum 15. Jahrhundert. Seit 1892 gibt es die ‚Byzantinische Zeitschrift‘, welche als *das* Fachorgan eine systematische und annotierte Bibliographie anbietet, die jährlich erscheint. Die Disziplin erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg einen Aufschwung und wurde an vielen Universitäten als eigenständiges Fach etabliert (Münster, Köln, Bonn, Bochum). Allerdings begann das Fach vor allem in den ersten Jahren des neuen Millenniums zu schrumpfen (in Bonn eingestellt [2008], in Göttingen ausgelaufener Studiengang [2006], Reduktion der zwei Lehrstühle in Berlin auf einen [2007], genauso in Münster [2015]; keine byzantinische Geschichte in Leipzig mehr; Auflösung der Professur Byzantinistik in Bochum [2002]).

Derzeit kann das Fach noch an mehreren Standorten studiert werden, wobei je nach Verortung in den Fachbereichen die Ausrichtung altertumswissenschaftlich (Köln), kulturwissenschaftlich (München), philologisch (Berlin, Hamburg, Leipzig) oder historisch (Mainz, Münster) ist. An den Universitäten Heidelberg, Mainz und München existieren darüber hinaus noch Arbeitsbereiche zur spätantiken und byzantinischen Kunstgeschichte. Die Lehrstühle der Byzantinistik decken das Fach in zunehmend umfangreicher Breite ab (inklusive der ‚Hilfswissenschaften‘). Die schmale Ausstattung der

Kontakt

Prof. Dr. Michael Grünbart, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Institut für Byzantinistik und Neogräzistik, Rosenstraße 9, D-48143 Münster, gruenbart@uni-muenster.de.

 <https://orcid.org/0000-0002-1798-8647>

Byzantinistikstellen macht das Arbeiten innerhalb des Faches nicht leichter, da immer nur bestimmte Segmente des byzantinischen Jahrtausends abgedeckt werden können.

Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass die Einbindung in historisch-kulturwissenschaftliche Studiengänge und -verbände dem Fach die Existenzberechtigung vermehrt und der Status ‚Orchideenfach‘ ein wenig verschimmt. Gerade in Forschungsfragen wie Transformationen, Kulturtransfer oder Verflechtungsgeschichte können die byzantinischen Studien einen prominenten Status einnehmen. In den Philologien ist das Fach zwar logisch sinnvoll aufgehoben (Gräzität), doch ist seit dem Verschwinden der alten Sprachen an Schulen und Universitäten diese Option eher kritisch zu betrachten. Byzantinistik kann an den meisten deutschen Universitäten als Master- oder Doktoratsstudium betrieben werden. In Münster laufen unter anderen die Studiengänge AKOEM (Antike Kulturen des östlichen Mittelmeerraumes) und IMAS (Interdisziplinäre Mittelalterstudien).

Die ‚Deutsche Arbeitsgemeinschaft zur Förderung byzantinischer Studien‘ (DAFBS¹) vertritt das Fach Byzantinistik national und international („Association Internationale des Études Byzantines“, AIEB); derzeitiger Vorsitzender ist M. GRÜNBART. Die DAFBS organisiert im Zwei-Jahresrhythmus eine Fachtagung an unterschiedlichen Standorten (2021 bzw. 2022: Münster); dort wird eine Fachschau betrieben, vor allem aber stellt es ein Format für Nachwuchswissenschaftler*innen dar, ihre Forschungen zu präsentieren.

Eine große Herausforderung ist nach wie vor der Bolognaprozess, der zu einem Ausdünnen der Kernkompetenzen der kleinen Fächer führte: Systematischer Spracherwerb, Textlektüre, Arbeiten mit Originalen (Byzantinistik partizipiert mittlerweile auch an diversen Sommerschulen, die diesem Problem Einhalt gebieten wollen) sind nicht mehr in der zuvor jahrzehntelang geübten Praxis und Qualität möglich. Positiv erweist sich die Mobilität der Studierenden und Nachwuchswissenschaftler*innen; Kaderschmieden sind nach wie vor die Central European University in Budapest und griechische sowie italienische Universitäten; zu diesen bestehen intensive Beziehungen.

Ein großes Manko in Deutschland ist, dass nicht nur die mittelalterliche Kunstgeschichte zurückgedrängt wird, sondern dass mittlerweile die byzantinische Kunstgeschichte beinahe vollständig verschwunden ist (verbliebene Standorte: Mainz, Erlangen, München); an einigen Standorten wird byzantinische Archäologie angeboten (Freiburg i. Br.); gerade über die Bild- und Kulturwissenschaften kann man Studierende anziehen.

Das wichtigste Anliegen ist, dass die Kontinuität des Faches gesichert bleibt. Die nächste freiwerdende Professur und der zugleich älteste Lehrstuhl befindet sich in München. Generell ist die Byzantinistik als ein Fach zu verstehen, das zur europäischen Geschichte gehört und dessen Transferleistungen nach wie vor unterschätzt werden. Das Fach soll unbedingt im Mediävistenverband vertreten bleiben.

1 www.byzantinistik.de (Zugriff: 11.02.2021).

Digital Humanities werden in der Byzantinistik zunehmend integriert (z.B. das Projekt in Köln zur digitalen Erfassung von Bleisiegeln). Texteditionen werden vermehrt auch mit den Digital Humanities kombiniert.² Wünschenswert wäre eine verstärkte Teilnahme an der Epochendebatte.

Die Byzantinistik bekommt interessanterweise zunehmend Konkurrenz aus der Alten Geschichte; diese hat seit gut 20 Jahren entdeckt, dass Fragestellungen der Spätantike aus der antiken Perspektive zu erforschen sind. Der Zeitraum des Forschungsfeldes Byzantinistik beginnt mit etwa 300 und endet mit 1500 n. Chr. In den Altertumswissenschaften wird mittlerweile meistens vorausgesetzt, dass Stellenbewerber*innen bis 600 n. Chr. thematische Schwerpunkte setzen können. Dies führt allerdings dazu, dass Byzantinistik leicht in altertumswissenschaftliche Einheiten eingegliedert werden kann. Eine weitere (auch produktive) Konkurrenz sind die Studienrichtungen, die mit dem arabischen Raum zu tun haben. Die konstante mediale Aufmerksamkeit für den Islam hat sich hierfür als Katalysator erwiesen. An vielen universitären Standorten erfolgte die Ausrichtung und Einführung neuer Richtungen mit Schwerpunkt Islam auf Kosten byzantinistischer Studien. Oft wurde in der Kombination Mediävistik / Arabistik die Byzantinistik links liegen gelassen, allerdings gibt es Bestrebungen, dies zu ändern (ein Beispiel: der WissenschaftsCampus Mainz: Byzanz zwischen Orient und Okzident³). Enge Kooperationspartner sind südosteuropäische Studien, welche sich geographisch und zeitlich mit der Byzantinistik überschneiden (vormoderner Balkanraum).

Für Kooperationen mit Griechenland gibt es das DAAD-Format ‚Hochschulpartnerschaft Griechenland‘ (erfolgreich: Köln, Münster 2020–2022 mit den Universitäten Athen, Ioannina und Thessalonike); drei Jahre wird intensiv vor Ort und in Griechenland kooperiert, es gibt Möglichkeiten für Volontariate und dgl. Durch Formate wie Sommer Schulen, aber auch das Format ‚Hochschulpartnerschaft Griechenland‘, können Lücken im curricularen Programm gefüllt werden. Intensiviert werden sollten Netzwerke und Fachkolloquien; dies erfolgt auf der untersten Ebene an den jeweiligen Standorten; vielleicht könnte aber auch vom Mediävistenverband etwas Geld bereitgestellt werden für ein Format wie ‚Junge Byzantinistik stellt sich vor‘ (dann natürlich auch für alle anderen Disziplinen). Im Februar 2021 wird in Mainz die Veranstaltung ‚Knotenpunkt Byzanz. Junge Forscher, neue Perspektiven‘ organisiert.⁴

Die Lehramtsausbildung ist für das Fach wenig bedeutsam – aber: die Einbindung in Lehramtsstudiengänge schafft zumindest ein Bewusstsein für den Raum Byzanz.

2 Vgl. z.B. die Fachtagung im September 2019 in München mit Fallbeispielen und Perspektiven. <https://www.bsb-muenchen.de/veranstaltungen-und-ausstellungen/article/workshop-digitales-edieren-in-der-klassischen-philologie-3121/> (Zugriff: 11.02.2021).

3 Siehe dazu <https://www.byzanz-mainz.de/> sowie die zugehörige und u. a. open access veröffentlichte Reihe ‚Byzanz zwischen Orient und Okzident‘ (seit 2014). <https://www.byzanz-mainz.de/publikationen/byzanz-zwischen-orient-und-okzident/> (jeweils Zugriff: 11.02.2021).

4 Siehe dazu <https://www.knotenpunktbyzanz.de> (Zugriff: 11.02.2021).

Die Verbundforschung stellt eine wichtige Komponente dar, sei es in der Teilnahme an Graduiertenkollegs, SFBs oder Exzellenzclustern (siehe etwa Mainz, Münster, Hamburg, Berlin); aus den mittelgriechischen Quellen lassen sich kulturgeschichtliche Phänomene und Mentalitäten oft besser greifen als in mittellateinischen Quellen (z. B. in der Performanzforschung oder auch in Fragen der Kulturen des Entscheidens); dabei ist zu betonen, dass die Byzantinistik nicht nur eine Lieferantin von Belegen sein soll und muss, sondern eigenständig Forschungsfragen entwickeln und weiterspinnen kann (bspw. zur Kriegskunst, zu Renaissancen vor der Renaissance, zum interreligiösen Dialog, zu akustischen Dimensionen).

Die Byzantinistik ist eines der wenigen Fächer, welches *per se* interdisziplinär und international aufgestellt und angelegt ist. Die weltweite Community ist gut vernetzt, es gibt regen Austausch innerhalb Europas, alle fünf Jahre findet ein internationaler Großkongress, veranstaltet von der AIEB, statt (Venedig/Padua 2022, Wien 2026). Die AIEB organisiert auch internationale Vorhaben wie etwa Editionsreihen.

Eine Maßnahme, die von Münster aus gestartet wird, ist die Herausgabe einer neuen Rezensionszeitschrift, ‚The Byzantine Review‘ (seit 2019);⁵ damit soll das Fach multilingual eine Stimme erhalten und einerseits gegen Konkurrenten wie ‚Bryn Mawr Classical Review‘ und ‚The Medieval Review‘ auftreten sowie andererseits das Fachprofil schärfen.

Ausstellungen stellen nach wie vor die wichtigste Transfermöglichkeit dar (z. B. über das Ikonen-Museum Recklinghausen, RGZM Mainz; SPKB Berlin).

Gerade im letzten Sommer (2020) zeigte sich bei den (kultur-)politischen Entwicklungen in der Türkei (Stichworte: Hagia Sophia und Kariye Djami), wie wichtig und notwendig fundierte Fachkompetenz ist, um gegen nationalistische Politik klar Stellung zu beziehen, und zwar auf beiden Seiten, sowohl der Türkei als auch der orthodox geprägten Staaten.

In der Byzantinistik kann der Nachwuchs an vielen Orten in Verbundprojekten mitarbeiten (München, Mainz, Münster); leider gibt es kaum mehr Dauerstellen im universitären Bereich. Selten sind attraktive Positionen wie Professuren oder Museumsleitungen zu finden.

Die Byzantinistik ist sehr früh mit Globalgeschichte in Kontakt gekommen, da das Oströmische Reich westliche Gesellschaften des Mittelalters und des Vorderen Orients beeinflusste und eine stete Transferfunktion einnahm. Vergleiche mit ostasiatischen Imperien oder arabischen Reichen bieten sich zu einer transkulturellen Perspektive an.

Der Mittelalterbegriff stellt, was die Sprachgeschichte betrifft, kein Problem dar (Alt-/Mittel-/Neugriechisch); was die Epochenabgrenzung betrifft, aber sehr wohl: Es gibt keine Grenze zwischen Antike und frühbyzantinischer bzw. mittelbyzantinischer Zeit, da das Kaisertum von Konstantin I. († 337) bis 1453 überdauerte; gerade im

5 Siehe dazu www.byzrev.com (Zugriff: 11.02.2021).


7. Jahrhundert verstärkte sich der Rückbezug auf Konstantin I., was das Selbstverständnis einer einheitlichen Epoche ab dem 4. Jahrhundert ohne Zäsur unterstreicht; dies setzt sich auch über die Zeit der arabischen Expansion fort. Die Kernfrage ist im derzeitigen Diskurs, wann und ob die Antike endet – in Byzanz jedenfalls nicht vor dem 4. Kreuzzug!

Auch für die Byzantinistik gilt, dass endlich eine virtuelle Sammlung aller digitalen Vorhaben auf nationaler Ebene erstellt werden sollte, analog zu den Nationalbibliotheken mit Gesamtsammelauftrag; das Problem (auch in der Byzantinistik) ist, dass es viele digitale Inseln gibt, die aber selten miteinander verbunden sind; es sollten also Konnektivitätskonzepte entwickelt werden.

Germanistische Mediävistik

Die germanistische Mediävistik beschäftigt sich mit der Sprache, Literatur und Kultur des deutschen Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Sie ist neben der neueren deutschen Literaturwissenschaft und der Linguistik einer der drei großen Grundbereiche der Germanistik, aus dem das Fach wissenschaftsgeschichtlich im 19. Jahrhundert überhaupt hervorgegangen ist. Im Kontext der Ausbildung verschiedener Teildisziplinen und durch den wachsenden Umfang von gegenwarts-sprachlicher Linguistik und Didaktik hat die Mediävistik an Einfluss verloren. Sie ist die germanistische Teildisziplin, die – in Instituten und Fakultäten wie gegenüber Präsidien und Studierenden – am stärksten unter Rechtfertigungsdruck steht und sich immer wieder behaupten muss. Zu einer vollständigen Germanistik gehört die Mediävistik freilich weiterhin fest dazu. Daher wird sie an den meisten deutschen Universitäten gelehrt und zählt zu den grundlegenden Inhalten eines germanistischen Studiums. Entscheidend für die aktuelle und künftige Relevanz des Faches ist seine Verankerung in der Lehramtsausbildung, insbesondere für das Unterrichtsfach Deutsch an Gymnasien, die es sowohl aus wissenschaftspolitischen als auch aus wissenschaftlichen Gründen zu bewahren gilt. Ohne mediävistische Grundkenntnisse können Germanistik-Studierende weder die Entwicklung der deutschen Sprache seit den Anfängen ihrer schriftlichen Überlieferung im 8. Jahrhundert noch die damit einhergehenden Veränderungen und Kontinuitäten des literarischen Systems erfassen.

Kontakt

Prof. Dr. Regina Toepfer,
Julius-Maximilians-Universität
Würzburg, Lehrstuhl für deutsche
Philologie, Am Hubland,
D-97074 Würzburg,
regina.toepfer@uni-wuerzburg.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6097-8006>

Die Bedeutung der germanistischen Mediävistik spiegelt sich in den vorhandenen Professuren. Die glanzvollen Zeiten, in denen die germanistische Mediävistik bis zu sechs Professuren an einem einzigen Standort hatte (FU Berlin, 1990er Jahre), sind lange vorbei. An großen deutschen Universitäten mit einer starken geisteswissenschaftlichen Tradition wie in Göttingen, Köln und München gibt es noch drei unbefristete mediävistische Professuren, an den meisten Universitäten zwei (z. B. HU und FU Berlin, Erlangen, Frankfurt, Marburg, Tübingen) und an kleineren oder technischen Universitäten (z. B. Chemnitz, Dresden, Greifswald, Karlsruhe, Passau) mindestens eine Professur. In den vergangenen Jahren wurden im Zuge von Sparmaßnahmen Professuren gestrichen (Aachen, Duisburg-Essen, Jena, Hannover), doch auch gefährdete Stellen neu besetzt (Magdeburg, Osnabrück) und in einem Fall sogar eine Mediävistik neu begründet (Flensburg). Zusätzliche Professuren sind im Bereich der Digital Humanities entstanden (Darmstadt, Stuttgart). Sehr gut vertreten ist die germanistische Mediävistik auch in Österreich und der Schweiz (insbesondere in Wien und Zürich), hinzu kommen einzelne Professuren in anderen europäischen Ländern, den USA und Kanada (z. B. Amiens, Berkeley, Cambridge/UK, Iowa, London, Oxford, Porto, Straßburg, Stanford, Toronto, Vancouver), die oft viel mehr um die Zukunft ihres Faches bangen müssen und unter Einsparungen in den Humanities zu leiden haben. In Deutschland tragen regionale Zusammenschlüsse dazu bei, dass sich germanistische Mediävist*innen eines Bundeslandes oder benachbarter Bundesländer miteinander vernetzen, sich über fachpolitische Entwicklungen, laufende Forschungsprojekte oder einzureichende Staatsexamensaufgaben austauschen und gemeinsame Akzente setzen können. Auf diese Weise ist etwa im Verbund ‚Mittelaltergermanistik Nord‘ die lange vernachlässigte mittelniederdeutsche Literatur verstärkt in den Fokus wissenschaftlichen Interesses gerückt. Dass der Schutz von Regional- und Minderheitensprachen mittlerweile zur politischen Agenda gehört, wirkte sich jüngst positiv für das Fach aus: Nach einem radikalen Stellenabbau wurde 2020 erstmals wieder eine (Junior-)Professur für niederdeutsche Literatur aus historischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive eingerichtet (Oldenburg).

Institutionell lässt sich die germanistische Mediävistik in einen sprach- und einen literaturwissenschaftlichen Bereich untergliedern, wobei in den Denominationen der Professuren wie im Selbstverständnis des Faches die Ältere deutsche Literatur klar dominiert. Dies führt zu der merkwürdig verzerrten Wahrnehmung, dass historische Sprachwissenschaftler*innen des Öfteren primär als Linguist*innen und weniger als Mediävist*innen betrachtet werden, was mit Abgrenzungsversuchen einhergehen kann. In der Lehre hingegen sind die Grenzen durchlässig und ist das Fach stets integrativ geblieben. Selbst bei einer literaturwissenschaftlichen Grundausrichtung sind germanistische Mediävist*innen auch für die Vermittlung jener sprachhistorischen und grammatischen Kenntnisse zuständig, die für das Verstehen und Übersetzen mittelhochdeutscher Texte benötigt werden, sofern vor Ort nicht andere Absprachen mit Kolleg*innen der historischen Linguistik bestehen. Von den Bewerberinnen und Bewerbern für eine Professur in germanistischer Mediävistik wird in der Regel erwartet, dass sie das Fach

in Forschung und Lehre in seiner ganzen Breite von den Anfängen bis in die Reformationszeit vertreten können, zudem soll meist einer der historischen Schwerpunkte auf der Literatur des Hochmittelalters mit ihren zentralen Gattungen höfischer Roman, Heldenepik und Minnesang liegen. Das Frühmittelalter freilich spielt in der Lehre seit der Bologna-Reform kaum noch eine Rolle, und althochdeutsche Literatur kann im Rahmen grundständiger BA-Studiengänge nur noch in Überblicksvorlesungen oder in fakultativen Seminaren behandelt werden, so dass sich das in anderen mediävistischen Disziplinen viel stärker abzeichnende Problem einer Enthistorisierung auch in der Germanistik beobachten lässt. Der zeitliche Fokus hat sich stattdessen weiter Richtung Gegenwart auf das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit verschoben, was sich durch den exponentiell steigenden Umfang der Überlieferung und die vor allem im Bereich der pragmatischen Schriftlichkeit weniger untersuchten Handschriften und Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts erklären lässt. Die übliche Grenzziehung zwischen älterer und neuerer deutscher Literatur bei dem Jahr 1600 führt dazu, dass Entwicklungslinien nicht weiterverfolgt und literarische Kontinuitäten verkannt werden, sofern in der Frühneuzeitforschung keine enge Zusammenarbeit zwischen Alt- und Neugermanistik erfolgt. Im innerfachlichen Konkurrenzstreit kann die germanistische Mediävistik nur dann langfristig erfolgreich sein, wenn sie den anderen Teilfächern vermittelt, dass ihr Vorhandensein, ihre Leistung und Stärke den Interessen der Gesamtgermanistik dient.

Zu den zentralen Forschungsfragen, Methoden und Theorien der germanistischen Mediävistik zählen aktuell neben den Digital Humanities Medialität, Materialität und Narratologie, was sich etwa in dem neu gegründeten online-Journal ‚Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‘ (BmE) spiegelt. Angestoßen durch die jüngste, 2016 erschienene Edition von Hartmanns von Aue ‚Erec(k)‘, dessen kanonische Geltung heute in einem auffälligen Missverhältnis zu der schlechten Überlieferungslage steht, wird in jüngster Zeit wieder engagiert über editionsphilologische Methoden und die Kategorien Autor, Text und Werk diskutiert. Ist es noch legitim, nach der Intention des mittelalterlichen Autors zu fragen, wenn sein Artusroman nur in einer einzigen, sorgfältig komponierten Prachthandschrift des 16. Jahrhunderts vollständig vorliegt? Dürfen Editor*innen bei einer konsequenten Orientierung an der handschriftlichen Überlieferung überhaupt noch korrigierende Eingriffe vornehmen? Wie sollen mittelalterliche Werke von Nicht-Wissenschaftler*innen und Studierenden gelesen werden können, wenn keine Normalisierungen mehr erfolgen und editionsphilologische Entscheidungen an Lesende delegiert werden? Die Suche nach neuen Wegen in der Post-Lachmann-Philologie wirft viele Fragen auf, die nicht ohne Auswirkungen auf die Lehre und das Verhältnis der germanistischen Mediävistik zur interessierten Öffentlichkeit bleiben.

Zunehmend wird im Fach die Notwendigkeit erkannt, angehenden Lehrerinnen und Lehrern Anknüpfungsmöglichkeiten für ihre spätere Unterrichtspraxis zu bieten und eine eigene Mittelalter-Didaktik zu entwickeln. Modellbildend für die Verknüpfung der ersten Phase der Lehramtsausbildung mit der späteren Berufspraxis ist das Bamberger Projekt ‚Mittelalter macht Schule‘ (MimaSch) und war das an der Universität

Duisburg-Essen angesiedelte Projekt ‚mittelneu‘, in dem mittelhochdeutsche Texte in einer Nachwuchsforschungsgruppe für den Deutschunterricht erschlossen wurden. In anderen beispielhaften Projekten wurde in Zusammenarbeit mit Lehrerinnen und Lehrern etwa an der Universität Salzburg eine Aufführung von Wolframs von Eschenbach ‚Parzival‘ entwickelt und an der Universität Würzburg eine Schulbuchausgabe desselben Werks erarbeitet, in der mittelhochdeutsche Textpassagen, ihre neuhochdeutsche Übersetzung und eine stilistisch imitierende Neuerzählung miteinander verbunden sind. Auch durch innovative Lehrprojekte im Bereich der digitalen Bildung, wie etwa durch die 2018 mit dem niedersächsischen Wissenschaftspreis in der Kategorie Lehre ausgezeichnete ‚Mittelalter-App für Braunschweig (MAppBS)‘, versuchen Mediävistinnen und Mediävisten, ihr Fach für Germanistik-Studierende attraktiver zu machen. Für die Zukunft der Disziplin dürften solche und andere Initiativen im Bereich des Wissenschaftstransfers und der Wissenschaftskommunikation unverzichtbar sein.

Von der Verbundforschung hat die germanistische Mediävistik in den letzten Jahren und Jahrzehnten ebenso profitiert wie die Verbünde von ihr. An fast allen Sonderforschungsbereichen, Exzellenzclustern und Schwerpunktprogrammen der historischen Geisteswissenschaften waren und sind germanistische Mediävistinnen und Mediävisten beteiligt, so etwa im Münchener SFB 573 ‚Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit‘, dem Berliner SFB 644 ‚Transformationen der Antike‘, im Tübinger SFB 923 ‚Bedrohte Ordnungen‘, im Heidelberger SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘, im Freiburger SFB 1015 ‚Muße‘, im Berliner SFB 980 ‚Episteme in Bewegung‘, im Bonner SFB 1167 ‚Macht und Herrschaft‘, im Dresdner SFB 1285 ‚Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung‘ und im Berliner Exzellenzcluster ‚Topoi‘ sowie den DFG-Schwerpunktprogrammen 1173 ‚Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter‘, dem SPP 2130 ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘ und dem SPP 2207 ‚Computational Literary Studies‘. Hinzukommen zahlreiche kleinere Forschungsverbünde, lokale Kooperationen und wissenschaftliche Netzwerke, so dass sich die germanistische Mediävistik in ihrer Gesamtheit und auch im Vergleich zu anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen als ausgesprochen forschungsstark erweist. Zentral für das Fach sind nach wie vor die großen Editions- und Erschließungsprojekte, die teils von der DFG, teils von wissenschaftlichen Akademien finanziert werden, wie etwa die in Göttingen und Trier angesiedelten Arbeitsstellen des ‚Mittelhochdeutschen Wörterbuchs‘, das ‚Frühneuhochdeutsche Wörterbuch‘ und der Marburger ‚Handschriftencensus‘. Insgesamt ist im Fach freilich die Tendenz zu beobachten, dass kulturwissenschaftlichen und literaturtheoretischen Fragestellungen mehr Relevanz zugeschrieben wird als editionsphilologischer und überlieferungsgeschichtlicher Grundlagenarbeit, was sich in zahlreichen wissenschaftlichen Qualifikationsschriften niederschlägt.

Die universitären Zukunftsperspektiven für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind auch in der germanistischen Mediävistik nicht unproblematisch. Durch die erfreulich hohe Anzahl an drittmittelbasierten Forschungsprojekten, in deren Kontexten vielfach Dissertationen und Habilitationen entstehen, ist der Kreis

an qualifizierten Bewerberinnen und Bewerbern für eine Professur groß und wächst beständig. Zwar wurden in den vergangenen Jahren kontinuierlich Professuren für germanistische Mediävistik ausgeschrieben, doch bewerben sich – je nach Anforderungen, Voraussetzungen und Attraktivität der Stelle – erfahrungsgemäß zwischen dreißig und fünfzig qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Die meisten von ihnen verfügen über langjährige Lehrerfahrungen, haben eine umfangreiche Anzahl an Publikationen vorgelegt und Forschungsprojekte erfolgreich durchgeführt, in der Regel ohne zu wissen, ob alle Anstrengungen und Entbehrungen auf dem Weg zur Professur je zum gewünschten Erfolg führen werden. Wiederholt wurden in den letzten Jahren auch Juniorprofessuren ausgeschrieben, von denen aber die wenigsten mit einer Tenure-Track-Option versehen sind. Eine größere Offenheit des Systems und eine höhere Durchlässigkeit zwischen Wissenschaft, Bildungsbereich, Management, Museen, Bibliotheken, Verlagen und Wirtschaft wären sehr wünschenswert und könnten zu einer wechselseitigen Bereicherung führen.

Im Mediävistenverband ist die Germanistik – entsprechend dem hohen Anteil an Mitgliedern – mit zwei Sitzen im Beirat vertreten (darüber hinaus sind auch der Platz im Bereich Digital Humanities und die Funktionsstelle Mediävistik und Schule aktuell mit Germanist*innen besetzt), als zweiter wichtiger Fachverband ist der Germanistenverband zu nennen, hinzukommen epochen-, autoren- und gattungsspezifische Gesellschaften, allen voran die traditionsreiche ‚Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft‘, aber auch die ‚Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft‘ oder die 2018 gegründete und sich der Erforschung vormoderner Kleinepik widmende wissenschaftliche Gesellschaft ‚Brevitas‘. Auch in der ‚Internationalen Vereinigung für Germanistik‘ sind Vertreterinnen und Vertreter der germanistischen Mediävistik engagiert, wenngleich internationale Kooperationen aufgrund der Fokussierung auf die älteren Sprachstufen des Deutschen eine weniger relevante Rolle spielen als in anderen mediävistischen Disziplinen.


Insgesamt ist die germanistische Mediävistik grundlegend komparatistisch ausgerichtet, wie das 2015 abgeschlossene siebenbändige ‚Handbuch der deutschen und niederländischen mittelalterlichen literarischen Sprache, Formen, Motive, Stoffe und Werke französischer Herkunft‘, ‚Germania litteraria mediaevalis francigena‘, exemplarisch zeigt, aber auch zahlreiche im Internet-Portal ‚Mediaevum‘ angekündigte Forschungsprojekte dokumentieren. Die deutschsprachige Literatur, die vom frühen bis zum späten Mittelalter aufgezeichnet wurde, lässt sich historisch nur angemessen einordnen, analysieren und kontextualisieren, wenn man ihre lateinischen, französischen oder italienischen Prätexte einbezieht. Die zahlreichen europäischen Einflüsse, die der deutschen Literatur des Mittelalters von neugermanistischer Seite angelastet und mit dem Verdikt fehlender Eigenständigkeit belegt wurden, könnten aus bildungspolitischer Perspektive heute gerade ihre Stärke ausmachen. Die vielfältigen literarischen und kulturellen Verflechtungen zeigen, dass die deutsche Sprach- und Literaturgeschichte nur transnational zu verstehen sind.


Geschichtswissenschaft

Kontakt

Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner,
Universität Kassel, Fachbereich
Gesellschaftswissenschaften,
Mittelalterliche Geschichte, Nora-
Platiel-Straße 1, D-34127 Kassel,
ibaum@uni-kassel.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6887-5327>

Prof. Dr. Philippe Depreux,
Universität Hamburg, Fakultät für
Geisteswissenschaften, Fachbereich
Geschichte, Überseering 35#5,
D-22297 Hamburg,
philippe.depreux@uni-hamburg.de

Prof. Dr. Wolfram Drews,
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Historisches Seminar,
Domplatz 20–22, D-48143 Münster,
w.drews@uni-muenster.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6274-5097>

Prof. Dr. Klaus Oschema,
Ruhr-Universität Bochum, Geschichte
des Mittelalters unter besonderer
Berücksichtigung des Späten
Mittelalters, Universitätsstraße 150,
D-44801 Bochum,
klaus.oschema@rub.de
 <https://orcid.org/0000-0002-3040-153X>

Die mittelalterliche Geschichte ist derzeit noch relativ fester Bestandteil des allgemeinen Geschichtsunterrichts, obwohl die zeitliche Differenzierung durch die Kompetenzorientierung in den Lehrplänen immer weiter zurückgedrängt wird. Anders als rein chronologisch-inhaltliche Lehrpläne bietet die Kompetenzorientierung jedoch grundsätzlich gute Möglichkeiten, ‚mittelalterliches‘ Material einzubauen.

In den meisten geisteswissenschaftlichen Fakultäten existiert in der Regel – mit einigen Ausnahmen – eine eigene Professur; an größeren Universitäten vertreten oft sogar mehrere Professuren das Fach, die entweder thematisch oder (häufiger) chronologisch abgegrenzt sind.

In den Forschungsförderprogrammen ist die mittelalterliche Geschichte relativ gut präsent. Hinsichtlich der DFG-Förderung ist sie in einigen SFBs (etwa in Bonn, Tübingen und Heidelberg) führend, an anderen unterschiedlich beteiligt (siehe unten). Mit einem Dutzend Langzeitvorhaben ist sie im Akademien-Programm gut vertreten; dies entsprach im Jahr 2018 etwa 11,5 % der Fördermittel in diesem Programm. Tendenziell scheint sich aber eine zunehmende Verschiebung hin zur Zeitgeschichte abzuzeichnen, so dass sich die mittelalterliche Geschichte (auch mit ihrer thematischen Integration in die größeren Forschungszusammenhänge) langsam zu den ‚kleinen Fächern‘ hin entwickeln könnte, sofern man dem nicht entgegenwirkt.

Das Spektrum an Forschungsfragen, Methoden und Theorien ist so breit und vielfältig, dass es nicht

auf einen einheitlichen Kern oder einheitliche Tendenzen reduzierbar ist. In jedem Fall spielen neue, aktualitätsbezogene Ansätze zu Raum und Zeit, zu gesellschaftlicher Heterogenität in sozialer und kultureller Hinsicht, zu Materialität ebenso wie Methoden aus den Digital Humanities eine immer größere Rolle.

Aufgrund der zunehmenden Kritik an einer europazentrierten Geschichtsschreibung bzw. Lehre steht das Fach vor der Herausforderung, seine Attraktivität und Legitimität als zeitgemäßer Bestandteil der akademischen Landschaft zu verteidigen. Damit besteht potentiell die Gefahr einer Marginalisierung der Geschichte Lateineuropas, der sich aber durch eine Integration traditioneller Fragestellungen in neue, größere Zusammenhänge begegnen lässt. Deshalb wird ein Wandel innerhalb des Faches stattfinden müssen, der bereits eingeleitet ist. Dabei bieten transkulturelle Ausblicke und Zugänge (im Sinne einer vormodernen Global History) sowohl inhaltlich wie methodisch fruchtbare Innovationspotentiale.

Um attraktiv zu bleiben oder attraktiver zu werden, sollte künftig noch klarer herausgestellt werden, wie und was das Mittelalter zur Ausbildung der heutigen globalen Kulturen und auch der Weltkulturen beigetragen hat, und zwar in deutlicher Abgrenzung zum Zerrbild des vermeintlich ‚dunklen‘ und ‚barbarischen‘ Mittelalters, einem nach wie vor verbreiteten Stereotyp. Interkulturelle und interdisziplinäre Aufgeschlossenheit, internationale Zusammenarbeit sowie eine epochenübergreifende Einbettung sind wichtige zukunftsweisende Faktoren, mit denen sich das Charakteristische und Eigenständige der mittelalterlichen Geschichte durchaus betonen lässt. In diesem Sinne könnte zweierlei den Gegenstand ganz besonders attraktiv machen: Zum einen ist das Mittelalter ‚europäisch‘ *par excellence*, weil es transregionalen Austausch und Mobilität in einer Epoche vor der Dominanz des Nationalen und vor der Etablierung mehr oder weniger festgefügt nationalstaatlicher Grenzen vor Augen führt. Zum anderen stehen wir in unseren Kommunikations- und Handlungsgewohnheiten medial paradoxerweise in gewisser Weise dem Mittelalter näher als dem 19. Jahrhundert, weil wir – anders als in der logozentrischen Schwarz-Weiß-Druckwelt der starren Texte und Bilder – im Netz 2.0 plötzlich alles in Farbe und vor allem mit Gesten untermauert präsentiert bekommen. Damit erhält der (bewegte) Körper eine Rolle im Diskurs, die lange ‚kaltgestellt‘ war und die uns (auch in unseren politischen Einschätzungen und Verhaltensweisen) zumindest in einer bestimmten Hinsicht mit der Vormoderne verbindet.

Die Zukunft des Faches lässt sich nur schwer vorhersagen. Eines ist aber sicher: Die fortschreitend eingeschränkten Lateinkenntnisse und der allgemeine Abbau der sogenannten Hilfswissenschaften wird die Auswahl des Mittelalters als Spezialisierungsfach im Master immer mehr erschweren. So könnte es sein, dass der Sprung in die akademische Laufbahn über die Promotion einem immer kleiner werdenden Kreis von Studierenden vorbehalten wird – es sei denn, die Promotion erfolgt ohne Bearbeitung der Quellen aus erster Hand. Da die Prüfungsordnungen die Grundlagenbereiche immer weniger einfordern, sollte das Interesse für Sprachen und technische Aspekte über andere Wege geweckt werden. Tatsächlich lässt sich, etwa in der regen Wahrnehmung

von Sommerschulen, auch eine neue Bereitschaft der Studierenden erkennen, die sprachlichen und methodischen Grundlagen des Fachs zu erlernen und Bildung als einen eigenen Wert zu schätzen. Trotzdem ist nicht auszuschließen, dass die mittelalterliche Geschichte stärker in einer allgemeinen Geschichte der Vormoderne aufgehen könnte.

Die mittelalterliche Geschichte ist mit fast allen mediävistischen Fächern kompatibel und sucht auch in vielen Zusammenhängen proaktiv die Zusammenarbeit. Dabei spielen spezielle thematische Felder eine besonders große Rolle: Die Erforschung der Höfe, der Adelskultur und kartographischer Räumlichkeiten bezieht seit langem Bildquellen und ‚literarische‘ Texte intensiv mit ein; für die sich entwickelnde Globalgeschichte der Vormoderne ist häufig ein Akzent auf Objekte (einschließlich ihrer Materialität in Gestalt von Artefakten) zu beobachten, der unter anderem zur engen Zusammenarbeit mit Kunstgeschichte und Archäologie sowie – über die Geisteswissenschaften hinaus – beispielsweise mit den Naturwissenschaften führt.

Ein Kernproblem ist hingegen institutioneller Art: Das Mittelalter wird häufig als Anschlussfach der Frühen Neuzeit betrachtet und weniger umgekehrt die Frühe Neuzeit als Fortsetzung des Mittelalters. Das Plädoyer von Jacques Le Goff für ein langes Mittelalter, das sich bis ins 19. Jahrhundert erstreckt, sollte offensiver vertreten werden, um die Vormoderne dort zu beheimaten, wo sie am längsten gedauert hat, und nicht nur als vorhumanistische Zeit zu begreifen. Immerhin verfügt unser Fach im Vergleich zur Frühen Neuzeit derzeit noch über mehr Professuren, mit denen diese Anschlussfähigkeit gut zu vertreten wäre.

Enge und wichtige Kooperationspartner einer kulturgeschichtlich ausgerichteten Geschichtswissenschaft sind vor allem die Theologie, die Kunstgeschichte, die verschiedenen Literaturwissenschaften sowie alle außereuropäischen Fächer einschließlich der Judaistik und der Islamwissenschaften, die sich unter anderem ebenfalls mit Europa beschäftigen. Eine Rezeption soziologischer und philosophischer Ansätze empfiehlt sich, um die Sozial- und Bildungsgeschichte zu stärken. Zu konstatieren ist letztlich eine Doppelgesichtigkeit der mittelalterlichen Geschichte: Zwar erscheint sie zuweilen als theoriefeindlich, doch nimmt sie durch ihren Dialog mit theorieorientierten Disziplinen ganz dezidiert eine Vorreiterrolle ein, die zuweilen sogar stärker ausgeprägt ist als in den jüngeren Epochen.

Die Geschichte des (lateineuropäischen) Mittelalters ist in der nationalen und internationalen Verbundforschung gut vertreten, etwa in sieben der 37 geisteswissenschaftlichen Sonderforschungsbereiche, d. h. in knapp jedem fünften SFB (Stand 2020). Je nach Standort prägt das Mittelalter die Teilprojekte weniger (wie in Freiburg i. Br., Gießen / Marburg, Göttingen, Hamburg) oder mehr (wie in Bonn, Heidelberg, Tübingen). Die Geschichte des Mittelalters kann in diachronischen Vorhaben kaum umgangen werden: Nur der Berliner SFB 980 ‚Episteme in Bewegung – Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit‘ hat dies geschafft; hier gab es allerdings mediävistische Teilprojekte außerhalb der Geschichtswissenschaft. In Heidelberg und Tübingen gibt es transepochale Teilprojekte (Spätantike / Frühmittelalter oder Spätmittelalter / Frühneuzeit).

Es werden sozialgeschichtliche (Dynamiken der Sicherheit; Bedrohte Ordnungen) sowie kulturgeschichtliche (Materiale Textkulturen; Manuskriptkulturen; Helden – Heroisierungen – Heroismen; Episteme in Bewegung; Bildung und Religion) Themen untersucht; die politische Geschichte prägt einen einzigen SFB (Macht und Herrschaft). Vernachlässigt erscheint gegenwärtig die Wirtschaftsgeschichte, die größeres Potential entfalten könnte; neue Anstöße sind hier von einer Reihe jüngerer Kolleg*innen zu erwarten, die den stark kulturhistorisch orientierten ‚Arbeitskreis spätmittelalterliche Wirtschaftsgeschichte‘ begründet haben. Eine quantitativ ausgerichtete Wirtschaftsgeschichte sollte vor diesem Hintergrund, möglicherweise auch in unserem Verband, gestärkt werden.

Unter den aktuellen DFG-geförderten Forschungsgruppen ist die mittelalterliche Geschichte deutlich unterrepräsentiert und nur in 2 % der geisteswissenschaftlichen Verbände vertreten: In einem einzigen Fall obliegt die Leitung einem Mittelalterhistoriker, nämlich in der Forschungsgruppe 2600 ‚Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken‘ (Essen, seit 2018), in der ein Teilprojekt für Spätmittelalter und Frühneuzeit angesiedelt ist. Zwar ist in einigen anderen Forschungsgruppen die Epoche des Mittelalters präsent (‚Natur in politischen Ordnungsentwürfen: Antike – Mittelalter – Frühe Neuzeit‘, München; ‚Diskursivierungen von Neuem. Tradition und Novation in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit‘, Berlin), aber ohne die *Geschichte* des Mittelalters. Verwunderlich ist die Praxis, die mittelalterliche Geschichte zu umgehen, wie es in Würzburg der Fall ist (‚Lokale Selbstregelungen im Kontext schwacher Staatlichkeit in Antike und Moderne‘, seit 2019).

Mittelalterhistoriker*innen sind an vier von den zehn in den Geistes- und Sozialwissenschaften angesiedelten Exzellenzclustern beteiligt (‚Bonn Center for Dependency and Slavery Studies‘; ‚Religion und Politik. Dynamiken von Tradition und Innovation‘, Münster; ‚ROOTS – Social, Environmental, and Cultural Connectivity in Past Societies‘, Kiel; ‚Understanding Written Artefacts‘, Hamburg).

Das Fach hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten der Internationalität geöffnet, obwohl hier noch viel zu tun ist. Nicht selten könnte es scheinen, dass ‚Internationalität‘ mit ‚alles auf Englisch‘ verwechselt wird, anstatt den einzelnen Sprachen ihr eigenes Gewicht zu geben. Vermisst wird eine im Alltag erlebte europäische Internationalität; das Fehlen regelmäßiger Kontakte zu verschiedenen Ländern gründet häufig im Problem der Sprachkenntnisse. Die Arbeit an einer erweiterten Internationalität gehört fraglos zu den wichtigsten Zielen der unmittelbaren Zukunft. Die traditionelle Ausrichtung der deutschsprachigen Mittelalter-Geschichte auf Italien ist trotz des großen Einsatzes Einzelner in den letzten Jahren geschwächt worden, aber der Effekt ist letztlich schwer zu beziffern und im Zusammenhang einer Schwerpunktverlagerung in den englischen Sprachraum zu sehen. Die deutsch-französische Kooperation hängt an einer eingeschränkten Zahl von Engagierten, insgesamt gewiss kein Prozess der zunehmenden Intensivierung. Ähnliches gilt auch für die Kooperation mit Polen. Die institutionellen Ankerpunkte, die Deutschen Historischen Institute im Ausland, bieten immerhin Praktika, Stipendien und Forschungsmöglichkeiten vor Ort sowie zahlreiche weitere

Initiativen, die die Kontaktaufnahme zu den Kolleg*innen in diesen Ländern erleichtern und gemeinsame Forschungsaktivitäten ermöglichen. Unter Umständen sollte oder könnte der Verband versuchen, mit den Einrichtungen der Max Weber Stiftung stärker zu kooperieren. Die Zusammenarbeit mit belgischen Kolleg*innen ist bedauerlich schwach und oft thematisch gebunden (für ‚Burgund‘ fraglos unumgänglich). Die außereuropäischen Verbindungen jenseits der USA, etwa nach Israel, Brasilien und zu verschiedenen asiatischen Ländern, sind immerhin im Aufbau. Vieles im Bereich der internationalen Kooperationen erfolgt informell ‚über Bande‘, etwa auf dem International Medieval Congress in Leeds oder dem International Congress on Medieval Studies in Kalamazoo.

Gestärkt werden könnte die internationale und interdisziplinäre Zusammenarbeit durch die Vernetzung von sich ergänzenden Sommerschulen an mehreren Orten (in verschiedenen Ländern) und in mehreren Sprachen. Auch eine Stärkung der institutionellen Kooperationen und eine größere Internationalität bei den Symposien könnte hierzu beitragen. Auf jeden Fall kann die gesellschaftliche Relevanz der mittelalterlichen Geschichte nur in einem interdisziplinären Zusammenhang betrachtet werden und sollte deshalb auch gemeinsam interdisziplinär erörtert werden. Wichtige Anregungen finden sich neuerdings u. a. in einem Sammelband, der unter maßgeblicher Mitwirkung des Verbands entstanden und in der Reihe ‚Das Mittelalter. Beihefte‘ erschienen ist.¹

Öffentlich sichtbar gemacht werden könnte die Relevanz des Faches durch die verstärkte Zusammenarbeit mit überregionalen Medien (z. B. Die Zeit, FAZ oder SZ), aber auch durch Videos zu praktischen Arbeiten im Fach, wie etwa durch die Erklärung von Funden in Archiven, zur Bedeutung wichtiger Handschriften oder zur Verbreitung von Seuchen einschließlich der gesellschaftlichen Folgen von Epidemien und Pandemien. Noch besser zu nutzen wären die vielerlei Möglichkeiten, wissenschaftliche Erkenntnisse in die Gesellschaft zu transferieren; Vorträge und öffentliche Auftritte verschiedener Art, gemeinsame Ausstellungen in Zusammenarbeit mit Museen, der Einsatz neuer Medien wie Videos, Twitter und Blogs bieten ein breites Forum, um das Fach zukunftssträchtig zu verorten und gesellschaftlich zu verankern. Dazu ist es besonders wichtig, die Relevanz des Mittelalters für die Gesellschaft aufzuzeigen und – umgekehrt – das Mittelalter als Projektionsfläche heutiger Identitätskonflikte noch stärker zu thematisieren.²

Das Fach Geschichte hat eine eindeutige Unterrichtsrelevanz, wobei das Mittelalter mit den derzeitigen Reformen an Eigenständigkeit und Bedeutung verliert. Denken wir nur an den ‚Sachunterricht‘ statt ‚Fachunterricht Geschichte‘ für Grundschullehrer

1 Chris Jones, Conor Kostick u. Klaus Oschema (Hgg.), *Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present* (Das Mittelalter. Beihefte 6). Berlin, Boston 2020. Im Hinblick auf die internationale Kooperation ist hervorzuheben, dass mit Chris Jones hier auch die australisch-neuseeländische Vereinigung der Mediävist*innen und Frühneuzeit-Historiker*innen (ANZAMEMS) vertreten ist.

2 Vgl. Ian Wood, *The Modern Origins of the Early Middle Ages*. Oxford 2013; Andrew Albin, Mary C. Erler, Thomas O'Donnell, Nicholas L. Paul u. Nina Rowe (Hgg.), *Whose Middle Ages? Teachable Moments for an Ill-Used Past*. New York 2019.

oder an die bereits angesprochene allgemeine Kompetenzorientierung. Die Reformen führen dazu, dass der potentielle Kreis der Studierenden kleiner wird, auch wenn derzeit nicht Wenige das Fach Geschichte insgesamt studieren, weil das Lehramt als sichere Zukunftsoption gilt. Zur Lehrerfortbildung dient die Teilnahme an einschlägigen Veranstaltungen an Universitäten; teilweise werden Vorlesungen und Seminare geöffnet oder eigene zielgerichtete Fortbildungsveranstaltungen angeboten. Weitere Formen der Zusammenarbeit mit Schulen konzentrieren sich auf Sonderprogramme wie etwa Kurzseminare mit praktischen Übungen an Faksimiles.

Die aktuelle Gesetzgebung, namentlich zur Befristung von Arbeitsverhältnissen, macht die Lage des akademischen Nachwuchses prekär. Daher wäre Lobby-Arbeit in Zusammenarbeit mit anderen Fachverbänden und Interessenvertretungen notwendig. Die Förderung im Doktorandenbereich ist relativ intensiv, während die Karriere später an einen Punkt kommt, an dem die Förderung hochausgebildeter Wissenschaftler*innen abbricht. In diesem Sinne hat die mittelalterliche Geschichte dieselben Probleme wie alle anderen Fächer in den Geistes- und Sozialwissenschaften (und vermutlich darüber hinaus) im deutschen Hochschulsystem.

Letztlich sehen viele Absolvent*innen nur die Universität als Arbeitgeber. Daneben existieren aber zahlreiche Möglichkeiten, um in Museen, Archiven, Bibliotheken und sogar freischaffend wissenschaftlich tätig zu sein. Allerdings fehlt ein produktives Umfeld an außeruniversitären Forschungsinstituten und -institutionen, die weitere Perspektiven eröffnen und langfristigen Projekten eine institutionelle Anbindung gewähren könnten. Solche Langfristperspektiven bestehen nur in Ansätzen; zu denken ist etwa an die bereits laufenden Akademieprojekte, an die Editionsprojekte der ‚Monumenta Germaniae Historica‘ und an einzelne Stellen in der Wissenschaftsorganisation.³

Zur Qualifikation junger Wissenschaftler*innen gibt es keine allgemeine Regel, auch wenn in den letzten Jahren stark daran gearbeitet wurde. Graduiertenkollegs, fachspezifische Fortbildungen in kleinen Gruppen, Weiterbildung in den Grundwissenschaften und in anwendungsbezogenen Bereichen repräsentieren derzeit Qualifikationsmöglichkeiten, die sicherlich noch zu erweitern wären. Hinzuweisen ist auf das Walter Benjamin-Programm der DFG, das – nicht nur im Fach Geschichte – neue Wege geht und die Selbständigkeit junger Wissenschaftler*innen fördert. Zu befürworten wäre eine Verlängerung der Beschäftigungszeiten für jüngere Wissenschaftler*innen, nach dem Motto: lieber mehrere Verträge als nur ein mittelfristiger. Erweitert werden sollten Chancen von Anschlussfinanzierungen. Zu betonen sind überdies Optionen jenseits und neben der Universität. So ist über den Vorbildcharakter anderer Länder nachzudenken, in denen ein Wechsel zwischen der schulischen und der universitären Karriere leichter (und später) möglich ist, ohne dass man sich in einem frühen Stadium auf eine Option festlegen muss.

³ Vgl. hierzu die Strategiepapiere zu ‚Verbundforschung und die Zukunft der Mediävistik‘ sowie ‚Mediävist*innen von morgen fördern‘ (in diesem Heft).

Die Zusammenarbeit des Mediävistenverbands mit dem ‚Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands‘ läuft intensiv, während früher gepflegte Kooperationen mit anderen Verbänden zurückgedrängt wurden. Kontinuierlich besteht seit langem auch die Verbindung zu den ‚Reti Medievali‘ in Italien. Solche Kooperationen bauen häufig auf individuellen Vernetzungen auf. Sie sind daher stark personenabhängig geprägt (z. B. auch von der Zusammensetzung des Präsidiums) und erscheinen insgesamt zu wenig strukturell verankert. Wünschenswert wäre eine Intensivierung der internationalen Ausrichtung. Dazu gehört etwa auch eine verstärkte Vernetzung der jüngeren Wissenschaftler*innen mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs in Belgien, Frankreich, England, Italien, Spanien und anderen europäischen und nicht-europäischen Ländern. Zu erwägen wäre auch, existierende Verbindungen zur ‚Medieval Academy of America‘ auszubauen.

Mediävist*innen müssen sich zunehmend mit dem Transfer in die universitäre und außeruniversitäre Öffentlichkeit beschäftigen und sich dabei überlegen, an welches Publikum sie sich richten wollen. Im Fach Geschichte scheint die regionale Verankerung ein guter Ansatzpunkt für die Vermittlung, die nicht nur über die Landesgeschichte laufen muss. Ausstellungen wertvoller Objekte sind seit langem große Publikumserfolge und könnten dies auch weiterhin bleiben, wenn sie sich modernen Rezeptionsgewohnheiten öffnen, etwa durch interaktive Elemente und angemessene mediale Aufbereitung. Gut geschriebene Fach- und Sachbücher zu aktuellen Themen für ein breites Publikum, Vorträge vor Rotary-Clubs, bei Sparkassen und anderen öffentlichen Events können helfen, ein Bewusstsein für historische Zusammenhänge und für die historische Bedingtheit auch des modernen Lebens zu schaffen sowie Einblicke in die Genese aktueller Probleme zu eröffnen. In jedem Fall scheint heute klar zu sein, dass die Wissenschaftskommunikation künftig ein wichtiger Bestandteil unserer Rechtfertigungsstrategien sein muss und sein wird.

Hilfswissenschaften / Grundwissenschaften

1 Fächerbezogene Traditionen und Schwerpunkte

Die Hilfswissenschaften als eine fest umrissene und real praktizierte Gesamtheit quellenzentrierter methodischer Verfahren waren und sind eine Fiktion. Tatsächlich werden ‚Hilfswissenschaften‘ in unterschiedlichen Fächerkontexten sehr verschieden definiert und praktiziert. Die beiden wichtigsten Fachdisziplinen, in denen hilfswissenschaftliche Herangehensweisen traditionell gelehrt und gepflegt wurden, sind die Geschichtswissenschaften und die Mittellateinische Philologie.

In den *Geschichtswissenschaften* wird unter Hilfswissenschaften ein Kanon aus Paläographie, Diplomatik, Sphragistik, Epigraphik, Heraldik, Chronologie, Genealogie und Numismatik verstanden.¹ Der Schwerpunkt in Forschung und Lehre liegt dabei seit langem fast ausschließlich auf Paläographie und Diplomatik sowie ggf. Sphragistik, und entsprechend dieser diplomatischen Grundausrichtung wird Paläographie hauptsächlich als Lehre der Urkunden- und Amtsschriften verstanden. Die zeitliche Ausrichtung umgreift zwar

Kontakt

Dr. Christoph Mackert,
Handschriftenzentrum der Universitätsbibliothek Leipzig, Beethovenstr. 6,
D-04107 Leipzig,
mackert@ub.uni-leipzig.de
 <https://orcid.org/0000-0002-3468-8750>

1 Zum Fächerkanon vgl. https://www.hgw.geschichte.uni-muenchen.de/ueber_uns/faecher/index.html (Zugriff: 11.02.2021) und die mehrbändige Reihe ‚Oldenbourg Historische Hilfswissenschaften‘, hrsg. v. Anton Scharer, Georg Scheibelreiter und Andreas Schwarcz (2005 ff.). Einen interdisziplinär erweiterten Hilfswissenschaftenbegriff vermittelt Christian Rohr, *Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung* (UTB 3755). Köln, Weimar, Wien 2015.

grundsätzlich Spätantike, Mittelalter und Neuzeit, doch sind die Hilfswissenschaften in den Geschichtswissenschaften traditionell eher mediävistisch orientiert. Die restlichen Bereiche der Hilfswissenschaften an historischen Instituten werden kaum noch praktiziert und gelehrt. Insbesondere die Numismatik ist inzwischen im deutschsprachigen Raum fast völlig aus dem Universitätsbetrieb verschwunden (Ausnahmen: Braunschweig, Institut für Geschichtswissenschaft und Herzog Anton Ulrich-Museum; Wien, Institut für Numismatik und Geldgeschichte²) und wird hauptsächlich von Münzensammlern mit gelehrtem Profil gepflegt: Sie ist wie auch die Genealogie in die Welt der Citizen Science übergewechselt.

In der *Mittellateinischen Philologie* hat lateinische Paläographie seit jeher einen hohen Stellenwert, da der Großteil der mittellateinischen Texte nicht ediert ist.³ Mit Bernhard BISCHOFF war ein Mittellateiner *der* Paläograph des mittleren 20. Jahrhunderts, nicht nur im deutschsprachigen Bereich. Im Gegensatz zu den Geschichtswissenschaften ist Paläographie im Mittellatein fokussiert auf Buchschriften, doch im Zuge von Skriptoriumskonstruktionen und weil Buchhandschriften immer wieder Einflüsse aus den Urkundenschriften aufweisen, wurden auch regelmäßig diplomatische Schriftformen einbezogen. Um die Textzeugen besser interpretieren zu können, haben zudem kodikologische Fragestellungen (Lagen, Layout, Beschreibstoffe, Wasserzeichenkunde, Einbandkunde, Besitzgeschichte) einen festen Platz im Fach. Der zeitliche Fokus liegt auf der Zeit von der Antike bis zum 16. Jahrhundert.

Neben den Geschichtswissenschaften und der Mittellateinischen Philologie sind als weitere Disziplinen mit hilfswissenschaftlichen Fachtraditionen noch die *Byzantinistik* mit der hier gepflegten griechischen Paläographie, Handschriften- und Wasserzeichenkunde⁴ sowie die *Musikwissenschaft*, in der die Arbeit mit Papier-Wasserzeichen fest etabliert ist,⁵ zu nennen. In der *Altgermanistik* haben sich ab den 1970er Jahren mit der Überlieferungsgeschichtlichen Methode der ‚Würzburger Forschergruppe‘ Verfahren etabliert, die handschriftenkundlich ausgerichtet sind und kodikologisch-paläographische Fragestellungen einbeziehen.⁶ Die Altgermanistik und das Mittellatein haben sich hier stark angenähert und interdisziplinär verschränkt.

2 Vgl. <https://magazin.tu-braunschweig.de/pi-post/2-600-jahre-muenzen-und-medailen-im-netz/>; <https://numismatik.univie.ac.at> (Zugriff jeweils 11.02.2021).

3 Vgl. Walter Berschin, Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters (Mittellatein). Hrsg. v. Tino Licht. 2. überarb. Aufl. Heidelberg 2019, S. 46–86.

4 Vgl. Dieter Harlfinger (Hg.), Griechische Kodikologie und Textüberlieferung. Darmstadt 1980.

5 Vgl. Peter Rückert u. a., Ochsenkopf und Meerjungfrau. Papiergeschichte und Wasserzeichen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. 3. erw. Aufl. Tübingen 2009, S. 44–47.

6 Vgl. Freimut Löser, Überlieferungsgeschichte schreiben. In: Dorothea Klein, Horst Brunner u. Freimut Löser (Hgg.), Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma. Wiesbaden 2016, S. 1–20. Siehe auch Karin Schneider, Handschriftenkunde und Paläographie für Germanisten. Eine Einführung. Wiesbaden ¹1999, ²2014.

2 Hilfswissenschaften außerhalb der Universitäten

Eine Besonderheit der Hilfswissenschaften ist, dass eine hohe anwendungsbezogene Expertise seit längerem außerhalb der Universitäten besteht und in Infrastrukturen verankert ist. Mit den sechs von der DFG einst eingerichteten und von ihr weiterhin unterstützten Handschriftenzentren besteht ein international einmaliges Netz von Kompetenzzentren, an denen wissenschaftliche Teams grundwissenschaftlich ausgerichtet arbeiten, um das Handschriftenerbe zu erschließen.⁷ Eine in mancher Hinsicht vergleichbare Struktur ist für die Epigraphik mit dem interakademischen Unternehmen ‚Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit‘ entstanden.⁸ Die wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen sowohl der Handschriftenzentren als auch der Inschriften-Arbeitsstellen sind häufig in die grundwissenschaftliche Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses einbezogen. Die ausgewiesenste Paläographin des späteren 20. und frühen 21. Jahrhunderts im deutschsprachigen Bereich war die kürzlich verstorbene Karin Schneider, die jahrzehntelang am Handschriftenzentrum der Bayerischen Staatsbibliothek München in Handschriftenkatalogisierungsprojekten gearbeitet und die maßgeblichen Publikationen zu den gotischen Schriften vorgelegt hat.⁹

3 Die Situation der Hilfswissenschaften heute: zwischen Abwicklung und Konjunkturbelebung

An den deutschen Universitäten sind die Hilfswissenschaften in den letzten zwei Jahrzehnten existenzgefährdend zurückgedrängt worden: Sowohl in den Geschichtswissenschaften als auch beim Mittellatein sind zahlreiche Lehrstühle weggefallen.¹⁰ Gleichzeitig haben die verschiedenen Theoriemoden seit den 1980er Jahren tendenziell eine Diskreditierung der vermeintlich positivistischen Hilfswissenschaften mit sich gebracht. Im Endergebnis ist eine hilfswissenschaftliche Ausbildung weitgehend abgeschafft oder in Frage gestellt, was dazu führt, dass der wissenschaftliche Nachwuchs kaum noch zu eigenständiger kritischer Quellenarbeit befähigt ist. Dass Lateinkenntnisse vielfach nicht mehr von den Studienordnungen verlangt werden, hat diese Entwicklung massiv

7 Vgl. <https://www.handschriftenzentren.de/> (Zugriff: 11.02.2021) sowie Christoph Mackert, Die Arbeitsgruppe der deutschen Handschriftenzentren – Servicezentren für Handschriftenerschließung und -digitalisierung. In: o-bib 2/1 (2015), S. 1–14.

8 Vgl. <http://www.inschriften.net/> (Zugriff: 11.02.2021).

9 Karin Schneider, Gotische Schriften in deutscher Sprache. 2 Bde. Wiesbaden 1987/2009; Schneider: Handschriftenkunde (Anm. 6). Vgl. auch <https://archivalia.hypotheses.org/103891> (Zugriff: 11.02.2021).

10 Vgl. die geschichtswissenschaftlichen und mittellateinischen Fachperspektiven (in diesem Heft) sowie die Übersicht auf <https://www.kleinefaecher.de/kartierung/kleine-faecher-von-a-z.html> (Zugriff: 11.02.2021).

verschärft. Der Rückgang der grundwissenschaftlichen Angebote an den Universitäten bedroht perspektivisch auch die außeruniversitären Kompetenzeinrichtungen wie die Handschriftenzentren und die Inschriften-Arbeitsstellen und ähnliche Institutionen, die auf entsprechend qualifizierten Nachwuchs angewiesen sind.

Der Wegfall von Ausbildungsangeboten und in ihrer Folge von quellenkundlichen Kompetenzen beim wissenschaftlichen Nachwuchs hat als erste Reaktion eine sprachliche Aufwertung der ehemaligen Hilfswissenschaften hervorgerufen, die nun vermehrt als ‚Grundwissenschaften‘ bezeichnet werden, um zu vermitteln, dass ihre Kenntnis die Grundlage für das fachwissenschaftliche Arbeiten bildet. Annähernd gleichzeitig rückten mit dem *material turn* in den Geisteswissenschaften material- und objektbezogene Fragestellungen plötzlich in den Fokus, die sich aufs Engste mit grundwissenschaftlichen Herangehensweisen berühren. An den beiden Sonderforschungsbereichen ‚Materiale Textkulturen‘ (Heidelberg) und ‚Manuskriptkulturen in Asien, Afrika und Europa‘ (Hamburg) wurden und werden handschriften- und objektkundliche Methoden neu entdeckt, theoretisch unterfüttert, weiterentwickelt und interdisziplinär verzahnt.¹¹ Mit der Fragmentologie ist eine neue, stark grundwissenschaftlich getönte Teildisziplin entstanden.¹² Sichtbarer Ausdruck des Bemühens, den Grundwissenschaften stärkeres Gewicht zu verleihen und grundwissenschaftliche Initiativen in Deutschland zu verzahnen, sind auch die ‚Arbeitsgemeinschaft für Historische Grundwissenschaften‘ und das mit ihr verbundene ‚Netzwerk für Historische Grundwissenschaften‘; beide Initiativen weisen aber eine ‚historikerlastige‘ Mitgliederstruktur auf, was eine Schwerpunktsetzung auf den geschichtswissenschaftlichen Hilfswissenschaften-Kanon bedingt.¹³

Alle noch bestehenden Institute oder Lehrstühle mit hilfswissenschaftlicher Ausrichtung müssen sich heute daher nicht nur zur Krise des Fachs, sondern auch zum wiederentdeckten Bedarf an quellenkundlichen Kompetenzen verhalten.

4 Grundwissenschaftliche Angebote heute

An universitären Instituten mit ausgeprägten hilfs- / grundwissenschaftlichen Schwerpunkten sind für Deutschland derzeit zu nennen:

11 <https://www.materiale-textkulturen.de/>; <https://www.manuscript-cultures.uni-hamburg.de/> (Zugriff: 11.02.2021).

12 Vgl. <http://fragmentology.ms/> (Zugriff: 11.02.2021).

13 Vgl. <https://www.ahigw.de/> (Zugriff: 11.02.2021). Die geschichtswissenschaftliche Perspektive zeigt <https://www.ahigw.de/was-sind-historische-grundwissenschaften/> (Zugriff: 11.02.2021). Bei der Rostocker Jahrestagung des Netzwerks im März 2020 unter dem Titel ‚Herausforderungen und Chancen – die Historischen Grundwissenschaften im internationalen Vergleich‘ war allerdings durchaus ein breiteres interdisziplinäres Spektrum vertreten, vgl. <https://www.ahigw.de/veranstaltungen/tagungen/> (Zugriff: 11.02.2021).

- im Bereich der Geschichtswissenschaften 1) Bonn, wo durch Andrea STIEDORF neben der Sphragistik die traditionelle Fokussierung auf Diplomatie gepflegt wird; 2) Köln, wo mit Étienne DOUBLIER vor kurzem ein Juniorprofessor für Mittelalterliche Geschichte mit den Schwerpunkten Hohes Mittelalter und Historische Grundwissenschaften berufen wurde, wobei ebenfalls die primär diplomatische Orientierung fortgeführt wird; 3) Leipzig, wo Wolfgang HUSCHNER grundwissenschaftliche Studien-Module mit einer breiten methodischen Ausrichtung über den traditionellen historischen Hilfswissenschaften-Kanon hinaus eingerichtet hat und jüngst eine Juniorprofessur für Grundwissenschaften mit dem ebenfalls breit aufgestellten Sebastian ROEBERT besetzt werden konnte; 4) München, wo der jüngst berufene Martin WAGENDORFER einen um ‚Historische Medienkunde‘ thematisch erweiterten Grundwissenschaften-Lehrstuhl innehat, zudem ‚mit besonderer Berücksichtigung der Digital Humanities‘; sowie 5) Würzburg, wo mit Martina GIESE eine neuberufene Lehrstuhlinhaberin das Fach vertritt, die auch philologisch-handschriftenkundlich arbeitet.¹⁴
- Im Fachbereich Mittellatein bestehen grundwissenschaftliche Schwerpunktsetzungen insbesondere in Heidelberg, wo Tino LICHT auf der ehemaligen Professur einen paläographischen Schwerpunkt vertritt und regelmäßig Paläographie-Sommerkurse anbietet, sowie in Erlangen-Nürnberg mit Michele C. FERRARI, der z. B. den SCRIPTO-Sommerkurs in Kooperation mit Bibliotheken und Handschriftenzentren für die Weiterbildung in Handschriftenkunde und digitaler Handschriftenerschließung organisiert; in Freiburg wird ein Studiengang ‚Mittellateinische Philologie, Editionswissenschaft und Handschriftenkunde‘ (Master of Arts) angeboten.¹⁵

Dem Bedarf des Nachwuchses an grundwissenschaftlichen Fortbildungsangeboten antworten seit ca. zehn Jahren Sommerkurse, von denen die ‚Sommerkurse zur Handschriftenkultur‘ des Handschriftenzentrums Leipzig zusammen mit dem Mediävistenverband eines der wenigen derzeit verstetigten Angebote darstellen.¹⁶ Weitere ähnlich gelagerte Kurse wurden bzw. werden von der Berliner Akademie der Wissenschaften

14 Siehe <https://www.igw.uni-bonn.de/de/abteilungsseiten/hilfswissenschaften/mitarbeiter/Stieldorf/>; <https://mittelalterliche-geschichte.phil-fak.uni-koeln.de/index.php?id=2366>; <https://www.gkr.uni-leipzig.de/historisches-seminar/>; <https://www.hgw.geschichte.uni-muenchen.de/personen/professoren/wagendorfer/index.html>; <http://www.geschichte.uni-wuerzburg.de/institut/mittelalterliche-geschichte-und-historische-grundwissenschaften/personal/giese/> (Zugriff jeweils 11.02.2021).

15 Vgl. <https://www.uni-heidelberg.de/institute/fak9/mlat/>; <https://www.mittellatein.phil.fau.de/>; <https://www.altphil.uni-freiburg.de/mittellatein/studiumma/indexmittelalter> (Zugriff jeweils 11.02.2021).

16 Vgl. mit weiterführender Literatur <https://www.ub.uni-leipzig.de/forschungsbibliothek/sommerkurs-handschriftenkultur/> (Zugriff: 11.02.2021).

(,Griechische Paläographie, Handschriftenkunde und digitale Editionswissenschaft‘), von der Greifswalder Inschriften-Arbeitsstelle (,Inschrift – Handschrift – Buchdruck‘) oder vom Heidelberger Mittellatein (siehe oben) organisiert.¹⁷

5 Grundwissenschaften im digitalen Zeitalter

Die Digitalisierung führt zu einer nie gekannten virtuellen Zugänglichkeit von Quellenbeständen und stellt zugleich in großem Umfang ständig neue, wenig erforschte Materialien bereit. Parallel entstanden und entstehen übergreifende Portale für die Präsentation und Erschließung bestimmter Quellengattungen und Materialgruppen, in Deutschland z. B. das ,Archivportal-D‘, das ,Handschriftenportal‘, das ,Zentrale Verzeichnis Digitalisierter Drucke‘, der Zentralkatalog für Nachlässe ,Kalliope‘ und das numismatische Verbundangebot ,KENOM‘,¹⁸ ebenso spezifische Fachdatenbanken für einzelne hilfswissenschaftliche Techniken, wie z. B. das ,Wasserzeichen-Informationssystem‘, die Datenbank für mittelalterliche Abkürzungen ,Abbreviationes‘ oder die ,Einbanddatenbank‘.¹⁹ Mit ,Paläographie online‘ steht seit 2005 ein Online-Tutorial für die Einübung in Paläographie zur Verfügung.²⁰ KI-Verfahren zur Handschriftentranskription befinden sich in der Entwicklung (Transcribo, OCR4all, eScripta).²¹ Eine solide quellenkundliche Ausbildung des Nachwuchses in Kombination mit digitaler Informationskompetenz wäre jetzt besonders gefordert.

Ebenso zwingt die Digitalisierung dazu, traditionelle fachliche Beschränkungen zu überwinden und interdisziplinär zu handeln, um die verschiedenen verfügbaren Quellenarten angemessen zu nutzen und um die einzelnen digitalisierten Quellen angemessen zu verstehen. Eva SCHLOTHEUBER und Frank BÖSCH haben 2015 mit dem Positionspapier ,Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer‘ und einer anschließenden Debatte auf H-Soz-Kult einen wegweisenden Vorstoß unternommen und eine fächerübergreifende – und nicht mehr rein mediävistisch fokussierte – Vision von

17 Vgl. <http://altewelt.bbaw.de/sommerschulen>; <http://www.inschriften.net/projekt/aktuelles/artikel/details/sommerkurs-inschrift-handschrift-buchdruck.html> und <https://mittelalter.hypotheses.org/5435> (Zugriff jeweils: 11.02.2021).

18 Vgl. <https://www.archivportal-d.de/>; <https://handschriftenportal.de/>; <https://www.zvdd.de/>; <https://kalliope-verbund.info/>; <https://www.kenom.de/> (Zugriff jeweils: 11.02.2021).

19 Vgl. <https://www.wasserzeichen-online.de/>; <https://abbreviations.net/>; <https://www.hist-einband.de/> (Zugriff jeweils 11.02.2021).

20 <http://www.palaeographie-online.de/> (Zugriff: 11.02.2021).

21 Vgl. <http://transcribo.org/de/>; <https://www.uni-wuerzburg.de/zpd/ocr4all>; <https://escripta.hypotheses.org/> (Zugriff jeweils: 11.02.2021).

Grundwissenschaften entwickelt,²² der aber in der Wirklichkeit der gelebten Fächergrenzen bislang zu wenig bewegt hat.

6 Chancen und Perspektiven

Die Ausgangslage für grundwissenschaftliche Arbeiten ist günstig wie nie: Die Digitalisierung hat die früheren Einschränkungen bei der Arbeit mit historischen Objekten in weiten Teilen beseitigt oder zumindest stark zurückgefahren. Digitales Arbeiten hat im Bereich der Grundwissenschaften einen Rang und eine Selbstverständlichkeit wie in wenigen anderen Geisteswissenschaften. Grundwissenschaftliche Kompetenzen werden ihrerseits benötigt, damit die massenhaft bereitgestellten Digitalisate adäquat genutzt werden können.

Grundwissenschaften sind für alle historischen Disziplinen lebensnotwendig, wenn sie unerschlossene Quellenbestände nutzen und bearbeiten, neue Perspektiven durch neue Quellen eröffnen und vorliegende Forschungsergebnisse überprüfen möchten. Ohne Grundwissenschaften sind die mediävistischen Fächer ausgeliefert, bereits edierte und aufgearbeitete Texte und Materialien immer wieder aufs Neue zu behandeln, statt auf Neuland auszugreifen.

Wegen ihrer Objektorientierung sind Grundwissenschaften vom Grundsatz her interdisziplinär angelegt. Beim Blick auf das Objekt müssen über die eigene grundwissenschaftliche Expertise hinaus verschiedene Fachdisziplinen abgefragt und zusammengeführt werden, z. B. bei einer illuminierten deutschsprachigen Urkunde Geschichtswissenschaften, germanistische Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte.

Grundwissenschaften sind als kleines Fach traditionell international angelegt und benötigen den internationalen Austausch existentiell, z. B. um paläographische Sonderentwicklungen oder materialkundliche Spezifika in bestimmten Regionen zu bestimmten Zeiten zu erfragen, aber auch, weil die Objekte international verstreut sind und Vor-Ort-Kenntnisse entscheidend zum angemessenen Verständnis beitragen.

Aufgrund ihrer Ausrichtung auf die materiellen Objekte sind Grundwissenschaften wie beispielsweise auch die Archäologie weit über die wissenschaftliche Community hinaus anschlussfähig: Objekte sind mit einem sinnlichen Reiz verbunden, Laien (aber nicht nur sie) sind daher fasziniert von alten Objekten und verlangen nach Erklärungen und nach der Erzählung von Geschichten.

22 Vgl. <https://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2866> (Zugriff: 11.02.2021). In der Nachfolge entstand die Publikation: Rüdiger Hohls, Claudia Prinz u. Eva Schlottheuber (Hgg.), *Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung*, Berlin 2016, DOI: 10.18452/18771 (Zugriff: 11.02.2021).

Literaturverzeichnis

- Berschin, Walter:** Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters (Mittellatein). Hrsg. v. Tino Licht. 2. überarb. Aufl. Heidelberg 2019.
- Harlfinger, Dieter (Hg.):** Griechische Kodikologie und Textüberlieferung. Darmstadt 1980.
- Hohls, Rüdiger, Claudia Prinz u. Eva Schlotheuber (Hgg.):** Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung. Berlin 2016, DOI: 10.18452/18771 (Zugriff: 11.02.2021).
- Löser, Freimut:** Überlieferungsgeschichte schreiben. In: Dorothea Klein, Horst Brunner u. Freimut Löser (Hgg.), Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma. Wiesbaden 2016, S. 1–20.
- Mackert, Christoph:** Die Arbeitsgruppe der deutschen Handschriftenzentren – Servicezentren für Handschriftenerschließung und -digitalisierung. In: o-bib 2/1 (2015), S. 1–14.
- Rohr, Christian:** Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung (UTB 3755). Köln, Weimar, Wien 2015.
- Rückert, Peter u. a.:** Ochsenkopf und Meerjungfrau. Papiergeschichte und Wasserzeichen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. 3. erw. Aufl. Tübingen 2009.
- Scharer, Anton, Georg Scheibelreiter und Andreas Schwarzc (Hgg.):** ‚Oldenbourg Historische Hilfswissenschaften‘. Wien, München 2005 ff.
- Schneider, Karin:** Gotische Schriften in deutscher Sprache. 2 Bde. Wiesbaden 1987/2009
- Schneider, Karin:** Handschriftenkunde und Paläographie für Germanisten. Eine Einführung. Wiesbaden ¹1999, ³2014.


Islamwissenschaft

Das Fach Islamwissenschaft findet sich an 20 Hochschulstandorten mit ca. 40 Professuren, davon arbeiten ca. 10 hauptsächlich mediävistisch, wobei Abgrenzungen nicht einfach sind, da das Fach nicht nach Perioden, sondern eher nach Arbeitssprachen oder Thematiken aufgefächert ist. Professuren bearbeiten daher meist mehr als nur ein Schwerpunktthema, diese unterschiedlichen Interessenschwerpunkte können auch in verschiedenen Epochen liegen. Das Fach ist hinsichtlich des Epochenzuschnitts eher vertikal als horizontal organisiert.¹

Das bedeutet, dass unter Islamwissenschaft auch die zeitgenössische arabische Literatur, islamische Kunstgeschichte oder die Geschichte des Osmanischen Reiches etc. fallen kann, also auch Themen, die keinen Bezug zur Religion des Islams aufweisen. In diesem Sinne wird im Begriff Islamwissenschaft ‚Islam‘ eher kulturwissenschaftlich aufgefasst.

Bis vor ca. 30 Jahren hieß die Oberbezeichnung des Faches in Deutschland meist Orientalistik. Als Edward SAID mit seinem Buch ‚Orientalism‘ im Jahre 1978 die postkolonialen Studien mitbegründete, geriet das Fach ‚Oriental Studies‘ in das Zentrum einer Kritik, die Orientalisten – nicht zu Unrecht – vorwarf, den westlichen Kolonialherren als willige Experten gedient und ein

Kontakt

Prof. Dr. Albrecht Fuess,
Philipps-Universität Marburg,
Centrum für Nah- und Mittelost-
Studien, Fachgebiet Islamwissenschaft,
Deutschhausstraße 12,
D-35032 Marburg,
albrecht.fuess@staff.uni-marburg.de
 <https://orcid.org/0000-0001-5981-3506>

¹ Vgl. für mehr Details: https://www.kleinefaecher.de/kartierung/kleine-faecher-von-a-z.html?tx_dmdb_monitoring (Zugriff: 11.02.2021).

ziemlich undifferenziertes Bild eines Orients entworfen zu haben, den es vom Westen her zu zivilisieren galt.

Als Ergebnis einer längeren und intensiv geführten Debatte setzte sich dann zunehmend ‚Islamwissenschaft‘ (Islamic Studies) als Oberbegriff für ein sehr heterogenes Fach durch. Im Unterschied zur anglophonen Wissenschaft, in der Spezialisten zur Region des Nahen und Mittleren Ostens in vielen Instituten in die Fachdisziplinen, nämlich Geschichte und Religionswissenschaft, eingeordnet wurden oder größere Zentren entstanden, blieben in Deutschland kleinere Institute mit zwei oder drei Professuren die Regel.

In der Lehre deckt das Fach idealerweise alle islam- und ‚orientbezogenen‘ Thematiken vom 7. Jahrhundert bis zur Gegenwart ab. Inhaltlich hat es eine Bewegung von eher sprachwissenschaftlichen und historischen Thematiken hin zu Fragen der Gegenwart wie Terrorismus und Migration hinter sich.

Durch die Abschaffung der Magisterstudiengänge sind klassische Kombinationen wie Islamwissenschaft und Geschichte schwieriger zu belegen, was den Gegenwartstrend des Faches verstärkt hat. Zusätzlich hat die Einführung Islamischer Theologie an sechs Hochschulstandorten mit ca. 25 Professuren dazu geführt, dass das Fach in seiner Kernkompetenz, d. h. dem Islam und damit verbundenen Fragen, einer neuen Konkurrenz ausgesetzt ist, die im Gegensatz zur Islamwissenschaft auch Aussichten auf das Lehramt bietet.

Positiv ist zu vermerken, dass es in der Geschichte zunehmend Mediävist*innen gibt, die zu islamischer Geschichte arbeiten, etwa in Konstanz und Frankfurt. In Mainz findet sich auch eine Byzantinistik mit diesem Schwerpunkt.

Die Islamwissenschaft verfügt an den Hochschulstandorten über eigenständige BA- und MA-Studiengänge, die ca. 30 Anfänger*innen im Jahr im BA und ca. 5 Anfänger*innen im MA aufweisen. Hauptschwerpunkt der BA-Studiengänge ist das Erlernen des Arabischen, Persischen und/oder Türkischen sowie eine fachliche Einführung, die dann im Master mit Hilfe von Quellenlektürekursen vertieft wird.

Die größte Fachgesellschaft ist traditionell die 1845 gegründete ‚Deutsche Morgenländische Gesellschaft‘ (DMG), die seit der Wiedervereinigung wieder in Halle angesiedelt ist. Als Alternativangebot für gegenwartsbezogene Fragestellungen nahm 1993 die ‚Deutsche Arbeitsgemeinschaft Vorderer Orient‘ (DAVO) ihre Arbeit auf. Mittlerweile verschwimmen die alten Fronten zwischen Traditionalisten und Modernisten hier zusehends, und es existiert eine Kooperation zwischen den Verbänden; auch Doppelmitgliedschaften sind nicht selten.

Innerhalb des Faches findet eine rege Debattenkultur rund um kulturwissenschaftliche Fragestellungen statt, wie sie in Shahab AHMADS Ansatz: ‚What is Islam‘ (2016) und Thomas BAUERS ‚Kultur der Ambiguität‘ (2011) entworfen werden. Dieser hat mit seinem Buch ‚Warum es kein islamisches Mittelalter gab‘ (2018) die Debatte über den Begriff des Mittelalters wieder verstärkt in der Islamwissenschaft befeuert. Der Begriff ist wegen seiner eurozentrischen Herkunft sehr umstritten, aber aus meiner persönlichen

Sicht eingeführt, man kann ihn erklären, überdies wird er auch in Lehre und Forschung in der islamischen Welt verwendet. Alternative Begrifflichkeiten, die bisher vorgeschlagen wurden, sind wenig überzeugend. Man könnte ganz neutral Zählungen von Jahrhunderten oder islamische Dynastien als Epochenangaben nutzen. Ich persönlich halte dies aber nicht für eine Hauptbaustelle des Fachs.

Neu in das Fach sind sozialwissenschaftliche Methoden für die Feldforschung hineingekommen, die das Erlernen von quantitativen und qualitativen Methoden bedingen. Wie bei anderen Fächern der Mediävistik spielen die Digital Humanities eine immer größere Rolle, können aber gerade in Krisenregionen auch zur Bewahrung des materiellen kulturellen Erbes oder in der Handschriftenkunde eingesetzt werden.

Trotz zuletzt niedriger Studierendenzahlen gingen Kürzungen am Fach bisher vorbei. Obwohl der Islamwissenschaft gesellschaftspolitische Relevanz unterstellt wird, hört man dennoch zu selten auf Fachvertreter*innen. Die größte Herausforderung wird es sein, das Fach zusammenzuhalten, da die größeren Fächer (vor allem die Politikwissenschaft) die Untersuchungsregion vereinnahmen möchten und an einigen Standorten darauf drängen, die Sprachausbildung zugunsten einer stärkeren Methodenfixierung zurückzufahren. Hier hängt der klassischen Islamwissenschaft immer noch das Vorurteil nach, zu philologisch und zu wenig auf die Moderne ausgerichtet zu sein. Außerdem wirkt sich die Konkurrenz der neuen deutschen Islamischen Theologie aus. Zwei Szenarien könnten daraus folgen: 1) Die Islamwissenschaft erfindet sich neu und weist nach, dass gerade die Vielfalt des Faches ihre Stärke ist, oder 2) sie wird als Teilfach in Hauptfächer integriert: Geschichte, Religionswissenschaft etc. Erstrebenswert wäre es auch, wenn die Islamwissenschaft einen Fuß in die Lehrerausbildung bekäme; dies müsste eigentlich in Geschichte und Sozialkunde sehr relevant sein, denn so könnte man auch migrantischen Schüler*innen zu einem stärkeren Selbstbewusstsein verhelfen.

An aktuellen Themen mangelt es der Islamwissenschaft nicht; auch eine mediävistisch arbeitende Professur muss sich mit den Spannungen im Nahen Osten, Flüchtlingsfragen, Migration, Genderfragen und Integration in Forschung und Lehre auseinandersetzen. Für die Islamwissenschaft stellt sich die augenblickliche Popularität des Themas Islam als zweischneidig dar. Einerseits werden Projekte besser gefördert, aber es erfolgt auch eine von außen herangetragene Engführung auf die Themen Krieg, Terror und Migration. So wurden Projekte des BMBF zu Migration oft mit einem Hinweis auf die Religionszugehörigkeit von Einwanderern versehen, die damit auch zu bearbeiten sei. Themen wie Radikalisierung und De-Radikalisierungsprojekte im Hinblick auf Salafisten und den sogenannten Islamischen Staat können auch eher auf den politischen Willen zur Finanzierung bauen als die Erforschung der mamlukischen Kunst des Mittelalters. Bezeichnend für den Anfang dieser Entwicklung mag die Stellenausschreibung sein, mit der das Auswärtige Amt kurz nach dem 11. September 2001 nach ‚Islamwissenschaftlern und/oder Terrorexperten‘ als Referenten suchte. Thematiken, die hierzu keine Verbindungen herstellen können, werden oft schwieriger finanziert. Fairerweise sollte man aber auch anmerken, dass das öffentliche Interesse am Islam insgesamt die

Ausstattung des Faches deutschlandweit deutlich verbessert hat, sowohl was Stellen als auch was die materielle Infrastruktur betrifft.

Das Fach bietet Absolvent*innen momentan auch eine sehr gute Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt, selbst für Studierende mit mediävistischem Schwerpunkt. Die Masterabsolvent*innen der letzten Jahre sind alle untergekommen, zumeist in öffentlichen Behörden mit Schwerpunkt in Migration und auf Integrationsthemen. Auch die Zunahme an Doktorandenstellen etwa durch Großprojekte bietet Chancen. Das Fach unterliegt aber auch externen Entwicklungen, auf die es keinen Einfluss hat. So hat der Arabische Frühling die Studierendenzahlen deutlich ansteigen lassen, aber die aktuellen Krisen führten genauso schnell wieder zu einem Einbruch, was zu der paradoxen Situation führt, dass die Karriereaussichten deutlich besser sind als früher, wir aber trotzdem weniger junge Leute ausbilden.

Größere europäische Verbände wären für das Fach eine Chance, eine europaweite Perspektive und Relevanz zu entwickeln und auch Nachwuchs aus ganz Europa anzuziehen. An den Universitäten finden sich enge Kooperationspartner in weiteren Fächern des Spektrums wie der Semitistik, Arabistik, Turkologie etc., die an manchen Standorten aber auch Teil der Islamwissenschaft sind. Oft kooperiert man auch mit der Geschichts- und Religionswissenschaft, die ähnlich quellenorientiert arbeiten.

Für viele Vertreter der Islamwissenschaft droht Konkurrenz von der Islamischen Theologie, aber meines Erachtens sollte man hier auf eine stärkere Zusammenarbeit setzen und durch Kooperationen gemeinsame Forschungsanträge auf den Weg bringen. Noch gibt es aber Vorbehalte gegenüber Theologien, die natürlich auch ihre Relevanz haben, würde man die Trennung zwischen Staat und Kirche nicht so handhaben wie in Deutschland. Daher eben der Aufruf, hier nicht auf Abgrenzung zu setzen, zumal die Islamischen Theologien das Fach bereits jetzt hinsichtlich Herkunft, Geschlecht und sozialer Klasse diversifizieren.

Problematischer ist das Zusammenspiel mit Politik- und Sozialwissenschaften, da diese für die Erforschung der Region des Nahen und Mittleren Ostens den Methodenanteil so stark erhöhen möchten, dass für die Islamwissenschaft der Sprachanteil und die vor Ort gelebte Regionalkenntnis zu kurz kommen. Ein Nachteil ist aus Sicht der Islamwissenschaft die Fokussierung auf die Gegenwart, die gerade zur Beschreibung der politischen Verhältnisse, aber auch vorhandener kulturell bedingter Denkstrukturen zu kurz greift. Dennoch böte sich ein großes Potential vor allem für eine sozial- und politikwissenschaftlich arbeitende Islamwissenschaft oder eine islamwissenschaftlich arbeitende Politik- oder Sozialwissenschaft, wenn die Balance in der Ausbildung stimmt und beide Seiten hier gleichberechtigt agieren würden.

Solche Prozesse ließen sich beispielsweise in gemeinsamen Verbundforschungsprojekten erproben, denn wegen der geringen Größe des Fachs stellt es sich als schwierig dar, Verbundforschung innerhalb der Islamwissenschaft auf die Beine zu stellen. Erfolgreiche interdisziplinäre Verbände mit maßgeblicher Beteiligung der Islamwissenschaft im mediävistischen Bereich finden sich beispielweise beim Exzellenzcluster ‚Bonn

Center for Dependency and Slavery Studies' (BCDSS). Auch in Münster werden im dortigen Exzellenzcluster ‚Religion und Politik‘ und im Leibniz-Projekt ‚Arabische Literatur und Rhetorik Elfhundert bis Achtzehnhundert‘ (ALEA) mediävistische Themen untersucht. Das DFG-Schwerpunktprojekt 1981 ‚Transottomanica: Osteuropäisch-osmanisch-persische Mobilitätsdynamiken‘ (Leipzig, Marburg, Bonn) bringt Osteuropa-Historiker*innen und Islamwissenschaftler*innen zusammen und kompensiert die Tatsache, dass man in kleinen Fächern nur schwer einen eigenen SFB aufbauen kann. Es setzt im Spätmittelalter an und schaut bis zur Moderne.

Am Übergangsbereich Spätantike / Frühes Mittelalter angesiedelt ist die DFG-Kolleg-Forschergruppe ‚Romanization and Islamization in Late Antiquity – Transcultural Processes on the Iberian Peninsula and in North Africa‘ der Universität Hamburg, die vom Zusammenwirken der Alten Geschichte und der Islamwissenschaft getragen wird. Auch im internationalen Zusammenspiel spielen Verbünde eine Rolle, da mittlerweile die Mehrzahl der Publikationen im Fach auf Englisch erfolgt. Marburg, Berlin und Hamburg sind hier am europäischen International Training Network Verbundprojekt der EU ‚Mediating Islam in the Digital Age‘ beteiligt, das auch Aspekte mediävistischer Forschung beinhaltet. Wegen der aktuellen Relevanz des Islamthemas werden Islamwissenschaftler*innen zunehmend gefragt, sich mit Einzelprojekten an Verbänden zu beteiligen. Die vorhandene Personaldecke reicht hier aber nicht aus, um sich überall beteiligen zu können.

Deutlich weiter ausbauen sollte man die Kooperation mit Kolleg*innen und Institutionen in der Region des Nahen und Mittleren Ostens. Doch ist dies aufgrund der vor Ort herrschenden autokratischen Strukturen und Krisen mühsam, aber der Kontakt sollte im gesellschaftspolitischen Interesse unbedingt ausgebaut werden. Man könnte hier internationale Kolleg*innen gezielt ansprechen. Eine weitere Möglichkeit wäre es, bei den Symposien des Mediävistenverbandes internationale Blöcke einzurichten und gezielt Kolleg*innen aus verschiedenen Regionen einzuladen, sich an Panels zu beteiligen. Dies könnte im Wechsel erfolgen, einmal arabische, einmal chinesische Partner etc. Potentiale zum Ausbau von Partnerschaften innerhalb der Mediävistik bieten sich für die Islamwissenschaft wegen ihres breit aufgefächerten Themenspektrums viele. Beispielsweise könnte man intensiver mit der Musik- und Kunstwissenschaft kooperieren, aber auch die Archäologie böte sich an. Vielerorts in der islamischen Welt finden Grabungen statt, aber dem Fach fehlen die Spezialisten, um die Ergebnisse, die die islamische Periode betreffen, gut einordnen zu können. Regional böten sich noch weitere Kooperationen mit den Regionalwissenschaften etwa zu Zentralasien und Indien an. Aber auch die Romanistik könnte zu Fragen des Maghrebs, Andalusiens oder der islamischen Epoche Süditaliens ein Partner sein.

Die Relevanz mediävistischer Forschung innerhalb der Islamwissenschaft ergibt sich daraus, das Verständnis heutiger Konflikte zwischen Kulturen und Religionen, die oft historisch und religiös begründet werden, besser einordnen zu können. Heutige Phänomene wie der Salafismus, aber auch das Unbehagen Europas mit seinen Muslim*innen,

erklären sich auch aus der Geschichte heraus. Mediävistisch arbeitende Kolleg*innen der Islamwissenschaft engagieren sich durch Diskussionen und Publikationen vermehrt in der Öffentlichkeit, aber ihre Anzahl ist begrenzt und ihre Botschaft oft unbequem für die Mehrheitsgesellschaft, die Probleme lieber bei ‚dem Islam‘ verortet als bei sich. Eine wissenschaftlich seriöse Beschreibung von Phänomenen konkurriert dann mit einer öffentlichen Meinung, die Schwarz-Weiß-Aussagen bevorzugt.

Um das öffentliche Bild islamischer Gesellschaften und von Muslim*innen in Deutschland auf eine ausgewogenere wissenschaftliche Basis zu stellen, wäre es sehr sinnvoll, die Islamwissenschaft an der Lehramtsausbildung in den Fächern Geschichte, Politikwissenschaft und Religionskunde zu beteiligen. Leider findet dies bisher nicht statt, und aus eigener Erfahrung muss ich sagen, dass man gerade von Lehrer*innen zuweilen krude Einschätzungen zum Islam und einem angeblichen patriarchalischen Gesellschaftsbild der eigenen Schüler hört, ohne dass das persönliche Gespräch mit diesen gesucht wurde. Auch in die Fortbildungsprozesse der Lehrer*innen ist die Islamwissenschaft nicht systematisch eingebunden, sondern wird nur punktuell dazu geholt. Hier könnte sich der Mediävistenverband noch stärker dafür einsetzen, dass außereuropäische Kulturen generell, aber eben auch die Herkunftsregionen hier lebender Migrant*innen eine größere Rolle in der Schule einnehmen.

Eine positive Entwicklung hat sich für die Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Islamwissenschaft ergeben, da sich die Bewilligungsquoten für Projekte mit Islambezug zum Beispiel bei der DFG, wo sie mit den Fächern Arabistik und Semitistik als Untergruppe 106-04 im Fachkollegium 106 (Sozial- und Kulturanthropologie, Außereuropäische Kulturen, Judaistik und Religionswissenschaft) angesiedelt ist – ohne statistische Genauigkeit beanspruchen zu wollen – verbessert haben oder einfach das Fach deutlich aktiver geworden ist, was Antragstellungen betrifft; beides wäre positiv zu werten, weil es mehr Stellen bedeutet. Die Dauerhaftigkeit dieser Stellen zu gewährleisten, stellt das Fach vor ähnliche Herausforderungen wie alle anderen mediävistisch arbeitenden Professuren, zumal die Zunahme an Drittmittelfinanzierungen noch nicht zu einem ähnlichen Aufwuchs an Professor*innenstellen geführt hat. Gezeigt hat sich aber, dass die Qualifikation über Sprach- und Auslandsaufenthalte, die die Islamwissenschaft vermittelt, auch öffentliche Arbeitgeber in den Ministerien und Migrationsämtern überzeugt hat, vermehrt Absolvent*innen des Faches einzustellen.

Im Beirat des Mediävistenverbandes ist die Islamwissenschaft momentan mit einer Position vertreten. Hinzu kommen weitere Mitglieder des Faches im Verband, so dass der Kontakt des Verbandes zum Fach gut gewährleistet ist. Schön wäre die Gewinnung weiterer studierender Mitglieder.

Literaturverzeichnis

Ahmads, Shahab: What is Islam. The Importance of Being Islamic. Princeton 2016.

Bauer, Thomas: Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams. Frankfurt a.M. 2011.

Bauer, Thomas: Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2018.

Said, Edward: Orientalism. New York 1978.

Jüdische Studien

Die mediävistische Forschung in den jüdischen Studien befasst sich mit allen Bereichen der jüdischen Kultur. Im deutschen Sprachraum ist das Fach Judaistik, bzw. Jüdische Studien, ein typisches ‚kleines Fach‘. Institute haben meist maximal zwei Professuren, in einigen Fällen gibt es sogar nur einen Lehrstuhl. Ausnahmen sind die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg mit insgesamt neun und die Universität Potsdam, wo es eine School of Jewish Theology mit sechs und ein Institut für Jüdische Studien mit vier (und zwei außerplanmäßigen) Professuren gibt. Der traditionell dominanteste Bereich der Judaistik ist das spätantike rabbinische Judentum. Relativ oft vertreten ist außerdem der Schwerpunkt ‚(post)emanzipatorisches Judentum‘, bzw. ‚jüdische Aufklärung‘. Nur in Potsdam und Heidelberg sind so gut wie alle Bereiche abgedeckt.

Einige der Professuren für rabbinisches Judentum befassen sich auch mit mediävistischen Themen. Es gibt allerdings so gut wie keine judaistischen Professuren mit einem erklärten Mittelalterschwerpunkt. Einen mediävistischen Fokus gibt es nur dann, wenn der bzw. die jeweilige Lehrstuhlinhaber*in mediävistische Forschung betreibt, was oft dem Zufall zu danken ist bzw. den Interessen einer Berufungskommission. Die derzeit existierenden Mittelalterschwerpunkte gruppieren sich je nach den Interessen und Methoden der Lehrstuhlinhaber*innen folgendermaßen:

Judaistische Forscher*innen mit dem *Schwerpunkt Philologie* befassen sich mit Textgeschichte, besonders der rabbinischen Literatur, oder mit liturgischer

Kontakt

Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel,
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Institut für Jüdische Studien,
Johannisstr. 1, D-48143 Münster,
kogman@uni-muenster.de

Dichtung. Einige Kolleg*innen in diesem Bereich beschäftigen sich mit der Herausgabe von Texteditionen. Dagmar BÖRNER-KLEIN in Düsseldorf hat einige mittelalterliche rabbinische Texte ediert. Elisabeth HOLLENDER in Frankfurt ist eine Expertin für liturgische Dichtung und Kommentare zu liturgischen Texten. Andreas LEHNARDT in Mainz hatte ursprünglich einen rabbinischen Schwerpunkt, beschäftigt sich jedoch seit einigen Jahren mit der sogenannten ‚Genizat Europa‘, einem internationalen Projekt, das hebräische Fragmente in nicht-jüdischen Bucheinbänden lokalisiert, identifiziert und ediert. Ronny VOLLANDT in München befasst sich mit Texten aus dem arabisch-islamischen Raum, ein momentan im deutschen Sprachraum nur selten verfolgter Schwerpunkt.

Schwerpunkt Philosophie und Wissenschaftsgeschichte: Seit der Gründung des Instituts für Judaistik in Köln war dies ein Schwerpunkt beider dort angesiedelter Lehrstühle. Beide Professuren sind allerdings seit Jahren vakant. Ein 2015 durchgeführtes Bewerbungsverfahren endete ohne Ruf, und erst kürzlich erfolgte wieder eine neue Ausschreibung. Solche Situationen zu verhindern, wäre eine Herausforderung, da durch diese Entwicklung nicht nur allgemein die judaistische Forschung in Mitleidenschaft gezogen, sondern insbesondere die mediävistische Judaistik im deutschen Sprachraum einen tiefen Einschnitt erleiden würde. Weitere Professuren mit Schwerpunkt Philosophie (aber nicht unbedingt einem ausschließlichen Fokus auf das Mittelalter) gibt es in Hamburg (Giuseppe VELTRI, Juniorprofessur Rachel HALIVA), an der FU Berlin (Lukas MÜHLETHALER), und in Halle (Ottfried FRAISSE). Zu erwähnen ist auch eine am Thomas-Institut der Philosophischen Fakultät in Köln („mittelalterliche Philosophie“) angesiedelte Professur für arabische und jüdische Philosophie des Mittelalters (David WIRMER).

Schwerpunkt Bibel und Bibelexegese: Dieser Interessensbereich wird in erster Linie von Hanna LISS an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg vertreten. Bis zu seiner Emeritierung war auch Stefan SCHREINER in Tübingen zu diesem Thema tätig. Bibelexegese (die im Mittelalter eine besonders große Rolle spielte) wird oft im Rahmen von Lehrstühlen für Bibel gepflegt, wobei aber immer die Bibel selbst zunächst im Mittelpunkt steht, die Exegese mitunter als Zweitinteresse mitläuft.

Der *Schwerpunkt Jüdische Geschichte im Mittelalter* scheint sich momentan in einer schwierigen Übergangsphase zu befinden. Angesichts der starken Dominanz der Philologie spielte die jüdische Geschichte in der Judaistik lange eine zweitrangige Rolle. Historiker*innen nahmen sich immer wieder jüdischer Themen an, definierten sich aber nie ausschließlich als Historiker*innen des Judentums bzw. hatten, mangels ausreichender Sprachkenntnisse, nur eingeschränkt Zugang zu jüdischen Quellen. Gearbeitet wurde vielfach mit nicht-jüdischen Quellen, die über die Situation der Juden Aufschluss geben. Ausnahmen sind Michael BROCKE (emer., Düsseldorf), der mit Übernahme der Leitung des Steinheim-Institutes in Essen eine historische Richtung einnahm, und Alfred HAVERKAMP in Trier. HAVERKAMP, der im Mai 2021 verstarb, war ein Mittelalterhistoriker, der 1996 das Arye Maimon-Institut an der Universität Trier gründete, dort zahlreiche Historiker*innen mit Schwerpunkt in jüdischer Geschichte ausbildete und in verschiedenen Drittmittelprojekten einen großen Stab wissenschaftlicher

Mitarbeiter*innen beschäftigte. Seit der Emeritierung HAVERKAMPS hat die Trierer Professur keinen Schwerpunkt Judentum mehr. Für die Leitung des Steinheim-Instituts hingegen wurde eine Professur geschaffen, die kürzlich mit Lucia RASPE mit einem Frühneuzeitsschwerpunkt besetzt werden konnte. Hier ist zu hoffen, dass mittelalterliche jüdische Geschichte am Institut weiterhin intensiv betrieben wird. In München gibt es eine Professur für jüdische mittelalterliche Geschichte, die am Historischen Seminar angesiedelt ist (Eva HAVERKAMP-ROTT mit breitem judaistischem Hintergrund; an der LMU gibt es keine Jüdischen Studien, sondern jüdische Themen werden in anderen Disziplinen vertreten). In Heidelberg gibt es eine Professur für die Geschichte des Europäischen Judentums, deren momentaner Inhaber sich u. a. mit dem Übergang von der Antike zum Mittelalter beschäftigt (Johannes HEIL, ehemaliger Vizepräsident des Mediävistenverbandes). Am Institut für Judaistik der Universität Wien gibt es eine außerordentliche Professur für mittelalterliche Geschichte (Ursula RAGACS).

Schwerpunkt Kulturgeschichte: In vielfacher Weise befassen sich alle genannten Professuren mit verschiedenen Aspekten der jüdischen Kultur. Drei Professuren allerdings haben einen deklarierten Schwerpunkt Kulturgeschichte, erweitern damit den Interessenshorizont und verpflichten sich auch in einem gewissen Maß zu Methoden der Kulturwissenschaften. Zu diesen gehört meine eigene, 2015 eingerichtete Professur an der Universität Münster mit den Schwerpunkten Buchgeschichte, Kunstgeschichte und materiale Kultur. Gerhard LANGER in Wien, als Philologe der antiken und mittelalterlichen Rabbistik ausgebildet, gründete später an der Universität Salzburg ein Institut mit erklärt kulturwissenschaftlicher Ausrichtung. Nach LANGERS Übersiedlung nach Wien besteht in Salzburg jetzt kein Mittelaltersschwerpunkt mehr. Ein derzeit unbesetzter Lehrstuhl für jüdische Kultur und Literatur besteht an der Universität Greifswald, der bis 2019 von einem Mediävisten besetzt war (Daniel STEIN-KOKIN).

Eine Herausforderung besteht darin, dass keine dieser Professuren eine erklärt mittelalterliche Denomination hat und damit die Existenz von mediävistischen Schwerpunkten dem Zufall überlassen ist, mit Ausnahme der Professur für mittelalterliche jüdische Geschichte in München. Die Schwerpunkte Philologie und Philosophie sind dominant; Bibelexegese, Geschichte und Kulturgeschichte sind unterrepräsentiert. Angesichts der reichen jüdischen Geschichte im mittelalterlichen Deutschland stellt die Förderung dieses Bereichs, der *de facto* erst mit der Aktivität Alfred HAVERKAMPS etabliert werden konnte, eine besondere Herausforderung dar, die unbedingt wahrgenommen werden sollte. Eine nähere Anbindung der mediävistischen Judaistik an den Mediävistenverband wäre förderlich. Von mediävistischer Perspektive aus sollte die ununterbrochene Präsenz jüdischen Lebens in Deutschland im Mittelpunkt stehen, auch und besonders, wenn es um die Bewältigung der jüngeren Vergangenheit, der Geschichte des Dritten Reiches und der Shoah, geht.

Das Fach kann sich gut in Verbundprojekte einbringen. Kooperationspartner ergeben sich relativ natürlich in den Islamwissenschaften. Bis in die 1980er Jahre haben viele Studierende mit Interessen an semitischen Sprachen und Philologien diese beiden

Fächer studiert. Einige Forscher*innen haben sich damals mit Themen beschäftigt, für die eine solche Kombination relevant war. Als philologische Schwerpunkte im Mittelpunkt standen, war es natürlich, die Fächer zu kombinieren und eine Expertise in Arabisch und Hebräisch zu entwickeln. Wo es um Religions- und Kulturgeschichte geht, ist diese Kombination allerdings weniger üblich, und während der letzten 30 bis 40 Jahre ist sie in der Forschung sichtbar zurückgegangen (eine Ausnahme war die Arbeit Gerrit Bos' in Köln, der inzwischen emeritiert ist). Momentan beschäftigt sich in Deutschland Ronny VOLLANDT (München) mit der islamisch-jüdischen Kontaktzone. In den USA ist die Kombination Jüdische und Islamische Studien allerdings immer noch beliebt und besonders für Mittelalterstudien relevant. Sowohl für die Erforschung der arabischen Dokumente (in hebräischer Schrift) der im 19. Jahrhundert entdeckten Genizah von Kairo als auch für die Wissenschaftsgeschichte ist die Verknüpfung von arabischen und hebräischen Sprachkenntnissen unumgänglich. Sowohl die Genizahforschung als auch die Wissenschaftsgeschichte wird in Deutschland im Moment nur selten praktiziert. Wie aus jüngeren Entwicklungen beobachtet werden kann, könnte diese Richtung ausgebaut werden: An der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster wurde 2018 erstmalig ein neuer Zwei-Fach-Bachelorstudiengang angeboten. Der von Studierenden bisher am häufigsten gewählte Zweitstudiengang ist Arabistik/Islamwissenschaften. Es ist allerdings zu früh, von einem allgemein sichtbaren Trend zu sprechen.

Andere Kombinationsmöglichkeiten bestehen mit den christlichen Theologien. Besonders im Bereich Antike gibt es zahlreiche Anknüpfungspunkte. Zahlreiche Theolog*innen in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben einen judaistischen Hintergrund. Ein drittes Kooperationsfeld ist die Geschichte. Hier hat Alfred HAVERKAMP in Trier bis zu seiner Emeritierung viel geleistet; eine besondere Herausforderung besteht darin, diese Errungenschaften zu einer fruchtbaren Fortsetzung zu führen. Die Geschichte der mittelalterlichen jüdischen Gemeinden in Deutschland ist besonders reich, und ihre Erforschung sollte einen Mittelpunkt der judaistischen Aktivitäten bilden. Ein Aufschwung erfolgt nunmehr mit der Bearbeitung der archäologischen Funde, die während der letzten Jahre in Köln gemacht wurden, und durch die Einrichtung eines Bereichs zur jüdischen Geschichte in der Kölner archäologischen Zone.

Da die Präsenz der jüdischen Gesellschaften in Europa und dem Nahen Osten seit der römischen Antike ununterbrochen gegeben und in allen Lebensbereichen sichtbar ist, kann die Judaistik mit zahlreichen anderen Forschungsfeldern und Disziplinen verknüpft werden: mit Literatur, Philosophie, Anthropologie, Sozialgeschichte, Genderforschung u. a. m.

In der Verbundforschung liegt großes Potential. Im Exzellenzcluster ‚Religion und Politik‘ in Münster gibt es zahlreiche Verknüpfungen. Ein Beispiel ist ein Projekt, in dem jüdische und islamische Gesetzesentscheide im Vergleich behandelt werden. Ein judaistisches Projekt nimmt am Heidelberger SFB ‚Materiale Textkulturen‘ teil. Am Exzellenzcluster ‚Understanding Written Artefacts‘ in Hamburg sind ebenfalls Judaist*innen tätig.

Kleine Fächer können ohne intensivste internationale Verbindungen und Beziehungen nicht existieren. Darin mag auch einer der Gründe liegen, warum deutsche Judaist*innen den Mediävistenverband nur selten als Konferenzplattform beanspruchen. Um sich vor Isolation zu schützen, legen sie besonders viel Gewicht auf internationale Kongresse (World Union in Jerusalem, European Association of Jewish Studies, Mediävistenkongress in Leeds). Da das Fach jedoch in besonderem Maße multidisziplinär aufgestellt ist, gibt es zahlreiche Anknüpfungsgebiete mit Bereichen, die im Mediävistenverband vertreten sind. Vorzuschlagen wäre, mediävistische Judaist*innen auf dem nächsten Symposium zu einem Arbeitstreffen mit Vertretern des Beirats einzuladen (Round Table), um Anknüpfungspunkte zu diskutieren. Mediävistische Judaist*innen können nämlich nur dann in den Verband eingebunden werden, wenn immer jeweils eine größere Gruppe am Symposium teilnimmt. Ein oder zwei in verschiedenen Sektionen verstreute Besucher*innen reichen nicht aus, um Prozesse in Gang zu bringen. Ein Gespräch dieser Art könnte herausarbeiten, wie der interdisziplinäre Charakter des Symposiums Judaist*innen anregen könnte.

Was die Nachwuchsförderung betrifft, so sind die Bedingungen sehr ähnlich wie in anderen Fächern, besonders den sogenannten ‚kleinen Fächern‘. Es gibt viele, zum Teil sehr begabte und ambitionierte Nachwuchsforscher. Die Stellenlage ist weitgehend von Drittmitteln abhängig und, was Professuren betrifft, ziemlich hoffnungslos. Der judaistische Nachwuchs interessiert sich gerne für Sommerschulen im Ausland. Wichtig wäre es aber vielleicht, nicht noch mehr Sommerschulen ins Leben zu rufen, sondern Stipendien einzurichten, die es Nachwuchsmitgliedern ermöglichen, an solchen Sommerschulen teilzunehmen.

Das Bewusstsein für die mediävistische Judaistik sollte gestärkt werden. Die klassischen Bereiche sind, wie erwähnt, das spätantike rabbinische Judentum und die jüdische Aufklärung bzw. die Geschichte der Juden in post-emanzipatorischer Zeit (19. und 20. Jahrhundert). Die Mittelalterforschung hingegen ist dem Zufall ausgesetzt. Die Einrichtung von erklärt mediävistischen Professuren in den Jüdischen Studien wäre eine Möglichkeit, wird jedoch angesichts der allgemein geringen Anzahl an Professuren wohl auf Widerstand der Universitäten stoßen (wenn eine Universität nur eine judaistische Professur hat, so kann man davon ausgehen, dass sie sich nicht auf das Mittelalter festlegen will). Hier könnten besonders Universitäten mit mehr als einer Professur angesprochen werden.

Kunstgeschichte

Die mediävistische Kunstgeschichte an deutschen Universitäten befindet sich in einem Dilemma: Einerseits ist sie durch Professuren und Forschungsprojekte sehr gut aufgestellt und präsent und andererseits in der Lehre vor die immer deutlicher werdende Herausforderung gestellt, ihre Sichtbarkeit und Attraktivität auch für die Zukunft zu gewährleisten. Für die Kunstgeschichte des Mittelalters muss man werben, denn sie ist – anders als im 20. Jahrhundert – nicht mehr ein Selbstläufer. Viele Studierende entscheiden sich für das Fach Kunstgeschichte, weil sie sich zunächst vor allem für die Kunst der Moderne und der Gegenwart interessieren, die an den aktuellen gesellschaftlichen Themen- und Fragestellungen näher dran zu sein scheint, als es für die Kunstgeschichte des Mittelalters auf den ersten Blick erkennbar ist.

Diese Situation, die in einem auffälligen Gegensatz zu der ungebrochenen Faszinationskraft steht, die die großen Mittelalter-Ausstellungen (ebenso wie populärwissenschaftliche Filme und Computerspiele) auf ein breites Publikum ausüben, gilt es, einer sorgfältigen Analyse zu unterziehen, um sie ins Produktive zu wenden. Insgesamt kann die universitäre Situation der Kunstgeschichte des Mittelalters – als Teil eines nach wie vor populären und nachgefragten Faches – als gut und in ihrem institutionellen Bestand als stabil bewertet werden. Denn auch wenn die Kunstgeschichte der Frühen Neuzeit und Moderne in den letzten 20 Jahren innerhalb von Forschung und Lehre einen immer größeren Stellenwert erhalten hat, bildet die Kunstgeschichte

Kontakt

Prof. Dr. Matthias Müller,
Johannes Gutenberg-Universität
Mainz, Institut für Kunstgeschichte
und Musikwissenschaft (IKM),
Abteilung Kunstgeschichte,
Jakob-Welder-Weg 12,
D-55128 Mainz,
mattmuel@uni-mainz.de
 <https://orcid.org/0000-0003-2736-0535>

**Prof. Dr. Harald Wolter-von
dem Knesebeck,** Universität Bonn,
Kunsthistorisches Institut,
Regina-Pacis-Weg 1, D-53113 Bonn,
hwolter@uni-bonn.de

des Mittelalters weiterhin eine tragende Säule des fachlichen Selbstverständnisses einer Disziplin, die der historischen Analyse ihrer Gegenstände eine zentrale Bedeutung beimisst. Von daher blieb die kunsthistorische Mediävistik bislang auch weitestgehend von der in anderen Fächern zu beobachtenden Versuchung verschont, mediävistische Professuren zugunsten ‚modernerer‘ Schwerpunktprofile umzuwidmen. So gibt es an den deutschen Universitäten derzeit 35 Professuren/Lehrstühle, zu deren Schwerpunkten die Kunst des Mittelalters gehört, darunter insgesamt 15 Professuren/Lehrstühle, die mit dieser spezifischen Denomination sogar explizit ausgewiesen werden.¹ Bei den anderen 20 Professuren/Lehrstühlen wird die Kunstgeschichte des Mittelalters als Teil der ‚Älteren und neueren Kunstgeschichte‘, der Architekturgeschichte oder allgemein der ‚Kunstgeschichte‘ unterrichtet.² Außerhalb der Universitäten, mit diesen aber durch Kooperationen eng verbunden, sind die beiden Max Planck-Institute für Kunstgeschichte in Florenz und Rom (Bibliotheca Hertziana) sowie das Deutsche Forum für Kunstgeschichte in Paris wichtige Forschungseinrichtungen zur Kunst des Mittelalters, wobei in Rom zusätzlich zur mediävistischen Ausrichtung einer von drei Direktorenstellen auch die Krautheimer-Gastprofessur mit ihrem mediävistischen Schwerpunkt erhalten werden konnte. Hinzu kommen bestimmte Institute im Verbund von Technischen oder Fachhochschulen, wie beispielsweise das Cologne Institute of Conservation Sciences/Institut für Restaurierungs- und Konservierungswissenschaft (CICS) der TH Köln oder die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (HTWK Leipzig), an denen aufgrund der Schwerpunktbildung auf dem Gebiet der Restaurierung, der Materialforschung oder der materiellen Kultur ein Interesse an der mittelalterlichen Kunst besteht (an der HTWK Leipzig wurde am Fachbereich Medien eine eigene Professur für Kunstgeschichte der Materiellen Kultur eingerichtet und mit einem Mediävisten besetzt). Dennoch ist künftig ein Verlust zu verbuchen, da die Professur an der Osnabrücker Universität trotz vielfältiger Proteste, auch vom Mediävistenverband, zusammen mit dem ganzen kunsthistorischen Institut 2023/24 aufgehoben wird. Diesen Verlust vermag auch das Institut für Kunstgeschichte der benachbarten Universität Münster nicht aufzufangen, dessen drei Professuren über keinen mediävistischen Schwerpunkt verfügen. Was die Altersstruktur betrifft, so findet in der mediävistischen Kunstgeschichte derzeit und in den kommenden Jahren ein erneuter Generationenumbruch statt, in dessen Zuge in den letzten Jahren bereits einige der Professuren/Lehrstühle neu besetzt werden konnten (so z. B. in Frankfurt a. M., Gießen, Heidelberg, Jena oder Tübingen).

1 Bamberg, HU Berlin, Bochum, Bonn, TU Dresden, Frankfurt a. M., Gießen, Göttingen, Heidelberg (2 Professuren), Jena, Köln, Mainz, München, Regensburg.

2 Aachen, FU Berlin, HU Berlin, TU Berlin, Dortmund, Düsseldorf (2 Professuren), Erlangen-Nürnberg, Freiburg, Greifswald, Halle, Hamburg, Kiel, Marburg, Osnabrück, Paderborn, Potsdam, Trier, Tübingen, Würzburg.

Da die Bachelor-Studiengänge im Fach Kunstgeschichte üblicherweise über einen Grundstock an Epochen-Modulen mit Vorlesungen, Seminaren und Übungen verfügen, ist die Kunstgeschichte des Mittelalters im Curriculum fest verankert. In der thematischen Struktur der Master-Studiengänge hingegen muss sie insgesamt offensiver vertreten werden, um auch in der Graduiertenausbildung weiterhin eine ihrer Bedeutung angemessene Präsenz zu behalten. Hinzu kommt ein Sprachproblem: Denn abgesehen von den scheinbar fern entrückten, vermeintlich in einem historischen Kokon eingesponnenen Gegenstandsbereichen einer mediävistischen Kunstgeschichte sind für viele Studierende auch die Lateinkenntnisse eine große Hürde. Von daher ist die Kunstgeschichte des Mittelalters vor allem an Universitäten, an denen die Anzahl von Seminarteilnehmer*innen und Abschlussarbeiten zum Kriterium für Denominationen werden, bei Neubesetzungen in ihrem Bestand durchaus bedroht. Hier müssen die Fachvertreter*innen aktiv gegensteuern und die Potentiale und Attraktionen der mediävistischen Kunstgeschichte offensiv in der Lehre sichtbar machen und auch in größere Masterstudiumsverbände etwa bei Mittelalterzentren einbringen. Ein aktuelles Beispiel hierfür ist der kürzlich gestartete neue Masterstudiengang ‚Mittelalter- und Frühneuzeitstudien‘ an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Denn auch die mediävistische Kunstgeschichte bietet eine Fülle an Möglichkeiten zur Herstellung von aktuellen Bezügen und spannenden, erkenntnisfördernden Querverbindungen gerade auch zur Kunstgeschichte der Moderne. Dabei soll die Mediävistik keinesfalls in eine dienende Funktion für die Moderne gedrängt werden – im Gegenteil! Denn bestimmte Phänomene der modernen Kunst können für die Studierenden als ‚Türöffner‘ für einen Zugang zu den Phänomenen der mittelalterlichen Kunst dienen. So wird für die Genese der modernen Kunst noch viel zu wenig berücksichtigt, wie sehr beispielsweise die Abstraktionsverfahren eines Pablo Picasso oder Paul Klee durch die reduzierte, abstrahierende Formensprache der romanischen Skulptur oder der romanischen wie gotischen Ornamentik inspiriert worden sind oder aber, wie sehr Mark Rothko seine transzendierenden Farbflächenbilder ganz wesentlich in der Auseinandersetzung mit den Bildwerken Giottos und ihrer Farbwirkung entwickelte. Ähnliches lässt sich auch für den Bereich der modernen und zeitgenössischen Architektur aufzeigen, bei der für Architekten des Neuen Bauens wie Walter Gropius und Le Corbusier über Architekten der Nachkriegsmoderne wie Louis Kahn oder Arne Jacobsen bis hin zu zeitgenössischen Architekten wie Mario Botta oder Peter Zumthor in unterschiedlicher Weise der bewusste Rekurs auf die romanische oder gotische Architektur nachgewiesen werden kann. Wenn solche und andere Bezüge und Querverbindungen zur älteren wie jüngeren Gegenwartskunst aufgezeigt werden, vermag die mediävistische Kunstgeschichte auch heute noch für die Studierenden eine große Faszination zu entfalten, ganz abgesehen davon, dass viele mittelalterliche Objekte und Bauwerke in ihrer künstlerischen, materiellen wie räumlichen Wirkung aus sich selbst heraus eine große Attraktivität besitzen. Diese lässt sich allerdings weniger im Seminarraum oder Hörsaal vermitteln als vielmehr vor den Originalen in den Museen und anhand

der gebauten Architektur in ihrem räumlichen Kontext, weshalb Museumsbesuche und Exkursionen zu den unverzichtbaren Lehrformaten gehören, die auch nicht durch digitale Angebote ersetzt werden können. Selbst der beste digitale 3D-Scan ist nicht in der Lage, die farbliche, räumliche, kompositorische oder materielle Gesamtwirkung des originalen Kunstwerks oder Bauwerks vollständig zu reproduzieren. Doch bietet sich hier bei entsprechender Abstraktion vom Original ein Potential in der Lehre, mit virtuellen Rekonstruktionen z. B. die heute in Museumssammlungen vereinzelt Objekte und Medien wieder zu kontextualisieren oder zerstörte Architekturen und ihre Innenräume zu rekonstruieren, was gerade den Studierenden eine über das Mittelalter hinausweisende Erkenntnismöglichkeit eröffnen kann. Und schließlich bietet die mediävistische Kunstgeschichte zahlreiche Möglichkeiten, aus einer historischen Perspektive am Diskurs aktueller wissenschaftlicher oder kultureller Fragestellungen teilzunehmen. Neben den engeren fachbezogenen, die nachstehend angeführt werden, gehören hierzu auch trans- bzw. interdisziplinär diskutierte Themen z. B. aus den Bereichen der Kulturtransfer- oder Genderforschung sowie der Queer Studies, der kulturwissenschaftlichen Stil- sowie Netzwerk- / Akteursanalyse oder der Neurowissenschaften.

Außerhalb der Universität, auf der Verbandsebene, besitzt die kunsthistorische Mediävistik wichtige Foren auf dem alle zwei Jahre stattfindenden ‚Deutschen Kunsthistorikertag‘, der durch den 1948 gegründeten Verband deutscher Kunsthistoriker e. V. ausgerichtet wird, sowie dem aufgrund der Pandemielage nun erst 2022 zum sechsten Mal ausgerichteten ‚Forum Kunst des Mittelalters‘, für das der 1908 gegründete Deutsche Verein für Kunstwissenschaft verantwortlich zeichnet, dessen ursprüngliche zentrale Aufgabe die planmäßige Aufnahme der Kunstdenkmäler umfasste. Das ‚Forum Kunst des Mittelalters‘ ist das erste große, regelmäßig stattfindende Symposium für die Kunstgeschichte des Mittelalters. Auf dem im Herbst 2022 in Frankfurt a. M. stattfindenden Forum, das dem Thema der „Sinne/Senses“ gewidmet ist, wird erstmals auch der Mediävistenverband mit einer eigenen, von Franz KÖRNDLE, Michael GRÜNBART, Matthias MÜLLER und Klaus OSCEMA organisierten Sektion vertreten sein.

Hinzu kommen zahlreiche Tagungen im Rahmen loser Verbände interessierter Wissenschaftler*innen oder auch der beiden Max Planck-Institute für Kunstgeschichte in Florenz und Rom (Bibliotheca Hertziana) und des Deutschen Forums für Kunstgeschichte in Paris sowie Ausstellungen und damit verbundene Tagungen großer und kleinerer Museen, die mittelalterbezogene Themen unter oft starkem Einbezug der Kunstgeschichte des Mittelalters (als vergleichsweise großem, z. B. im Mediävistenverband zahlenmäßig gleich hinter der Germanistik und Geschichte angesiedelten Fach) behandeln.

Im Fach gibt es ein starkes Bewusstsein dafür, dass die Kunstgeschichte des Mittelalters für die Etablierung des Fachs Kunstgeschichte als eigenständige akademische Disziplin einen herausragenden Stellenwert besaß. Von der Erschließung und Neubewertung der mittelalterlichen Bildkünste und Architektur gingen wichtige methodische Impulse aus (vgl. z. B. die Arbeiten von Günter BANDMANN, Hans BELTING, Dieter BLUME, Horst BREDEKAMP, Jeffrey HAMBURGER, Wolfgang KEMP, Renate KROOS, Klaus

KRÜGER, Hans-Joachim KUNST, Antje MIDDELDORF-KOSEGARTEN, Bruno REUDENBACH, Lieselotte E. SAURMA-JELTSCH, Willibald SAUERLÄNDER, Wolfgang SCHENKLUHN, Robert SUCKALE, Martin WARNKE, Dethard VON WINTERFELD), die teilweise noch bis heute wirken und innovatives Potential besitzen. Das trifft nicht zuletzt auf die Erweiterung des Gegenstandsbereichs der Kunstgeschichte hin zu einer Kunst- und Bildwissenschaft zu. Neben der Kunst, für die der seit der Renaissance entwickelte, auf die Analyse von Werken der Architektur, Malerei und Skulptur ausgerichtete Kunstbegriff von zentraler Bedeutung ist, erforscht die Kunstgeschichte auch populärkulturelle oder wissenschaftliche Bilder und Objekte. Das Progressive der Kunstgeschichte des Mittelalters, für die der Kunstbegriff angesichts der vielfältig funktionalen Objektkultur seit jeher ein Konstrukt war, wird nun deutlicher wahrgenommen. Eine zunehmende Fokussierung auf Fragen der Materialität von Bildern, Artefakten und Objekten teilt die Kunstgeschichte des Mittelalters nicht nur mit Forschungen zur modernen und zeitgenössischen Kunst, sondern auch mit der aktuellen Kunstproduktion, die der Sprache des Materials derzeit einen zentralen Stellenwert einräumt. Es gibt allerdings auch ein unterschwelliges Unbehagen, dass diese Art der Kunstgeschichte am Ende nichts mehr von der Kulturgeschichte unterscheidet – eine Sorge, die wiederum dazu herausfordert, neben dem Objekt- bzw. Werkbegriff auch die bereits im Mittelalter oszillierende Vorstellung von einer aus dem Alltag herausgehobenen Eigenwertigkeit der Kunst und die damit verbundene Wertschätzung der Künstlerinnen und Künstler ernst zu nehmen und zur Zweckgebundenheit der Kunst in ein angemessenes Verhältnis zu setzen.

Aktuelle Forschungsfelder der mediävistischen Kunstgeschichte umfassen Themen der kulturwissenschaftlichen Stil- sowie Netzwerk- / Akteursanalyse, der Objektforschung, der Performanz, der Erinnerungskultur sowie der Bedeutung der Emotions- und Neurowissenschaften für die Frage der emotionalen, neuronalen oder synästhetischen Wahrnehmung und Rezeption von Bildwerken und Architektur. Auch ist das Interesse der mittelalterlichen intellektuellen Eliten an den Bildkünsten und ihr Umgang mit diesen ein wichtiger neuerer Bereich der Kunstgeschichte des Mittelalters. Ein weiteres aktuelles, auch politisch relevantes Gebiet umfasst die Erforschung unterschiedlicher transkultureller Austauschprozesse, bei der globale Aspekte der mittelalterlichen Kunstproduktion in den Blick genommen und z.B. in Zusammenhang mit dem vernetzten Warenaustausch in Eurasien gebracht werden. Einzeluntersuchungen zur Kunst im lateinischen christlichen Europa beziehen zunehmend parallel verlaufende oder anders gerichtete Entwicklungen im islamischen, mediterranen, baltischen oder asiatischen Raum mit ein.

Eine Vision und Hoffnung besteht darin, dass es der Kunstgeschichte des Mittelalters gelingt, zugleich konservativ und progressiv zu sein, d.h. ihren traditionellen Gegenstandsbereich und die damit verbundenen Fragen zu bewahren und sich zugleich Neuem zu öffnen. Wichtig wären auch stärkere innerfachliche, überraschende Kooperationen der Kunstgeschichte des Mittelalters mit derjenigen der modernen und zeitgenössischen Kunst (siehe hierzu auch oben), genauso wie – außerfachlich – mit den

Technik-, Material- und Ingenieurwissenschaften sowie den Neurowissenschaften auf dem Gebiet der Objektkultur und Architektur.

Im Zeitalter der digitalen Medien steht die Kunstgeschichte generell vor einer zweifachen Herausforderung: Einerseits muss sie im digitalen Raum auf ihre Schätze und die damit verbundenen Fragen hinweisen, andererseits davon überzeugen, dass die Betrachtung des Objekts im Original unverzichtbar für die künstlerisch-ästhetische, die räumlich-materielle sowie die haptische Erfahrung ist und selbst durch den besten 3D-Scan nicht ersetzt werden kann (siehe hierzu auch weiter oben). Allerdings können etwa wie erwähnt virtuelle, digital rekonstruierte Räume und ihre von und mit den Studierenden – im Sinne einer kollaborativen Nutzung digitaler Möglichkeiten – betriebene ‚Bespielung‘ mit Bildern und Ausstattungsobjekten sowie sich wandelnden Situationen und performativen Vorgängen sehr gut der Vereinzelung der Objekte aus ihren jeweiligen Kontexten entgegenwirken. Ein solcher Einsatz digitaler Medien wird derzeit fächerübergreifend in Bonn mit der virtuellen, digitalen Wiedergewinnung historischer liturgischer Räume geplant, wobei auch der (nicht nur) für viele Studierende schwierigen Erreichbarkeit vieler realer Orte und Räume entgegengewirkt werden soll. Ähnliches gilt auch im Bereich der Buchmalerei für die Faksimilierung, die vor allem auf ein Sammlerpublikum zielt, deren selten in den Institutsbibliotheken in reichlicher Zahl vorhandenen Exemplare (FU Berlin: Stiftung der Faksimilesammlung von Detlef Michael NOACK, Bonn: Stiftung der Faksimilesammlung von Hubert WILLKOMM) aber ganz ausgezeichnet in der Lehre einsetzbar sind.

Ausgehend von dem oft produktive Auseinandersetzung initiierenden ‚Fremdeln‘ mancher Studierenden gegenüber den – auf den ersten Blick – der eigenen Gegenwart weit entrückten mittelalterlichen Objekten stellt sich die Frage, ob nicht auch das ‚Eigene‘ viel stärker als Fremdes aufgefasst werden sollte. In einer solchen Sichtweise liegt auch ein Potential für die in einer zunehmend kirchenfernen bzw. kulturell-religiös immer diverseren (Migrations-)Gesellschaft nicht immer einfache Hinführung zu einer produktiven Auseinandersetzung mit der christlichen Fundierung und Einbettung wesentlicher Bereiche mittelalterlicher Kunst. Dieser Bereich erschließt sich vielen Studierenden immer weniger selbstverständlich, was teilweise auch für die Auseinandersetzung mit liturgischen Zusammenhängen und Topographien gilt, deren Rezeption auf Unsicherheit und sogar Vorbehalte trifft. Hier gilt es – letztlich ähnlich wie für weite Bereiche der Kunst der Frühen Neuzeit – eine besondere Sensibilität zu entwickeln und – unabhängig von der persönlichen Weltanschauung oder Konfession – ein kritisch-konstruktives, historisch reflektierendes wissenschaftliches Verständnis von den christlichen, häufig kirchlich gebundenen Gegenständen der mediävistischen Kunstgeschichte zu vermitteln.

Wichtiger fachinterner Kooperationspartner ist neben den Forschungsinstituten/Max-Planck-Instituten in Florenz und Rom und dem Deutschen Forum für Kunstgeschichte in Paris (siehe oben) auch das Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. Hier ist die Kunstgeschichte des Mittelalters jeweils gut vertreten. Noch eine ganze Weile

wird an den beiden Arbeitsstellen des ‚Corpus Vitrearum Medii Aevi‘ in Freiburg i. Br. und Potsdam zur mittelalterlichen Glasmalerei geforscht. Weitere Akademieprojekte mit kunsthistorischen Anteilen sind etwa dasjenige der Göttinger Akademie der Wissenschaften zu ‚Residenzstädten im Alten Reich (1300–1800)‘, dessen Arbeitsstelle an der Universität Kiel zugleich eine Dienststelle mit kunsthistorischem Schwerpunkt an der Universität Mainz betreibt.

Enge Kooperationspartner der Kunstgeschichte sind generell die Museen, Sammlungen und die Institutionen der Denkmalpflege. Diese sind zugleich die Orte, an denen kunsthistorische Forschung öffentlich sichtbar gemacht wird, und dies auch digital (online-Ausstellungen; elektronische Museumsführer etc.). Weitere Partner sind auch die Print- und elektronischen Medien, da Themen zur mittelalterlichen Kunstgeschichte grundsätzlich auch die Feuilleton- bzw. Kulturredaktionen interessieren und dafür keineswegs immer so spektakulär-bestürzende Anlässe benötigt werden wie der dramatische Brand der Kathedrale Notre-Dame in Paris im Jahr 2019. Dies führt ganz grundsätzlich zu der Frage, inwieweit in die universitäre Forschung und Lehre eingebundene mediävistische Kunsthistoriker*innen nicht viel stärker und selbstverständlicher auch den Bereich der populären Medien und populärwissenschaftlichen Publikationen im Blick behalten und hierfür passende Angebote entwickeln sollten – und dies über die immer schon und immer noch sehr populären Ausstellungskataloge zu Themen der mittelalterlichen Kunst hinaus. Das Nachbarfach der mediävistischen Geschichtswissenschaft ist hier jedenfalls erkennbar besser aufgestellt.

Wie in vielen anderen geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern, die nicht über lehramtsbezogene Studiengänge verfügen, ist auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs der Kunstgeschichte die Lage nicht einfach und vor allem für den an den Universitäten tätigen Nachwuchs durchaus prekär. Wem es gelingt, die Dissertation (mit einem Stipendium oder in einem Forschungsverbund) in angemessen kurzer Zeit zu schreiben, dem bieten sich im Wissenschaftsbereich, zu dem neben den Hochschulen auch die Museen, die Denkmalpflege sowie die Institutionen der staatlichen Schlösser und Gärten zählen, im Verhältnis zu den Absolvent*innenzahlen insgesamt recht wenige Möglichkeiten, auf feste Stellen zu gelangen. Der weitere Weg hängt zu einem gewissen Teil auch von der Spezialisierung ab. Eine Arbeit, die das Oeuvre eines Künstlers oder eine Objektgruppe erschließt, kann für ein Volontariat in einem Museum von Vorteil sein, genauso wie eine Baumonographie für ein Volontariat bei der staatlichen Denkmalpflege qualifiziert. Davon gibt es allerdings nicht viele, da zahlreiche Volontariate in den letzten Jahren aufgrund von Sparmaßnahmen, denen die staatlichen oder kommunalen Institutionen unterworfen waren, gestrichen oder nicht wiederbesetzt wurden. Die Lage ist allerdings zwischen den einzelnen Bundesländern und Kommunen sehr unterschiedlich, so dass z. B. die Situation in Berlin oder Sachsen-Anhalt nicht mit der in Nordrhein-Westfalen, Hessen, Baden-Württemberg oder Bayern verglichen werden kann. Umgekehrt kann es aber auch sein, dass eine zu große Spezialisierung eher von Nachteil ist und eine thematisch breiter, womöglich im Bereich

von interdisziplinären Querschnittsthemen angelegte Dissertation eher zum beruflichen Erfolg führt. Dies gilt – neben dem ebenfalls wichtigen Bereich der Medien (Feuilleton- bzw. Kulturredaktionen) – vor allem auch für solche beruflichen Tätigkeitsfelder von Nachwuchswissenschaftler*innen, die immer noch zu wenig Beachtung finden: den Kunsthandel und das Kunstversicherungswesen – beides Bereiche, die in den letzten Jahren beachtliche Zuwächse verzeichnen konnten und wissenschaftlich hochqualifizierte Kunsthistoriker*innen auch mit mediävistischem Schwerpunkt benötigen.

Medizingeschichte

Das Fach Geschichte der Medizin/Medizingeschichte ist in Deutschland institutionell in den Medizinischen Fakultäten der Universitäten beheimatet, in den meisten Fällen als eigenständiges Institut. Im Jahr 2001 handelte es sich um 33 Standorte, hinzu kamen als außeruniversitäres Institut dasjenige der Robert-Bosch-Stiftung Stuttgart (gegründet 1980, Lehrstuhl nach dem Ausscheiden des Stelleninhabers 2020 weggefallen), weiterhin die Institute in der Schweiz (Bern, Zürich) und in Österreich (Wien), in summa etwa 37, so auch der gegenwärtige Stand (2021).¹ Entsprechend ihrer Anbindung ist die Medizingeschichte primär in der curricularen Lehre der Studierenden der (Zahn-)Medizin (an vielen Standorten auch in dem Studiengang ‚Molekulare Medizin‘) engagiert, meist mit zwei Pflichtkursen, so dem Kurs der Medizinischen Terminologie (Erstsemester) und dem Querschnittsbereich ‚Geschichte, Theorie, Ethik der Medizin‘ (7. Semester). Das Fach Medizingeschichte ist somit für alle Studierenden der Medizin des ersten und des siebten Semesters Pflichtfach, d. h. die volle Studierendenzahl zweier Semester ist in jedem einzelnen Semester mit Unterricht, z. T. in

Kontakt

Prof. Dr. med. Karl-Heinz Leven,
Friedrich-Alexander-Universität
Erlangen-Nürnberg, Institut für
Geschichte und Ethik der Medizin,
Glückstr. 10, D-91054, Erlangen,
karl-heinz.leven@fau.de

1 Bernhard vom Brocke, Die Institutionalisierung der Medizinhistoriographie im Kontext der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. In: Andreas Frewer u. Volker Roelcke (Hgg.), Die Institutionalisierung der Medizinhistoriographie. Entwicklungslinien vom 19. ins 20. Jahrhundert. Stuttgart 2001, S. 187–212; vgl. Homepage des Fachverbandes Medizingeschichte (www.fachverband-medizingeschichte.de; Zugriff: 30.05.2021).

Kleingruppen, zu versorgen. Somit hat die Lehre unter quantitativen Gesichtspunkten einen hohen Stellenwert. Hinzu kommen Wahlpflichtfach-Angebote, die sich an Studierende der Medizin und Studierende anderer Fächer, insbesondere der Geschichte, richten. Die Medizingeschichte hat primär keinerlei Epochenschwerpunkt, vielmehr richten sich die Forschungsinteressen der Fachvertreter*innen nach allgemeinen Konjunkturen und nach persönlichen Vorlieben und Qualifikationen. So gab es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre über mehrere Forschergenerationen ein starkes Interesse für Themen der antiken Medizin. Auch mediävistische Themen waren in einer bestimmten Phase des 20. Jahrhunderts sehr verbreitet. Hinsichtlich der thematischen Ausrichtung zeichnet sich in den letzten Jahrzehnten ein eindeutiger Trend ab, der seinerseits historisch bedingt ist.

1 Fachgeschichte

Das Fach Medizingeschichte, das der Sache nach seit der Antike existiert (in Person des Aristoteles-Schülers Menon), wurde zu Anfang des 20. Jahrhunderts akademisch institutionalisiert; dies gelang erstmals in Deutschland 1906 mit der Gründung des Leipziger Lehrstuhls für Geschichte der Medizin.² Karl SUDHOFF (1853–1938), der bis 1925 amtierte, legte wichtige Grundlagen in inhaltlicher und methodologischer Hinsicht, er begründete auch eine bis heute existierende Fachzeitschrift, ursprünglich ‚Archiv für Geschichte der Medizin‘, später dem Gründer und Hauptautor zu Ehren ‚Sudhoffs Archiv‘ genannt. Sporadische Instituts- und Seminargründungen für Medizingeschichte erfolgten in den Jahrzehnten bis in die 1950er Jahre (Berlin, Freiburg, Bonn). Die Medizingeschichte war zu dieser Zeit noch kein curriculares Fach in der Medizinerausbildung, weshalb einstweilen keine Notwendigkeit für die Medizinischen Fakultäten bestand, Institute zu schaffen. Dies änderte sich seit den 1960er Jahren, nachdem das Latein als Voraussetzung für das Medizinstudium abgeschafft worden war. Nun erhielt die Medizingeschichte die erwähnte curriculare Funktion, weshalb nahezu flächendeckend an fast allen Medizinischen Fakultäten der Bundesrepublik entsprechende Institute bzw. Seminare gegründet wurden. Damit einher ging eine entsprechende Vermehrung der Ordinariate und Professuren, deren Gesamtzahl 35 erreichte. An der Verteilung der Einrichtungen und ihrer Struktur hat sich seither, über die deutsche Vereinigung 1990 hinweg, vergleichsweise wenig geändert. Die Standorte, die in der früheren DDR medizinhistorische Institute hatten, haben diese weitgehend behalten. Allerdings sind die ostdeutschen Institute in ihrer Personalausstattung noch sparsamer besetzt als die westdeutschen.

2 Thomas Rütten, Karl Sudhoff and ‘the Fall’ of German Medical History. In: Frank Huisman u. John Harley Warner (Hgg.), *Locating Medical History. The Stories and Their Meanings*, Baltimore, London 2004, S. 95–114.

2 Forschungsschwerpunkte der Medizingeschichte im Wandel: Abschied von der Vormoderne

Themen der antiken und mittelalterlichen Medizin bildeten den Schwerpunkt der medizinhistorischen Forschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; man geht nicht zu weit, wenn man feststellt, dass die Medizingeschichte in dieser Zeit altertumswissenschaftlich geprägt war.³ Karl SUDHOFF, der die von ihm gegründete Fachzeitschrift in den ersten Jahren nahezu alleine mit Originalbeiträgen bestritt, hatte ein eindrucksvolles Spektrum mediävistischer Themen, darunter auch kontinuierlich die Edition von Quellen. Traditionell befassten sich Medizinhistoriker in diesen Jahren in ihrer Habilitationsarbeit mit einem Thema aus Antike oder Mittelalter; dies galt auch für SUDHOFFs Nachfolger in Leipzig, den charismatischen Schweizer Medizinhistoriker Henry E. SIGERIST (1891–1957), der 1932 in die USA ging (Baltimore, Johns Hopkins) und dort die moderne Medizingeschichte begründete.

Mit der erwähnten Expansion der Medizingeschichte in Deutschland und der Vielfachung der akademischen Standorte in den 1960er Jahren ging eine thematische Auffächerung einher. Viele Fachvertreter*innen, die sich in ihren Qualifikationsschriften noch mit dem Mittelalter befasst hatten, wählten neue Forschungsfelder, so die Medizin des 19. Jahrhunderts und seit den 1980er Jahren verstärkt die Medizin der NS-Zeit. Letztere avancierte in den Jahrzehnten bis in die Gegenwart zum dominierenden Forschungsfeld der akademischen Medizingeschichte in Deutschland.⁴ Das Mittelalter hingegen geriet an den meisten Standorten ins Hintertreffen; die Gründe waren vielfältig: eine veränderte Wissenschaftskonjunktur, Wandel des studentischen und des öffentlichen Interesses, auch veränderte Qualifikation der Stelleninhaber*innen – altsprachliche Kenntnisse sind auch bei Fachvertreter*innen der Medizingeschichte in den letzten Jahrzehnten rapide gesunken.

Seit den 1970er Jahren sind fachintern zwei wesentliche Trends zu beobachten, zum einen die Professionalisierung der Medizingeschichte, zum anderen eine Interessenverschiebung zur Ethik. Die beiden Trends wirken gegenläufig, wie hier kurz skizziert sei. Zunächst zur Professionalisierung.⁵ Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich mit SUDHOFF und anderen Fachvertretern die Medizingeschichte an den deutschen

3 Hierzu fügt sich auch das stark auf die Altertumswissenschaften ausgerichtete Konzept von Walter Artelt, Einführung in die Medizinhistorik. Ihr Wesen, ihre Arbeitsweise und ihre Hilfsmittel. Stuttgart 1949. Dieses Buch spiegelt den Denkhorizont der 1930er Jahre wider, ‚gereinigt‘ von NS-ideologischen Spuren, die der Medizingeschichte in den Jahren des ‚Dritten Reiches‘ deutlich anhafteten.

4 Überblick bei Robert Jütte u. a., Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Göttingen 2011. Themen der NS-Medizin sind auch Gegenstand zahlreicher an den medizinhistorischen Instituten angesiedelter Drittmittelprojekte.

5 Zum Methodenspektrum der neueren Medizingeschichte vgl. Wolfgang U. Eckart u. Robert Jütte, Medizingeschichte. Eine Einführung. 2. Aufl. Köln u. a. 2014.

Universitäten institutionalisiert. Das Fach hatte jedoch, da im Kontext der Medizinischen Fakultäten angesiedelt, auch eine Legitimierungsfunktion, die anderen historischen Fächern weniger deutlich zugeschrieben wurde. Vom Medizinhistoriker erwarteten die medizinischen Kollegen in Klinik, Forschung und Praxis eine fortschrittsorientierte Sicht auf die Entwicklung der Medizin.⁶ Diese Erwartung lag mit dem Siegeszug der naturwissenschaftlichen Medizin seit Ende des 19. Jahrhunderts nahe; die Medizinhistoriker selbst mussten zu dieser Sichtweise nicht erst bekehrt werden, sondern neigten ihr von sich aus zu. Dies wurde auch dadurch erleichtert, dass nahezu alle akademisch tätigen Medizinhistoriker bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ausgebildete Ärzte waren, die sich in einem Parallelstudium geisteswissenschaftliche Kompetenzen in unterschiedlichem Ausprägungsgrad zugelegt hatten. Umso bemerkenswerter war, wie oben erwähnt, dass in eben dieser Zeit die Medizin des Mittelalters, die so gar nicht mit dem naturwissenschaftlichen Fortschrittsparadigma in Einklang zu bringen war, ein wesentliches Themenfeld der Medizingeschichte war. Außer dem genuinen persönlichen Interesse und der stets sehr energischen Initiative SUDHOFFS dürfte dies auch zeittypische Gründe gehabt haben. Das Mittelalter, zu dem auch der spätmittelalterliche Paracelsus als Exponent einer vermeintlichen oder tatsächlichen Revolution der Medizin zählte, bot der ‚verspäteten‘ deutschen Nation eine Identifikationsmöglichkeit.⁷ Mittelalterliche Medizin thematisierte damit auch ‚deutsche‘ Medizin einer (imaginierten) Vorzeit.

Mit der fachlichen Expansion seit den 1960er Jahren ging eine engere Anbindung der Medizingeschichte an allgemanhistorische Standards einher. Viele Fachvertreter*innen kamen aus der Geschichtswissenschaft und den Philologien, waren also nicht primär medizinisch ausgebildet, wodurch das methodologische und reflektive Niveau der Medizingeschichte angehoben und eine Brücke zu benachbarten historischen Fächern geschlagen wurde. Dies kam dem Forschungsthema Mittelalter zunächst durchaus zugute. Die Medizin des Mittelalters wurde insbesondere in Würzburg zum Hauptforschungsgebiet; die dortigen Projekte und Initiativen wirkten sehr nachhaltig in die Forschung und ebenso in den Mediävistenverband hinein. Allerdings ist in den Jahren um 2010 offenkundig geworden, dass viele der in Würzburg entstandenen Beiträge zur mittelalterlichen Medizin, so auch diejenigen für das ‚Lexikon des Mittelalters‘, durch erfundene Quellen und außerwissenschaftliche Ansichten kontaminiert sind.⁸ An den medizinhistorischen Instituten gehören diesbezügliche Warnhinweise zum Stoff der

6 Von Medizinhistoriker*innen und ihren medizinischen Kolleg*innen zu sprechen, würde in diesem historischen Kontext falsche Assoziationen erwecken und könnte von den Zeitzeug*innen als Geschichtsfälschung empfunden werden. Die Medizingeschichte war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – so wie nahezu alle akademischen Fächer – eine reine Männerdomäne. Das Gender-Sternchen ist in diesem Aufsatz mit Bedacht gesetzt, um Missverständnisse zu vermeiden.

7 Zu Paracelsus als Projektionsfläche verschiedener Epochen und Ideologien vgl. Udo Benzenhöfer, Paracelsus. Reinbek bei Hamburg 1997, S. 119–127.

8 Beispielhaft aufgezeigt wird diese Problematik bei Klaus-Dietrich Fischer, Das Lorscher Arzneibuch im Widerstreit der Meinungen. In: Medizinhistorisches Journal 45 (2010), S. 165–188.

Proseminare. Das Forschungsfeld Mittelalterliche Medizin ist durch dieses Fiasko bis heute in der wissenschaftlichen Community nachhaltig beschädigt. Neben der allgemeinen Verschiebung zur Zeitgeschichte ist die erwähnte Würzburger Problematik ein singulärer Faktor, der die medizinhistorische Mediävistik – und zwar deletär – betrifft.

Damit nicht genug, ist jedoch noch der zweite erwähnte Trend innerhalb der akademischen Medizingeschichte anzusprechen. Die Rede ist von einer Neuausrichtung auf Themen der medizinischen Ethik. Seit den späten 1970er Jahren gelangte aus den USA die Bioethik an die Medizinischen Fakultäten, wo sie von einigen besonders interessierten Medizinhistorikern als ein zusätzliches Standbein ihres Fachs aufgefasst wurde.⁹ Die Kopplung der Medizinethik an die Medizingeschichte war nicht ganz so folgerichtig, wie sie damals und auch heute noch ausgegeben wurde und wird. Zwar ist die historische Bedingtheit jeder Ethik, so auch der Medizinethik, stets erkennbar und damit selbst ein Forschungsobjekt der Medizingeschichte; die Forschungsethik und die klinische Ethik haben jedoch nur wenige direkte Berührungspunkte mit dem akademischen Fach Medizingeschichte.

Dieser problematische Befund wurde seinerzeit von einflussreichen Medizinhistorikern, deren Namen hier nicht im Einzelnen zu nennen sind, übersehen oder unterschätzt. Indem man versuchte, historische Erkenntnisse in den Gegenwartsdiskurs der Medizin einzubringen, hoffte man vielmehr, das Fach Medizingeschichte selbst breiter zu verankern. Allerdings war von Beginn an klar, dass die historische Methode innerhalb einer sich als Wissenschaft verstehenden Medizinethik bestenfalls randständig ist. So können quellenbasierte Forschungen zu Themen der Mediävistik in einem naturwissenschaftlich-medizinischen Kontext, wie ihn die Medizinethik häufig adressiert, kaum eine Rolle spielen.

Der anfängliche Bedeutungszuwachs, den die Medizingeschichte durch ihre Orientierung zur ‚modernen‘ Ethik zu erlangen schien, erwies sich innerhalb weniger Jahre als *Fata Morgana*. Seit den 1990er Jahren sind habilitierte Medizinethiker*innen, die überwiegend aus medizinhistorischen Instituten kamen, auf frei werdende medizinhistorische Lehrstühle berufen worden. Die entsprechenden Institute wurden im Sinne eines Vorgangs, der gelegentlich als feindliche Übernahme inszeniert wurde, umbenannt und firmieren nun meistens als ‚Institut für Ethik und Geschichte der Medizin‘. Eine professionelle Medizingeschichte auf dem methodologischen Stand der Geschichtswissenschaften wird dort bestenfalls im akademischen Mittelbau betrieben, wenn das Wort ‚Geschichte‘ nicht nur, wie es häufig der Fall ist, emblematisch laienhaft und ohne jeden fachlichen Anspruch verwendet wird. Diese Deprofessionalisierung der Medizingeschichte betrifft (von Nord nach Süd) die Standorte Kiel, Greifswald, Hannover, Göttingen, Bochum, Halle, Tübingen, Freiburg, München LMU und München TU. Mehr als ein Drittel der Lehrstühle für Medizingeschichte sind auf diese Weise

⁹ Ein frühes Beispiel der Neuorientierung ist der Band von Eduard Seidler (Hg.), Wörterbuch medizinischer Grundbegriffe. Eine Einführung in die Heilkunde in 86 Artikeln. Freiburg i.Br. 1979.

umgewidmet worden. Als Ironie der Geschichte ist festzustellen, dass die alte legitimatorische Funktion, die Medizinhistoriker nach 1900 innerhalb der fortschrittorientierten Medizinischen Fakultäten einnahmen, nun auf die Medizinethik übergegangen ist. An die Stelle kritischer Analyse historischer Entwicklungen ist die – gewiss notwendige und sinnvolle – Dienstleistung in Ethikkommissionen und anderen Gremien getreten. Angesichts beschränkter Mittel berufen Medizinische Fakultäten bei der Wahl zwischen Medizingeschichte und -ethik eher eine Person, die auf dem Feld der Ethik kompetent und aktiv ist. Das Fach Geschichte erscheint bei den Ausschreibungen mitunter als eine Art Anhängsel in der Liste der erwünschten Qualifikationen.

3 Medizingeschichte und Mittelalter heute

Wie erwähnt, ist eine größere Zahl, etwa zwei Drittel der bestehenden Institute für Geschichte der Medizin, weiterhin primär medizinhistorisch ausgerichtet. Es handelt sich um die Standorte (ungefähr von Nord nach Süd) Hamburg, Lübeck, Münster (dort ein Lehrstuhl für Medizinethik und eine Professur für Geschichte und Theorie der Medizin), Aachen, Berlin, Magdeburg, Düsseldorf, Köln, Bonn, Mainz, Jena, Dresden, Frankfurt, Marburg, Gießen, Würzburg, Heidelberg, Mannheim, Erlangen, Leipzig, Ulm und Stuttgart (bis 2020, Institut umgewandelt in ein Archiv). An der neu gegründeten Medizinischen Fakultät der Universität Bielefeld wird – Stand Frühjahr 2021 – eine Professur für Geschichte und Wissenschaftstheorie der Medizin eingerichtet (neben einer Professur für Ethik der Medizin).¹⁰

Hauptforschungsgebiete der medizinhistorischen Institute sind die Medizin im Nationalsozialismus und die Zeitgeschichte der Medizin nach 1945. Nur wenige Institute haben den Schwerpunkt ihrer Forschungen in der Vormoderne: Bonn (M. GADEBUSCH BONDIO), Marburg (T. POMMERENING, Ägyptologie) Würzburg (M. STOLBERG), Ulm (F. STEGER), Erlangen (K.-H. LEVEN, N. METZGER) und Leipzig (O. RIHA). ‚Vormoderne‘ steht hier allgemein für Antike/Spätantike, Mittelalter und Frühe Neuzeit. Das Leipziger Institut, der Ort, an dem mit Karl SUDHOFF vor über einem Jahrhundert ein mediävistischer Schwerpunkt begründet wurde, hat mit Ortrun RIHA als einziges Institut eine Expertin auf dem Feld der germanistischen Mediävistik als Leiterin, die zugleich approbierte Ärztin ist.

Wie erwähnt sind Themen der Moderne und Zeitgeschichte, insbesondere zur Medizin im Nationalsozialismus und zur Medizin nach 1945, für den akademischen Nachwuchs des Faches Medizingeschichte besonders attraktiv. Neben den veränderten Bildungsvoraussetzungen der Kandidat*innen und den Interessen der Studierenden sind auch die Karriereaussichten in Rechnung zu stellen. Eine ausschließliche Konzentration auf mediävistische Themen ist innerhalb der Medizingeschichte nicht empfehlenswert,

¹⁰ <https://www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Aktuelles/Stellenausschreibungen/Verfahrensstand/wiss2924.html> (Zugriff: 12. April 2021).

wenn eine akademische Karriere oder gar Leitungsfunktion angestrebt wird. Gleichwohl gibt es innerhalb der Medizingeschichte weiterhin, wenn auch gegenwärtig auf Sparflamme, das Themenfeld Mittelalter. Dafür zeugt die regelmäßige medizinhistorische Sektion auf dem Symposium des Mediävistenverbandes. Zu betonen ist weiterhin, dass medizinhistorische Themen in der (allgemeinen) Mediävistik kontinuierlich bearbeitet werden; hierbei spielt auch die Attraktivität ‚körpernaher‘ Themen im Sinne der historischen Anthropologie eine wichtige Rolle.¹¹

Perspektivisch bietet sich eine engere Zusammenarbeit von mediävistisch orientierten Medizinhistoriker*innen mit den medizinhistorisch interessierten Vertreter*innen anderer mediävistischer Fächer an. Das öffentliche Interesse am Mittelalter, insbesondere an der Medizin, ist gerade in den letzten Jahren, nicht zuletzt durch die Verfilmung des mit pseudowissenschaftlichen Versatzstücken und Märchenmotiven arbeitenden ‚Medicus‘ (2013), gestiegen. Die komplexe Interaktion der arabisch-sprachigen Medizin im Islam mit dem lateinischen Westen ist ein ergiebiges Forschungsfeld, das in der neueren Arabistik, spätestens seit der GOUGUENHEIM-Kontroverse (2008) europaweit intensiv bearbeitet wird.¹² Die neueste Entwicklung in Zeiten der Corona-Pandemie hat der Medizingeschichte einen auch in der allgemeinen Publizistik ablesbaren Bedeutungszuwachs beschert. Die Parallelen zwischen der gegenwärtigen Seuchenwahrnehmung und -bewältigung einerseits und den vormodernen, insbesondere spätmittelalterlichen Mustern liegen auf der Hand.¹³ Der Blick in das Mittelalter gibt keine Handlungsanweisungen, aber er zeigt, wo wir heute stehen.

Die Medizingeschichte, insbesondere diejenige mit einem mediävistischen Schwerpunkt, hat hier ein dauerhaft zu bearbeitendes Feld vor sich. Diese Chancen werden in vielfältiger Hinsicht zu nutzen sein, zum einen, um das Fach selbst zu stärken, zum anderen, um im Zusammenwirken mit anderen mediävistischen Fächern einen Beitrag zur Darstellung und Analyse gegenwärtig bedeutsamer historischer Prozesse zu leisten.

11 Herausragende Arbeiten der letzten Jahre aus verschiedenen mediävistischen Fächern: Achim Thomas Hack, *Alter, Krankheit, Tod und Herrschaft im frühen Mittelalter. Das Beispiel der Karolinger*. Stuttgart 2009; Romedio Schmitz-Esser, *Der Leichnam im Mittelalter. Einbalsamierung, Verbrennung und die kulturelle Konstruktion des toten Körpers*. Ostfildern 2014; Regina Toepfer, *Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter*. Berlin 2020.

12 Sylvain Gouguenheim, *Aristote au Mont-Saint-Michel. Les racines grecques de l'Europe chrétienne*. Paris 2008. Dt. Übersetzung v. Jochen Grube, *Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel. Die griechischen Wurzeln des christlichen Abendlandes*. Darmstadt 2011. Hierzu Philippe Büttgen u. a. (Hgg.), *Les Grecs, les Arabes et nous. Enquête sur l'islamophobie savante*. Paris 2009; Karl-Heinz Leven, *Apollon Sonne über dem Abendland. Medizin zwischen Orient und Okzident*. In: *Sitzungsberichte der Physikalisch-Medizinischen Sozietät zu Erlangen*. Neue Folge, Bd. 11, Heft 4. Erlangen, Jena 2011, S. 1–22.

13 Karl-Heinz Leven, *Die Welt mit und nach Corona. Medizinhistorische Perspektiven*. In: Bernd Kortmann u. Günther G. Schulze (Hgg.), *Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie. Perspektiven aus der Wissenschaft*. Bielefeld 2020, S. 91–98.

Literaturverzeichnis

- Artelt, Walter:** Einführung in die Medizinhistorik. Ihr Wesen, ihre Arbeitsweise und ihre Hilfsmittel. Stuttgart 1949.
- Benzenhöfer, Udo:** Paracelsus. Reinbek bei Hamburg 1997.
- Brocke, Bernhard vom:** Die Institutionalisierung der Medizinhistoriographie im Kontext der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. In: Andreas Frewer u. Volker Roelcke (Hgg.), Die Institutionalisierung der Medizinhistoriographie. Entwicklungslinien vom 19. ins 20. Jahrhundert. Stuttgart 2001, S. 187–212.
- Büttgen, Philippe u. a. (Hgg.):** Les Grecs, les Arabes et nous. Enquête sur l'islamophobie savante. Paris 2009.
- Eckart, Wolfgang U. u. Robert Jütte:** Medizingeschichte. Eine Einführung. 2. Aufl. Köln u. a. 2014.
- Fischer, Klaus-Dietrich:** Das Lorscher Arzneibuch im Widerstreit der Meinungen. In: Medizinhistorisches Journal 45 (2010), S. 165–188.
- Gouguenheim, Sylvain:** Aristote au Mont-Saint-Michel. Les racines grecques de l'Europe chrétienne. Paris 2008 (dt. Übers.: Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel. Die griechischen Wurzeln des christlichen Abendlandes. Darmstadt 2011).
- Hack, Achim Thomas:** Alter, Krankheit, Tod und Herrschaft im frühen Mittelalter. Das Beispiel der Karolinger. Stuttgart 2009.
- Jütte, Robert u. a.:** Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Göttingen 2011.
- Leven, Karl-Heinz:** Apolls Sonne über dem Abendland. Medizin zwischen Orient und Okzident. In: Sitzungsberichte der Physikalisch-Medizinischen Sozietät zu Erlangen. Neue Folge, Bd. 11, Heft 4. Erlangen, Jena 2011, S. 1–22.
- Leven, Karl-Heinz:** Die Welt mit und nach Corona. Medizinhistorische Perspektiven. In: Bernd Kortmann u. Günther G. Schulze (Hgg.), Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie. Perspektiven aus der Wissenschaft. Bielefeld 2020, S. 91–98.
- Rütten, Thomas:** Karl Sudhoff and 'the Fall' of German Medical History. In: Frank Huisman u. John Harley Warner (Hgg.), Locating Medical History. The Stories and Their Meanings. Baltimore, London 2004, S. 95–114.
- Schmitz-Esser, Romedio:** Der Leichnam im Mittelalter. Einbalsamierung, Verbrennung und die kulturelle Konstruktion des toten Körpers, Ostfildern 2014.
- Seidler, Eduard (Hg.):** Wörterbuch medizinischer Grundbegriffe. Eine Einführung in die Heilkunde in 86 Artikeln. Freiburg i. Br. 1979.
- Toepfer, Regina:** Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter. Berlin 2020.

Mittelalter und Schule

Die Frage, ob und wie das Mittelalter bzw. Aspekte aus der vergangenen Epoche in der Schule behandelt werden, betrifft den Kernbereich der Mediävistik. In den langen Jahren der Schulkarriere bilden sich bei jungen Menschen Vorstellungen darüber aus, welchen kulturellen und gesellschaftlichen Aspekten sie im Weiteren besondere Aufmerksamkeit widmen wollen. Diese Überlegung ist nicht nur für die Nachwuchsarbeit in der Mediävistik relevant, sondern berührt das breite gesellschaftliche Interesse an den Ergebnissen der fachwissenschaftlichen Forschungen. Der Bereich ‚Mittelalter und Schule‘ ist demzufolge ein Kernelement, das alle an der Mediävistik beteiligten Disziplinen berührt, denn es geht um die Relevanz und die Signifikanz, die der Mediävistik in unserer Gesellschaft zugeordnet wird.

Am Beispiel des Schulunterrichts sei dies näher ausgeführt: Im Zuge der Debatten um die PISA-Ergebnisse erlangte das *Literacy*-Konzept große Bedeutung, das in deutschen Bildungskonzepten in die Kompetenzorientierung integriert wurde. Die Grundaufgabe der Schule und des Unterrichts wurde als Beitrag zur „Welterschließung“ definiert.¹ Schüler*innen sollen jene Denkwerkzeuge durch den Fachunterricht entwickeln,

Kontakt

Prof. Dr. Meike Hensel-Grobe,
Johannes Gutenberg-Universität
Mainz, Historisches Seminar,
Geschichtsdidaktik, D-55099 Mainz,
hensel@uni-mainz.de

1 Jürgen Baumert, Deutschland im internationalen Bildungsvergleich. In: Nelson Killius, Jürgen Kluge u. Linda Reisch (Hgg.), Die Zukunft der Bildung. Frankfurt a.M. 2002, S. 100–150, hier: S. 113; Eckhard Klieme u. a., Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards. Eine Expertise. Hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (Bildungsreform 1). Bonn u. a. 2003.

die ihnen eine Teilhabe an der Gesellschaft ermöglichen. Dies bedeutet, dass sie über Grundlagen verfügen sollen, die es ihnen erlauben, den lebenslangen Prozess des Lernens, des Sich-Auseinandersetzens mit kontroversen Themen produktiv zu gestalten und an „Gesellschaft selbstbestimmt teilzunehmen“. Aus diesen Überlegungen heraus wurde eine „Grundstruktur der Allgemeinbildung“ für den Schulunterricht erarbeitet, in der sich die Mediävistik sinnvoll verorten muss, um als relevant für die Bildung junger Menschen anerkannt zu werden.² Drei der ausgewiesenen „Modi der Weltbegegnung“ wären zu diskutieren: Sprachliche Bereiche, Literatur, Musik und Bildende Kunst beispielsweise sollen die „ästhetisch-expressive Begegnung und Gestaltung“, Geschichte und Recht die „normativ-evaluative Auseinandersetzung mit Gesellschaft“ ermöglichen, Religion und Philosophie sollen eine Reflexion der „Probleme(n) konstitutiver Rationalität“ fördern.³

Der Mediävistik gelingt es bislang nicht überzeugend, ihren Beitrag zur Welter-schließung deutlich zu definieren. Ansätze zur Erklärung sind doch eher aus der Fachperspektive heraus formuliert und werden zu wenig von den Lernenden ausgehend konzeptualisiert. Dies spiegelt sich nach wie vor in der schon lange konstatierten Diskrepanz zwischen einem populärkulturellen Mittelalterhype und einer schulischen Marginalisierung der Epoche. Das Mittelalter ist in der Schule seit langen Jahren in der Krise. Lediglich im Geschichtsunterricht gibt es in einigen Bundesländern noch verpflichtende Unterrichtsreihen, die sich mit der Epoche beschäftigen.⁴ Vielfach wird die Epoche – vor allem im Oberstufenunterricht – nur noch in Längsschnitten integriert. Dieser auf den ersten Blick sehr sinnvolle Zugang erweist sich häufig als trügerisch, da Mittelalterbezüge immer noch gerne als Negativfolie für moderne Gesellschaften genutzt werden.

Diese schulische Marginalisierung steht im Gegensatz zur Bedeutung, die der Epoche in der Geschichtskultur jenseits der staatlichen Bildungsinstitution zukommt. „Das europäische Mittelalter boomt seit vielen Jahren“, diese Aussage von Dietmar von REEKEN soll stellvertretend für viele Abhandlungen stehen, die sich in den letzten Jahren mit den Vergegenwärtigungen des Mittelalters in der Gesellschaft beschäftigten.⁵ Das populärkulturelle Interesse richtet sich auf andere Aspekte, eventuell sogar auf ein anderes Mittelalter aus, als das Fach Mediävistik. Vor allem die Eventkultur konzentriert sich auf das Fremde, auf die Vergegenwärtigung scheinbar einfacher Lebenszusammenhänge, Gesellschaftsordnungen oder Wertsetzungen. In den Fachdisziplinen stehen

2 Vgl. die tabellarische Darstellung in Klieme u. a. (Anm. 1), S. 68.

3 Ebd.

4 Die Unterrichtsreihen, Themenschwerpunkte und aktuellen Anknüpfungen werden in folgendem Themenheft dieser Zeitschrift umfassend dargestellt: Uta Goerlitz u. Meike Hensel-Grobe (Hgg.), *Mediävistik und Schule im Dialog. Das Mittelalter 22/1* (2017).

5 Dietmar von Reeken, *Mittelalter in der Geschichtskultur. Phänomene, Ursachen und didaktische Perspektiven*. In: *Geschichte lernen 170* (2016), S. 2–7; Ders., *Geschichtskultur im Geschichtsunterricht als Beitrag zur kulturellen Bildung?* In: Max Fuchs u. Tom Braun (Hgg.), *Kulturelle Unterrichtsentwicklung*. Weinheim 2018, S. 199–206.

hingegen die Komplexität der Zusammenhänge, die Dynamiken der Entwicklungen in einer tausendjährigen Epoche sowie Modernitätsstrukturen im Vordergrund.

Die Forderung, den Umgang mit dem Mittelalter zum Ausgangspunkt fachlicher Auseinandersetzung zu machen, wird weithin formuliert und bereits vielfach aufgegriffen. Dies ist ein wichtiger Schritt, genügt aber als Ansatz nicht. Letztendlich ließe sich sogar überlegen, ob nicht die Beschäftigung mit den Rezeptionen und Adaptionen die kostbare Unterrichtszeit für das Mittelalter am Ende gar verkürzt und beispielsweise einer Auseinandersetzung mit der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zuordnet, wenn die Geschichtspolitik der Hohenzollern am Mittelrhein diskutiert wird. Die große Herausforderung für das Fach Geschichte liegt beispielsweise in der Gestaltung sinnvoller Verbindungen zwischen einer über die Geschichtskultur gestalteten Annäherung an die Epoche und der fachlichen Auseinandersetzung damit. Erst wenn Jugendliche erkennen können, dass sich diese Arbeit lohnt, weil die neu gewonnenen Erkenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten bei der Orientierung in der eigenen Welt helfen, erst dann käme das fachliche Mittelalter aus der schulischen Krise. Genau an diesem Punkt müsste eine auf Zukunftsperspektiven ausgerichtete Strategie ansetzen und zunächst sehr grundsätzlich diskutieren, welchen Beitrag nur die Beschäftigung mit dieser Epoche leisten kann, um die Gegenwart, das Hier und Heute besser zu verstehen und Denkmittel zu entwickeln, die eine aktive und kundige Teilnahme an gesellschaftlichen Debatten ermöglichen, die sich beispielsweise mit der (oft unbewussten) Zuschreibung geringerer Grade der Zivilisation an fremde Gesellschaften beschäftigen.

Die institutionelle Verankerung des Bereichs ‚Mittelalter und Schule‘ ist lose und gleichzeitig vielgestaltig strukturiert, denn eine Mittelalter-Didaktik *per se* gibt es nicht. Die Weiterentwicklung von didaktischen Konzeptionen und Fragestellungen rund um mittelalterliche Themen wird sowohl in unterrichtspraktischen, fachdidaktischen und in fachwissenschaftlichen Ansätzen gestaltet.⁶ Einige Disziplinen der Mediävistik sind nicht mit einem Schulfach verknüpft und haben gar keinen oder nur einen geringen Anteil an der Lehrkräfteausbildung. Die Impulse aus den Fachdidaktiken sind vor allem dort zu beobachten, wo das Mittelalter noch einen eigenen Platz im Lehrplan hat und die Lehrstuhlinhaber*innen selbst eine fachliche Expertise im Mittelalter haben.⁷ Viele Initiativen zur Ausgestaltung einer Kooperation von ‚Mittelalter und Schule‘

6 Die institutionelle Verankerung wird im Themenheft ‚Mediävistik und Schule im Dialog‘ am Beispiel von Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte, Mittellatein und Musikgeschichte detailliert aufgeschlüsselt und erklärt: Goerlitz u. Hensel-Grobe (Anm. 4).

7 Nur stellvertretend als Beispiele: Thomas Martin Buck, Mittelalter und Moderne. Plädoyer für eine qualitative Erneuerung des Mittelalter-Unterrichts an der Schule (Forum Historisches Lernen). Schwalbach a. T. 2008; Meike Hensel-Grobe, Divergierende Geschichtsbilder? Das (Spät-)Mittelalter im Dialog zwischen Universität und Geschichtsunterricht. In: Das Mittelalter 22/1 (2017), S. 75–92; Manfred Seidenfuß u. Wolfgang Hasberg (Hgg.), Zwischen Politik und Kultur: Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Erweiterung der Mittelalterdidaktik. Neuried 2003.

gehen aus den mediävistischen Fächern selbst hervor.⁸ Ferner gibt es innovative Projekte für die Lehrkräfteausbildung, die in der Regel auf der Zusammenarbeit zwischen Fachvertreter*innen, Fachdidaktiker*innen und der Schulpraxis beruhen.⁹

Abschließend sollen drei Perspektiven konturiert werden, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen zukunftsweisend sein können:

- a. Der erste Punkt stellt den Umgang mit dem Mittelalter in unserer Gesellschaft als Ausgangs- und Endpunkt problembasierter Projekte in den Mittelpunkt. Die Vertreter*innen der Mediävistik engagieren sich bereits in der öffentlichen und auch in der schulischen Vermittlung des Faches. Oft geht es dabei um außerschulische Lernorte. Diese Zugänge sollten weiter ausgebaut und in eine didaktische Reflexion eingebunden werden, die die Konstruktion des Lehr-Lern-Arrangements im Hinblick auf Alterität und Fremdverstehen erklärt und transparent macht. Dazu gehört eine intensive Auseinandersetzung mit der Frage, wie man den Umgang mit der Epoche heute und ein Lernen an mittelalterlichen Themen so miteinander verbindet, dass daraus ein Verständnis für die Lebenszusammenhänge und Kulturen der Menschen in der Vergangenheit erwächst, das zur Teilhabe in der heutigen Gesellschaft beiträgt. Erst wenn es Schüler*innen gelingt, die Lernprozesse zum Mittelalter zu vertiefen, die Anachronismen und gegenwartsbedingten Deutungen zu entschlüsseln, ist dieser Zugang fruchtbar. Um die Aneignungsprozesse und Wirksamkeit verstehen und evaluieren zu können, ist fachdidaktische Forschung wichtig.
- b. Der zweite Punkt bezieht sich deshalb auf die Erforschung von Lehr-Lern-Prozessen um das Mittelalter. Die Gestaltung von gelingenden Lernarrangements bleibt solange zufällig, wie sich nicht bestimmen lässt, welche Impulse eine kognitive Aktivierung im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit der fremden Zeit für die eigene „Welterschließung“ in geeigneter Tiefenschärfe ermöglichen. Mittelalterthemen standen in der Vergangenheit schon im Mittelpunkt, wenn es um die Erforschung von historischen Fachkonzepten bei Jugendlichen ging.¹⁰ Solche For-

8 Stellvertretend für andere Beispiele: Edith Feistner, Ina Karg u. Christiane Thim-Mabrey, *Mittelalter-Germanistik in Schule und Universität. Leistungspotenzial und Ziele eines Faches*. Göttingen 2006; Nine R. Miedema u. Andrea Sieber (Hgg.), *Zurück zum Mittelalter. Neue Perspektiven für den Deutschunterricht*. Frankfurt a. M. 2013.

9 Stefan Seeber, *Mittelalter hat Zukunft – neue Perspektiven für Mediävistik und Schule*. In: *heiEDUCATION Journal* 6 (2020), S. 141–164. <https://doi.org/10.17885/heiup.heied.2020.6.24227> (Zugriff: 15.01.2021); Meike Hensel-Grobe, Marie Hohmann u. Heidrun Ochs, ‚Das Lehr-Lern-Forschungslabor – Ort zukunftsorientierter Kooperation in der Lehramtsausbildung‘ der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. <https://geschichtsdidaktik.uni-mainz.de/files/2018/11/LLF-Geschichte-JGU-Mainz-Praesentation.pdf> (Zugriff: 15.01.2021).

10 Kristina Lange, *Macht und Ohnmacht? Schülervorstellungen und Einstellungen zu Gesellschaftsordnungen und zur sozialen Ungleichheit*. In: *Zeitschrift für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften* 3/1 (2012), S. 32–53; Peter Lee u. Rosalyn Ashby, *Empathy, Perspective Taking, and*

schungsansätze müssten intensiviert und ausgeweitet werden. Letztendlich muss sich die Bedeutung des Lernens an mittelalterlichen Themen für die Entwicklung fachspezifischer oder übergreifender Kompetenzen in Studien nachweisen lassen. Es wird angesichts der regen Bildungsforschung auf Dauer nicht genügen, die Relevanz und Bedeutsamkeit nur zu reklamieren.

- c. Als dritten Punkt möchte ich eine Vision skizzieren, die die ersten beiden Punkte umfasst, aber in der Konkretisierung einen Schritt weitergeht. Ideal wäre ein fachwissenschaftlich-didaktisches Kooperationsprojekt, das im Folgenden kurz skizziert werden soll.

Anhand eines zeitlich (und regional) eingegrenzten Themenaspektes könnte im Mediävistenverband eine gemeinsame Analysematrix für ein gesellschaftliches Thema ausgearbeitet und auf ihr didaktisches Potential befragt werden. Auf dieser Basis lassen sich Lehr-Lern-Gelegenheiten erarbeiten und in einem multimedialen Schulbuch mit geringen Zugriffshürden (*OER = Open Educational Resource*) bereitstellen.¹¹

Ein solches Projekt kann nur dann gelingen, wenn sich Fachwissenschaftler*innen, Fachdidaktiker*innen und erfahrene Lehrkräfte an einen Tisch setzen und alle Beteiligten die Jugendlichen und ihre Bedarfe, z. B. im Hinblick auf die Entwicklung der angesprochenen Denkwerkzeuge, in den Mittelpunkt der Überlegungen stellen. Vor allem für die Mediävist*innen bedeutet dies, das eigene Thema erst einmal konsequent hintenan zu stellen und den Wechsel auf die Lernendenperspektive unter dem Stichpunkt ‚Welterschließung ermöglichen‘ zu vollziehen. Ein solches Projekt sollte die Lehrpläne in Bezug auf die Kompetenzorientierung beachten, sich aber bei der Wahl des Themenschwerpunktes vor allem an den Bedarfen von Lernenden, d. h. nicht an Traditionskatalogen oder Fächergrenzen orientieren, und in vielerlei Hinsicht Attraktivitäts- sowie Aktualitätskriterien beachten. Beispielsweise ist die Gestaltung und Einbindung digitalen Lernens eine große Aufgabe, die jenseits von pdf-Formatierungen alt herkömmlicher Schulbuchformate und Internetrecherchen gedacht werden muss. Das digitale Lernen bietet große Chancen, die sorgfältig herausgearbeitet werden und ihrerseits mit den oben genannten Grundformeln verbunden werden müssen, die sich um die Entwicklung geeigneter ‚Denkwerkzeuge‘ in einer multimedial geprägten

Rational Understanding. In: Ozro Luke Davis (Hg.), *Historical Empathy and Perspective Taking in the Social Studies*. London 2001, S. 21–50; Friederike Stöckle, ‚Die armen kleinen Bäuerlein ...‘. Schülervorstellungen zu mittelalterlichen Herrschaftsformen. Berlin 2012.

11 Als Beispiel für ein jüngst in einer solchen Kooperation zwischen fachwissenschaftlichem Forschungsprojekt und Geschichtsdidaktik entstandenes multimediales Schulbuch sei auf folgende *Open Educational Resource* verwiesen: Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Hg), ‚*Volksgemeinschaft* in der Gauhauptstadt. Neustadt und der Nationalsozialismus‘. <https://neustadt-und-nationalsozialismus.uni-mainz.de/publikation/das-mpublish-im-geschichtsunterricht> (Zugriff: 15.01.2021).

Gegenwart gruppieren (vgl. oben). In dem Beitrag zur Geschichtswissenschaft in diesem Heft wird darauf verwiesen, dass die medialen Kommunikationsformen heute in bestimmten Ausprägungen eine größere Nähe zum Mittelalter als beispielsweise zum 19. Jahrhundert aufweisen.¹² Schon diese Überlegung deutet an, dass das Mittelalter ein geeigneter ‚Lernpartner‘ im digitalen Raum ist. Jener eröffnet die notwendigen Freiräume, beispielsweise über die Vielfalt in der Gestaltung der Lernarrangements, um die aktuellen Repräsentationen des Mittelalters in der Gesellschaft aufzugreifen und über eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Epoche selbst zur Reflexion aufzuschlüsseln. Medialität und Kommunikation sind aber auch *per se* Aspekte, die sich aufgrund ihrer Aktualität und ihrer Bedeutung in der Gegenwart sowie für aktuelle Forschungsansätze selbst als Themen für ein solches Unterfangen eignen, das vom Mediävistenverband aus mehreren Fächern heraus gestaltet werden könnte.¹³ Auch die mehrfach bei den Zukunftsperspektiven in den Beiträgen dieses Heftes angesprochenen Fragen von Transformation, Kulturtransfer, komplexer Interaktion und Verflechtungsgeschichten in eben nicht nationalen Zuschnitten wären ein erster Ausgangspunkt, um aus der Schnittmenge ein konkretes Thema zu entwickeln.¹⁴ Auch nach der Überwindung der pandemiebedingten Krise, die aktuell die ganze Welt beschäftigt, wird die Wahrnehmung von, die Kommunikation über und der Umgang mit Katastrophen und Seuchen große Signifikanz behalten. Auch daraus ließe sich in einem Kooperationsprojekt, das mehrere Fachdisziplinen, Fachdidaktiken und die Schulpraxis zusammenbringt, ein multimediales Schulbuchkapitel mit empirischer Begleitforschung erarbeiten und mit diesem Thema sogar auf jüngere Schüler*innen ausrichten.

12 Vgl. hierzu den Beitrag zur Geschichtswissenschaft in diesem Heft.

13 Die Bedeutung dieser Zugriffe in den mediävistischen Fächern wird beispielsweise in den Beiträgen zur Germanistik, Geschichte und Islamwissenschaft in diesem Heft deutlich.

14 Vgl. die Beiträge zu Archäologie, Islamwissenschaft, Byzantinistik, Medizingeschichte und Jüdische Studien in diesem Heft.

Literaturverzeichnis

- Baumert, Jürgen:** Deutschland im internationalen Bildungsvergleich. In: Nelson Killius, Jürgen Kluge u. Linda Reisch (Hgg.), *Die Zukunft der Bildung*. Frankfurt a. M. 2002, S. 100–150.
- Buck, Thomas Martin:** *Mittelalter und Moderne. Plädoyer für eine qualitative Erneuerung des Mittelalter-Unterrichts an der Schule* (Forum Historisches Lernen). Schwalbach a. T. 2008.
- Feistner, Edith, Ina Karg u. Christiane Thim-Mabrey:** *Mittelalter–Germanistik in Schule und Universität. Leistungspotenzial und Ziele eines Fachs*. Göttingen 2006.
- Goerlitz, Uta u. Meike Hensel-Grobe (Hgg.):** *Mediävistik und Schule im Dialog*. *Das Mittelalter* 22/1 (2017).
- Hensel-Grobe, Meike:** *Divergierende Geschichtsbilder? Das (Spät-)Mittelalter im Dialog zwischen Universität und Geschichtsunterricht*. In: *Das Mittelalter* 22/1 (2017), S. 75–92.
- Hensel-Grobe, Meike, Marie Hohmann u. Hei-drun Ochs:** ‚Das Lehr-Lern-Forschungslabor – Ort zukunftsorientierter Kooperation in der Lehramtsausbildung‘ der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. <https://geschichtsdidaktik.uni-mainz.de/files/2018/11/LLF-Geschichte-JGU-Mainz-Praesentation.pdf> (Zugriff: 15.01.2021).
- Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Hg.):** ‚*Volksgemeinschaft* in der Gauhauptstadt. Neustadt und der Nationalsozialismus‘. <https://neustadt-und-nationalsozialismus.uni-mainz.de/publikation/das-mpublish-im-geschichtsunterricht> (Zugriff: 15.01.2021).
- Klieme, Eckhard u. a.:** *Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards. Eine Expertise*. Hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (Bildungsreform 1). Bonn u. a. 2003.
- Lange, Kristina:** *Macht und Ohnmacht? Schülervorstellungen und Einstellungen zu Gesellschaftsordnungen und zur sozialen Ungleichheit*. In: *Zeitschrift für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften* 3/1 (2012), S. 32–53.
- Lee, Peter u. Rosalyn Ashby:** *Empathy, Perspective Taking, and Rational Understanding*. In: Ozro Luke Davis (Hg.), *Historical Empathy and Perspective Taking in the Social Studies*. London 2001, S. 21–50.
- Miedema, Nine R. u. Andrea Sieber (Hgg.):** *Zurück zum Mittelalter. Neue Perspektiven für den Deutschunterricht*. Frankfurt a. M. 2013.
- Reeken, Dietmar von:** *Mittelalter in der Geschichtskultur. Phänomene, Ursachen und didaktische Perspektiven*. In: *Geschichte lernen* 170 (2016), S. 2–7.
- Reeken, Dietmar von:** *Geschichtskultur im Geschichtsunterricht als Beitrag zur kulturellen Bildung?* In: Max Fuchs u. Tom Braun (Hgg.), *Kulturelle Unterrichtsentwicklung*. Weinheim 2018, S. 199–206.
- Seeber, Stefan:** *Mittelalter hat Zukunft – neue Perspektiven für Mediävistik und Schule*. In: *heiEDUCATION Journal* 6 (2020), S. 141–164. <https://doi.org/10.17885/heiup.heied.2020.6.24227> (Zugriff: 15.01.2021).
- Seidenfuß, Manfred u. Wolfgang Hasberg (Hgg.):** *Zwischen Politik und Kultur: Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Erweiterung der Mittelalterdidaktik*. Neuried 2003.
- Stöckle, Friederike:** ‚Die armen kleinen Bäuerlein ...‘. *Schülervorstellungen zu mittelalterlichen Herrschaftsformen*. Berlin 2012.


Mittellateinische Philologie

Die Mittellateinische Philologie wird derzeit im deutschsprachigen Raum von einem knappen Dutzend Lehrstühlen und Professuren vertreten, die jedoch in ihrer Zuschreibung nicht eindeutig mediävistisch verortet sind. Im Laufe der 1990er Jahre ist die Mehrzahl der vorhandenen Lehrstühle als Lehrstuhl für ‚Mittel- und neulateinische Philologie‘ überschrieben worden (z. B. Göttingen, Erlangen, Münster), nur noch einige der vorhandenen Professuren (z. B. Köln, Jena, Kiel, Halle) sind dezidiert mittelalterlich ausgerichtet und beenden ihre Arbeit in der Zeit um 1500. Einige Lehrstühle haben ein fast ausschließlich neulateinisches Profil (Bonn oder Münster), andere vertreten klassische und mittellateinische Philologie (Berlin, München). Ähnlich heterogen wie die Zuschreibungen gestalten sich auch die formalen Ansiedlungen der Lehrstühle und Professuren. Die Mehrzahl der Professuren ist innerhalb der klassischen Philologie beheimatet (z. B. Kiel, Halle, Berlin, Wien), andere agieren weitgehend autonom (Göttingen, Zürich) oder innerhalb anderer Fachverbände (z. B. Wuppertal). Die enormen Mengen an lateinischen Texten von 500 bis zur Gegenwart und die Möglichkeiten, das Verständnis der Professur an ihnen individuell auszurichten, geben den Lehrstuhlinhaber*innen die Chance, ihre individuellen Interessen zum Ausgangspunkt der Definition ihres Faches zu machen. Ergebnis ist eine im deutschsprachigen Raum recht heterogene Lehrstuhllandschaft, in der Hilfs- und Editionswissenschaften, Literaturwissenschaften, Philosophie-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, aber auch

Kontakt

Prof. Dr. Bernd Roling,

FU Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Mittel- und Neulatein, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin, bernd.roling@fu-berlin.de

 <https://orcid.org/0000-0002-6960-1264>

konservatives und modernes Methodenverständnis völlig gleichberechtigt nebeneinander stehen können. Seminarzuordnung und Lehrstuhlbezeichnung müssen für die tatsächliche inhaltliche Konturierung der Professur und ihre Arbeitsfelder, aber auch ihr Epochenverständnis aus diesem Grund wenig Aussagekraft besitzen.

Bereits die eigene Fachgeschichte, zu der vor und nach Ludwig TRAUBE (1861–1907), dem ersten eigentlichen Lehrstuhlinhaber in München (1902), seit Edmond FARAL und Jacob GRIMM viele Disziplinen ihren Beitrag geleistet haben – Germanistik, Romanistik, Kodikologie und Hilfswissenschaften ebenso wie Philosophie- und Theologiegeschichte – sorgt für eine enge Anbindung der Mittellateinischen Philologie an Nachbarfächer, aber auch für vielfältige Kooperationsmöglichkeiten. Eine gewisse Zahl der Studierenden rekrutiert sich aus benachbarten Disziplinen, der Philosophie, Kunstgeschichte und Theologie. Der Kernbestand der Absolvent*innen besteht schon durch die Einbettung in die Klassische Philologie aus Studierenden der lateinischen Philologie. Eigene Studiengänge (z. B. ein B. A. oder M. A. Mittellatein) existieren an einigen Universitäten, das Gros der Studierenden besteht jedoch tatsächlich noch immer aus angehenden Gymnasiallehrer*innen und Klassischen Philolog*innen, die mittel- und neulateinische Veranstaltungen innerhalb ihres Curriculums besuchen. Zum Teil erfolgt die Teilnahme an diesen Veranstaltungen freiwillig, zum Teil, wie in Berlin, als integraler Bestandteil des Studienverlaufs. An einigen Universitäten (z. B. Münster, Göttingen, Köln) existieren übergreifende Studiengänge wie ‚Interdisziplinäre Mittelalterstudien (IMAS)‘, die zumindest theoretisch zu einem erheblichen Teil von den Lehrenden der Mittellateinischen Philologie bespielt werden. Die Nachfrage nach diesen Studiengängen ist auch angesichts ihres oft schillernden Profils und, damit verbunden, den unklaren Berufsaussichten allerdings bisher überschaubar. Viele Absolvent*innen eines B. A. wechseln im weiteren Studienverlauf wieder in eines der eindeutiger definierten ‚Kernfächer‘.

Wie wird es für die Mittellateinische Philologie im Fächerverbund an den deutschen Universitäten weitergehen? Die thematische Offenheit des Fachs und sein oft schillerndes Profil, zugleich aber seine starke institutionelle Anbindung an die Klassische Philologie haben sich in den letzten Jahren ebenso als Chance wie als Gefahr erwiesen. Einige Professuren sind – oft zur Überraschung der Kolleg*innen – vor kurzem neu besetzt worden (Jena, Genf und Freiburg), andere befinden sich vor der Abwicklung (Kiel, Halle, Bonn), arbeiten schon seit längerem mit stark reduziertem Umfang (Heidelberg) oder werden derzeit nur in sehr reduzierter Gestalt wiederbesetzt (Wien). Wenn man ehrlich ist, steht von den augenblicklich noch bestehenden Lehrstühlen beinahe jeder zweite zur Disposition; die sinkenden Studentenzahlen innerhalb der Latinistik, die stark gesunkene Nachfrage nach Lateinlehrer*innen und die üblichen Verteilungskämpfe innerhalb der Fakultäten, die Fächer mit stärkerer Auslastung in den Vordergrund rücken, lassen eine Umwidmung des im Regelfall zweiten Lehrstuhls für Latein in einem Institut in eine andere Professur, gerne z. B. für Fachdidaktik, derzeit an vielen Universitäten attraktiv erscheinen. Der Rückhalt unter den Kolleg*innen, gerade

auch unter den Historiker*innen, ist oft gering. Umso wichtiger ist es für die Mittellateinische Philologie im Fächerverbund, die Anschlussfähigkeit an andere Fächer und die vielfältigen Optionen, die sich aus ihr ergeben, unter Beweis zu stellen, ohne dabei ihre Kernkompetenzen aufzugeben. Handschriftenlektüre, kodikologische Fähigkeiten, Sprachkompetenz und Texterschließungsstrategien sollten weiterhin im Zentrum des Faches stehen dürfen, lateinzentrierte Wissenschafts-, Theologie- und Philosophiegeschichte, eine die bloße Latinität, aber auch die Epoche ‚Mittelalter‘ hinter sich lassende europäische Literaturwissenschaft, die ganz im Sinne von Ernst Robert CURTIUS Latein als Ausgangssprache einer globalen Literatur wählt, sollten als weitere Perspektiven zwingend sein. Gleiches gilt für eine am Lateinischen ausgerichtete Wissenschafts- und Bildungsgeschichte, die die Grenzen der ‚Epochen‘ nur als Arbeitshypothesen begreift und versucht, die Schätze zu heben, die noch immer in den Archiven der globalen Vormoderne liegen. Nicht nur Newton und Linné haben auf Latein geschrieben, fünfhundert Jahre lang war Latein die entscheidende Wissenschaftssprache. Andernfalls droht dem Fach, so lässt sich befürchten, die vollständige Absorption durch die Klassische Philologie, damit aber auch das weitgehende Verschwinden seiner mediävistischen und mit ihr auch neulateinischen Ausrichtung.

Dass die Mittellateinische Philologie unter dieser Voraussetzung als kleines Fach mehr noch als andere darauf angewiesen ist, seine Präsenz durch Drittmittelprojekte und durch Teilnahme an nationaler und internationaler Verbundforschung in Gestalt von Graduiertenkollegien, Sonderforschungsbereichen und Exzellenzclustern zu dokumentieren, liegt auf der Hand. Vielen Lehrstühlen gelingt dies durch die oben erwähnte Doppelstrategie erstaunlich gut; es wird für die Zukunft des Faches entscheidend sein. Auf der anderen Seite werden mehr als 80 % der Teilnehmer*innen in Seminaren der Mittellateinischen Philologie noch immer Gymnasiallehrer*innen. Seit geraumer Zeit gibt es Versuche, mittelalterliche Themen, Texte und Fragestellungen stärker in die Lehrerbildung zu integrieren, teils durch entsprechende Projekte (z. B. in Göttingen), teils durch neue Schulaufgaben, um auf diese Weise für eine stärkere Präsenz des Mittellateins im Curriculum zu sorgen. Neben der sinkenden Bedeutung des Faches Latein im gymnasialen Fächerverbund steht diesen Bemühungen vor allem ein wesentliches Hindernis entgegen: die allgemein erodierende Lesekompetenz der Schülerinnen und Schüler und das immer geringere Niveau des Lateinunterrichtes, der vor der zehnten Klasse kaum noch die Lektüre eines Originaltextes erlaubt, im Regelfall jedoch auf dieser Stufe sein Ende findet. Wenn schon keine Zeile Ovid mehr gelesen wird, warum sollte es dann noch eine Heiligenlegende sein? Nur weil sie scheinbar leichter zu lesen ist als Caesar? Ob es hier für die Zukunft noch sinnvoll ist, die Hoffnung auf die Integration mittelalterlicher Textbausteine in den Unterricht zu legen, sei dahingestellt. In die konkrete Fachdidaktik ist das Mittellatein bisher nur wenig vorgedrungen.

Die geringe Anzahl von Lehrstühlen und ihre unsichere Zukunft zumindest im deutschsprachigen Raum verringert die Aussichten auf eine unmittelbare wissenschaftliche Karriere. Tatsächlich gibt es außerhalb des Drittmittelbereiches kaum noch Stellen.

Von einer Habilitation in mittellateinischer Philologie ist derzeit daher eher abzuraten; die wenigen jüngeren Bewerber*innen richten sich in ihrem Selbstverständnis inzwischen wieder am Profil der Klassischen Philologie aus und behandeln das Mittel- und Neulatein, so wie einst im 19. Jahrhundert, nur noch in der Marginalen. Als Replik auf die sinkende Nachfrage an Lehrer*innen und die fast völlige Absenz von verstetigten Mittelbaustellen sieht eine größere Anzahl von Absolvent*innen, sofern sie derzeit nicht in Drittmittelprojekten untergebracht sind, ihre Zukunft inzwischen darüber hinaus im außeruniversitären und außerschulischen Bereich. Traditionell sind für Mittellateiner*innen vor allem Bibliotheken und Archive als Arbeitsplätze attraktiv, für die sie noch immer jene Kernfähigkeiten vorweisen, über die früher, vor der weitgehenden Elimination der Historischen Hilfswissenschaften, fast alle Mittelalterhistoriker*innen verfügt hatten, also über Lektürefähigkeiten in lateinischer Sprache, Archivkompetenzen und paläographische Kenntnisse. Erweitert um die gerade aus diesen Gründen auch für Mittellateiner*innen immer wichtiger gewordene Grundierung in den Digital Humanities kann diese Kombination auf dem – sehr begrenzten – Arbeitsmarkt noch immer sehr attraktiv sein. Die Kluft zwischen dem berufsrelevanten ‚Kerngeschäft‘ und der Anschlussfähigkeit an andere Fächer, ja dem spezifisch Interdisziplinären, das gerade die Transferleistungen des Mittellateinischen erst ermöglicht, nicht zu groß werden zu lassen, wird eine der entscheidenden Herausforderungen für die Zukunft sein.

Musikwissenschaft

Musikwissenschaft ist außer an Universitäten auch an Hochschulen für Musik vertreten. Darin äußert sich eine gewisse Janusköpfigkeit des Fachs, das einerseits in den Geisteswissenschaften verankert ist, seine Herkunft aus der Musikpraxis (Universitätsmusikdirektoren im 19. Jahrhundert) aber nie verleugnet hat. Im Durchschnitt mit zwei bis drei Professuren, in Berlin, Hamburg, Hannover, Weimar und Würzburg aber auch umfangreicher ausgestattet, finden sich Institute nach wie vor an den meisten Universitäten im deutschsprachigen Raum. Oft ist eine Teilung vorgenommen, nach der eine Professur der älteren Musikgeschichte, allerdings nicht zwingend der Mediävistik zugeordnet ist. Zuletzt waren Professuren in Augsburg, Berlin (Humboldt-Universität und Universität der Künste), Freiburg, Gießen, Göttingen, Halle, Hamburg, Heidelberg, Köln, Leipzig, Mainz, Marburg, München, Münster, Regensburg, Rostock, Tübingen, Weimar und Würzburg der älteren Musikgeschichte gewidmet und/oder mit Mediävist*innen besetzt.

Innerhalb der musikbezogenen Mediävistik gibt es wenige Generalist*innen. Die Mehrzahl pflegt Schwerpunkte wie mittelalterliche Einstimmigkeit (Gregorianik, aber auch Trobadors, Trouvères und Minnesänger), mehrstimmige Komposition (Gattungen und Notenschrift) oder widmet sich Musik und Kultur im 15. und 16. Jahrhundert. So ist die mediävistische Teildisziplin fast immer in Bachelor- und Masterstudiengänge eingebunden, teilweise existieren Beteiligungen an kulturgeschichtlich ausgerichteten interdisziplinären

Kontakt

Prof. Dr. Franz Körndle,
Universität Augsburg, Professur
für Musikwissenschaft,
Universitätsstraße 26,
D-86159 Augsburg,
franz.koerndle@phil.uni-augsburg.de

oder sogar mittelalterzentrierten Studiengängen. In einigen wenigen Fällen wird an Musikhochschulen das Mittelalter von den Abteilungen für Alte Musik mitbedient. Dabei ist allerdings nicht immer eine musikhistorische Forschung zu beobachten, da die Ausbildung am Instrument oder im Gesang im Vordergrund steht.

Insgesamt betrachtet erfährt das Fach Musikwissenschaft derzeit eine in früheren Jahrzehnten nicht gekannte Ausdifferenzierung in methodischer Hinsicht, wobei Sound-Studies und Fragen nach Körperlichkeit ebenso diskutiert werden wie Genderthemen, während die ‚klassische‘ Auseinandersetzung mit Kompositionstechniken zurückgeht. Innerhalb der eher konservativ ausgerichteten Gesamt-Disziplin entwickelt die Musikmediävistik seit Jahren nicht nur eine bemerkenswerte Affinität zu den Digital Humanities, wobei computergestützte Rekonstruktionen verloren gegangener Stimmen ebenso vertreten sind wie digitale Analyse- und Editionsprojekte.

Die aktuellen methodischen Fragestellungen machen die Musikwissenschaft mit der Öffnung hin zu den Nachbardisziplinen Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft sowie Literatur- und Geschichtswissenschaften durchaus attraktiv. Diese Verwandlung der einst als eher hermetische Fachdisziplin betrachteten Musikmediävistik hin zu allgemeineren kulturgeschichtlichen Themen birgt allerdings die Gefahr einer Auflösung der genuinen Kernkompetenzen (Notenschrift, Komposition, Instrumentenkunde) und der damit verbundenen Verschiebung fachlicher Grenzen in sich. Mit dem sich stets wandelnden Zugang über die Musikpraxis geht eine ungebrochene Faszination von mittelalterlicher Musik aus, die auch anhalten dürfte, obwohl die fachliche Expertise leicht zurückgeht. Die langjährige und qualitativ hochwertige Editionsarbeit der erhaltenen Kompositionen garantiert dafür eine solide Grundlage. Mit großem Interesse verfolgt werden können interdisziplinäre Forschungsansätze der digitalen Rekonstruktion von Räumen in der Vergangenheit, wenn dabei die akustische Dimension seriös berücksichtigt wird.

Perspektivisch könnten die größeren Institute in den nächsten Jahren möglicherweise allerdings ihre stark forschungsorientierten Professuren verlieren, gerade wenn keine starke Anbindung an Nachbardisziplinen erfolgt ist und Umwidmungen in Richtung Populärmusik anstehen. Wegen des interdisziplinären Austauschs hat es sich als äußerst nützlich erwiesen, dass das Fach mit einer Professur im Beirat des Mediävistenverbands vertreten ist. In dem angesprochenen interdisziplinären Austausch scheint die fachliche Expertise nötig und willkommen.

Zu benachbarten Disziplinen bestehen vielfältige Schnittstellen, so viele, dass 1997 dem Thema ein eigener Kongress der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft gewidmet war.¹ Die Anschlüsse reichen von den Naturwissenschaften (Physik, Akustik) über Soziologie und Psychologie sowie Philosophie hin zu Theologie, Kunstgeschichte, Sprach- / Literaturwissenschaft und Geschichte. Die Verbindungen liegen nicht allein im

1 International Musicological Society, *Musiology and Sister Disciplines: Past, Present and Future*, London, 14th to 20th August 1997.

gegenseitigen Respekt der Fächer im Sinn einer unterstützenden Nachbarschaft, sondern sind intensiv, grundlegend etwa bei der Kirchenmusik oder wenn es um Vertonungen von Texten unterschiedlicher sprachlicher Provenienz geht, aber ebenso naheliegend bei der Kontextualisierung von Musik im Bereich der Geschichte. Die methodische Öffnung der Musikmediävistik bringt aber gerade da eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz, wo die disziplinäre Nähe zu Grenzüberschreitungen führen kann, nicht zuletzt bei der Germanistik und der Geschichte. Dies ist vor allem da zu beobachten, wo die Berührungspunkte diffus zu werden beginnen, wenn etwa aus Untersuchungen zu Kompositionen Sound Studies werden. Während die ältere Forschung mit dem Wissen um die schwierig zu lesende Überlieferung in ihren mittelalterlichen Notationsformen operierte, bemüht man sich aktuell um den Klang der Vergangenheit, dessen Schallwellen längst nicht mehr erfassbar sind. Über die absichtlich herbeigeführten Klangerzeugnisse liegen mitunter schon aus den betreffenden Jahrhunderten schriftliche Äußerungen vor – sie stammen allerdings in der Regel nicht von Musiker*innen selbst, sondern von Nicht-Fachleuten, sind also hinsichtlich ihres Aussagewerts nur mit der gebotenen Vorsicht benützlich.

Für die internationale Vernetzung kommt der ‚Medieval & Renaissance Music Conference‘ eine zentrale Funktion zu. Sie findet im jährlichen Wechsel und ungeachtet des bevorstehenden Brexits im United Kingdom und auf dem europäischen Festland statt. Seit der internationalen Erweiterung mit den Tagungen in Jena und Tours (2003 und 2005) ist die ‚Med-Ren‘ zu einem Forum für den Austausch der jeweiligen Forschungsthemen und zur Begegnung der etablierten Generationen mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs geworden. Davon konnte nicht zuletzt die deutsche Musikmediävistik profitieren, die international deutlich stärker wahrgenommen wird als noch vor 20 Jahren. Zudem gingen zuletzt mehrere internationale Forschungs Kooperationen als sog. ‚HERA‘-Projekt mit europäischer Förderung daraus hervor.

Gerade weil die Musik als performative Kunst nach ihrem Erklingen immer der Vergangenheit angehört, galt dem Wieder-Klingen-Machen in Form des Reenactments seit dem 19. Jahrhundert ein uneingeschränktes Interesse, das sich in öffentlichen Konzerten deutlich bemerkbar macht. Forschungen zur Sozialgeschichte der Musik bringen etwa bei den im Mittelalter ansetzenden Wurzeln der Professionalisierung wesentliche Erkenntnisse, die bei der Reflexion im Bereich der modernen Ausbildung an Hochschulen und Universitäten helfen können. Auf dem Feld der Instrumentenkunde führten Projekte zur Materialität erhaltener Instrumente in Kooperationen mit Naturwissenschaften (zerstörungsfreie Materialprüfung: DFG-Projekt ‚MUSICES‘) zur Verbesserung des technischen Equipments. Wie weit die Musikwelt des Mittelalters in die Gegenwart fortwirkt, zeigt der moderne Computer, dessen Eingabewerkzeug, das sogenannte Keyboard, dem Orgelbau des 14. und 15. Jahrhunderts entstammt.

Das Fach Musikwissenschaft ist in vielen Universitäten und Musikhochschulen in die Lehramtsausbildung eingebunden. Zwar ist die musikbezogene Mediävistik in den Lehrplänen meist nur schwach vertreten, aber die Stelleninhaber*innen können das

Interesse an mittelalterlicher Musik anregen. Auf den Tagen der Bayerischen Schulmusik 2014 etwa wurde in einem Impulsreferat auf diese Option hingearbeitet.² Das Echo auf die Veranstaltung zeigt die Neugier von Musiklehrer*innen, denen Materialien im Internet zum Download angeboten werden sollten.

In den letzten 20 Jahren konnte bei der Musikmediävistik gerade in Deutschland zeitweise eine starke Entwicklung beobachtet werden, was sich auch in den traditionell besser aufgestellten englischsprachigen Ländern bei Stellenbesetzungen niederschlug. Dabei ist das Angebot an beruflichen Möglichkeiten insgesamt vielfältig, in Verlagen und Bibliotheken ebenso wie in den Redaktionen von Print- und Digitalmedien. Darüber hinaus ist die Landschaft freier Forschungsinstitute immer noch beachtlich gut aufgestellt. Für den Personenkreis mit gleichermaßen ausgeprägter Qualifikation in Wissenschaft und Kunst steht der Bereich der Musikpraxis in Hochschulen und bei Konzerten offen. Freilich ist die Zahl der verfügbaren Stellen trotz der angedeuteten Vielfalt nicht üppig. Mit Einführung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes und seiner Anwendung auf Drittmittelprojekte sind manche Nachwuchswissenschaftler*innen in eine Sackgasse hinsichtlich der beruflichen Perspektive geraten, also gerade dort, wo eine herausragende Qualifikation über die Spezialisierung erfolgen kann. Wie der Erfolg der Leipziger Sommerkurse zur Handschriftenkultur belegt, kann der Einbau der Musikwissenschaft nicht nur das Spektrum der Sonderschriften (Noten) erweitern, sondern mit der klanglichen Umsetzung ästhetisch bereichern. Gerade hier erweist sich die professionelle Auseinandersetzung mit der Musiküberlieferung des Mittelalters als wirksame Abgrenzung zur populär durchaus wirkmächtigen – aber doch hinsichtlich ihrer wirklichen Kenntnis dürftigen – Szene der Barden auf Mittelaltermärkten.

Eine digitale Plattform für die musikbezogene Mediävistik fehlt bisher. Eine begründete Hoffnung mag allerdings auf die 2020 erfolgte Besetzung eines neuen Lehrstuhls für Digitale Musikwissenschaft und Musik vor 1600 an der Universität Tübingen gerichtet werden. Die bereits angesprochene, jährlich ausgerichtete ‚Medieval & Renaissance Music Conference‘ organisiert sich in erstaunlicher Weise mit der Bereitschaft internationaler Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst. Wünschenswert wäre eine wiederholt diskutierte, stärkere Interaktion mit dem alljährlichen Mittelalterkongress in Leeds, auf dem der Mediävistenverband regelmäßig vertreten ist.

2 Franz Körndle, Mittelalterliche Musik im schulischen Unterricht. In: Bernhard Hofmann (Hg.), Muffat, Mozart, Maffay, Strauss: Musik und Musiker in Bayern. Beiträge zu den Tagen der Bayerischen Schulmusik 2014. Innsbruck, Esslingen, Bern-Belp 2015, S. 85–96.

Literaturverzeichnis

Körndle, Franz: Mittelalterliche Musik im schulischen Unterricht. In: Bernhard Hofmann (Hg.), Muffat, Mozart, Maffay, Strauss: Musik und Musiker in Bayern. Beiträge zu den Tagen der Bayerischen Schulmusik 2014. Innsbruck, Esslingen, Bern-Belp 2015, S. 85–96.

Die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie ist vor allem die Frucht der kirchlich geförderten neuscholastischen ‚Wiederentdeckung‘ des mittelalterlichen Denkens ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Durch einen bewusst vollzogenen, aber weitgehend enthistorisierten Rückgriff auf das Mittelalter, insbesondere auf Thomas von Aquin, meinte die Neuscholastik, den die Einheit von Glaube und Vernunft bedrohenden modernen Philosophien eine wahre christliche Philosophie entgegenzusetzen, die im sog. Thomismus als einem geschlossenen normativen Denksystem, das in deduktiver Form auf nahezu alle Bereiche der Philosophie anwendbar war, ihre Idealgestalt fand. Daneben gab es allerdings auch vermittelnde Versuche – etwa den transzendentalen Thomismus, der die Konfrontation mit Immanuel Kant suchte – und nicht zuletzt kritische Stimmen, die ausdrücklich die Hinwendung zur historisch-kritischen Erforschung der Kontexte des thomanischen Denkens und Wirkens als notwendig forderten und damit ihrerseits erheblich zur Erschließung der Philosophie des Mittelalters beitrugen.

Diese historischen Rahmenbedingungen haben positive wie negative Konsequenzen: Positiv wirkte sich aus, dass eine genuin mittelalterliche Philosophie in ihrer Eigenart gewürdigt, sichtbar gemacht und gestärkt wurde; mit der Folge, dass immer mehr Positionen erschlossen und Texte kritisch ediert wurden. Negative Konsequenzen zeigten sich darin, dass die mittelalterliche Philosophie, die ohnehin unübersehbar mit theologischen Motiven verknüpft ist, durch ihre

Kontakt

Prof. Dr. Isabelle Mandrella,
Ludwig-Maximilians-Universität,
Katholisch-Theologische Fakultät,
Professur für Philosophie und philoso-
phische Grundfragen der Theologie,
Geschwister-Scholl-Platz 1,
D-80539 München,
isabelle.mandrella@lmu.de

Einbettung in kirchlich-theologische Interessen zu stark vereinnahmt und damit instrumentalisiert wurde; das betraf vor allem die einseitige, nicht zuletzt päpstlich geförderte Rezeption der Philosophie des Thomas von Aquin als des „Fürsten der Scholastik“ (so die Enzyklika ‚Aeterni Patris‘ von 1879). Dies bedient bis heute das Vorurteil, die mittelalterliche Philosophie sei eigentlich gar keine Philosophie, sondern Theologie. Dieses Vorurteil erweist sich noch immer als erstaunlich hartnäckig, obwohl die Philosophie des Mittelalters sich mittlerweile völlig aus den genannten theologischen Kontexten gelöst hat und in Forschung und Lehre als philosophische Disziplin präsent ist.

Die mittelalterliche Philosophie ist heute an vielen Standorten an deutschen Universitäten vertreten, d. h. institutionell und somit auch in den Studiengängen verankert.¹ Allerdings gibt es einige Differenzierungen anzubringen, die für die Lage des Fachs signifikant sind. Dies hängt mit den Lehrstuhldenominationen zusammen, die nicht immer ausdrücklich für die Philosophie des Mittelalters ausgewiesen sind. Oft sind sie anders benannt, werden aber – zufällig oder weil es der Geschichte des Lehrstuhls entspricht – mit Personen besetzt, deren Forschungsschwerpunkt in der mittelalterlichen Philosophie liegt. Explizit für das Mittelalter ausgeschrieben philosophische Lehrstühle / Professuren gibt es nur in Bonn (Philosophie, insbesondere des Mittelalters: Wouter GORIS), Frankfurt (Philosophie, Schwerpunkt Mittelalterliche und Praktische Philosophie: Matthias LUTZ-BACHMANN), Köln (Geschichte und Systematik der Philosophie, Philosophie des Mittelalters: Andreas SPEER) und Mainz (Philosophie des Mittelalters und ihre Wirkungsgeschichte: Mechthild DREYER).

Hinzu kommen Lehrstühle / Professuren, die die Philosophie der Antike und des Mittelalters umfassen; Philosophie-Institute meinen, damit die ältere Philosophiegeschichte vor Kant hinreichend abgedeckt zu haben. Das Problem liegt auf der Hand: Eine der beiden Epochen droht vernachlässigt zu werden. Meistens geht das eher zu Lasten der mittelalterlichen Philosophie, die im Gegensatz zur antiken Philosophie in der allgemeinen philosophischen Wahrnehmung einen schwereren Stand hat. Denn während die antike Philosophie allgemein vertrauter ist, bereits im Schulunterricht viel häufiger behandelt wird und in Bezug auf moderne Fragestellungen anschlussfähiger erscheint, steht die mittelalterliche Philosophie vor dem Problem, weitaus unzugänglicher und damit nur wenigen Spezialisten bekannt zu sein; hinzu kommen die oben angesprochenen Vorurteile gegen das ‚finstere‘ und ‚autoritätshörige‘ Mittelalter, die diese Epoche ihrer philosophischen Dignität berauben.²

In den Lehrstuhlauschreibungen ist man sich der Problematik durchaus bewusst und versucht ihr dadurch zu entgehen, dass man von den Bewerberinnen und Bewerbern vertiefte Kenntnisse in der Forschung nur für eine der beiden Epochen erfragt,

1 Die folgenden Namensnennungen berücksichtigen nur ordentliche Lehrstühle bzw. Professuren, also keine zeitlich befristeten (Junior-)Professuren oder Habilitierte.

2 Vgl. hierzu und zur daraus folgenden Problematisierung des Mittelalterbegriffs den Beitrag ‚Typisch Mittelalter‘? Begriffe, Gegenstände, Perspektiven‘ in diesem Heft.

dafür jedoch erwartet, dass in der Lehre beide Epochen abgedeckt werden. Dies hindert jedoch nicht daran, dass Stellen mit der Denomination ‚Philosophie der Antike und des Mittelalters‘ mit Personen besetzt werden, die ausschließlich auf dem Gebiet der Antike qualifiziert sind; ein extremes Beispiel – gerade auch angesichts der langjährigen Tradition des ehemals von Kurt FLASCH besetzten Mittelalter-Lehrstuhls! – ist Bochum, aber auch Münster hat einen eindeutigen Schwerpunkt in der Antike (Philosophie mit dem Schwerpunkt Antike und Mittelalterliche Philosophie: Walter MESSCH). Es gibt allerdings auch erfolgreiche Beispiele, die zeigen, dass beide Epochen durchaus gleichwertig in Forschung und Lehre vertreten werden können, so in Jena (Philosophie mit Schwerpunkt Antike und mittelalterliche Philosophie: Matthias PERKAMS) und Würzburg (Antike und mittelalterliche Philosophie: Jörn MÜLLER).

Eine dritte Form, in der mittelalterliche Philosophie an deutschen Universitäten betrieben wird, sind die Lehrstühle für arabische (gegebenenfalls auch jüdische) Philosophie, für die der Mittelalterbegriff zwar problematisch ist, die sich aber in der Regel faktisch betrachtet mit mittelalterlichen Positionen beschäftigen. Dies geschieht in Freiburg (Arabische Philosophie: Nadja GERMANN), Köln (Arabische und jüdische Philosophie: David WIRMER) und München (Spätantike und arabische Philosophie: Peter ADAMSON).

Schließlich gibt es den Bereich der Lehrstühle/Professuren, in deren Denominationen die Philosophie des Mittelalters zwar nicht auftaucht, die aber von Personen besetzt sind, deren Schwerpunkt faktisch (wenn auch nicht immer ausschließlich) in der mittelalterlichen Philosophie liegt: Bamberg (Philosophie: Christian SCHÄFER), Bayreuth (Philosophie: Rudolf SCHÜSSLER), Berlin (HU, Theoretische Philosophie: Dominik PERLER; FU, Geschichte der Philosophie: Anne EUSTERSCHULTE), Düsseldorf (Theoretische Philosophie: Christoph KANN – momentan neu ausgeschrieben für Geschichte der Philosophie, Schwerpunkt Antike und Mittelalter), Halle (Ethik: Matthias KAUFMANN), Hamburg (Geschichte der Philosophie: Stephan SCHMID), München (Philosophie und philosophische Grundfragen der Theologie: Isabelle MANDRELLA), Oldenburg (Geschichte der Philosophie: Johann KREUZER), Tübingen (Philosophische Grundfragen der Theologie: Johannes BRACHTENDORF), Würzburg (Geschichte der Philosophie: Dag HASSE). Das Problem hier besteht darin, dass nicht sichergestellt werden kann, dass bei Ausscheiden der Lehrstuhlinhaberinnen und -inhaber die Stelle erneut mit jemandem besetzt wird, der auf die Philosophie des Mittelalters spezialisiert ist; so fiel kürzlich der mit vielen wichtigen Projekten befasste Mittelalter-Lehrstuhl von Rolf SCHÖNBERGER in Regensburg (Geschichte der Philosophie) nach dessen Emeritierung einer Neuausrichtung zum Opfer.

Die Philosophie des Mittelalters wird im deutschsprachigen Bereich von der ‚Gesellschaft für Philosophie des Mittelalters und der Renaissance‘ (GPMR) vertreten. Darüber hinaus gibt es einzelne Gesellschaften und Institutionen, die einem speziellen Denker des Mittelalters gewidmet sind: zum Beispiel das Albertus-Magnus-Institut, die Meister Eckhart- oder Cusanus-Gesellschaft, die St. Hildegard-Akademie etc. Als Fach steht

die mittelalterliche Philosophie in engem Kontakt zu den unmittelbaren Nachbardisziplinen Philologie, Geschichte und Theologie, ist aber auch interdisziplinär mit den Grundwissenschaften, der Kunst- und Rechtsgeschichte verbunden. Ihre internationale Ausrichtung ist aus der Forschung nicht mehr wegzudenken; das Fach ist in nahezu allen Ländern vertreten und sehr gut vernetzt.

Ein spezifisches Problem der universitären Situation der mittelalterlichen Philosophie in Deutschland besteht wie bereits erwähnt in der Gefahr der Streichung bzw. Degradierung von Lehrstühlen. Viele zum Teil prominent besetzte Stellen für mittelalterliche Philosophie werden nach ihrem Freiwerden durch Emeritierung oder einen anderen Ruf durch philosophiegeschichtliche Lehrstühle ersetzt, die sich entweder mit der Philosophiegeschichte allgemein beschäftigen, oder sich gleich ganz nur auf die antike Philosophie oder auf die Philosophie des 17./18. Jahrhunderts konzentrieren. Für viele stellt das Mittelalter eben noch immer jenes *medium aevum* dar, das mit einer pejorativen Beurteilung verbunden wird, die dieser Epoche eine philosophische Eigenwertigkeit abspricht und sie als zu vernachlässigende Übergangszeit zwischen Antike und Renaissance disqualifiziert. Eine Schwächung der mittelalterlichen Philosophie wird jedoch auch dadurch betrieben, dass Lehrstühle von W3 auf W2 herabgestuft werden – mit dem Argument, es ginge ja ‚nur‘ um Philosophiegeschichte.

Der Hintergrund für diese Entwicklungen ist freilich auch in den kritischen Diskussionen zu suchen, die in der Philosophie selbst geführt werden: entweder innerhalb der Philosophie allgemein, wo es das starke Interesse der sogenannten analytischen Philosophie gibt, einen philosophiehistorischen Bezug zu vernachlässigen oder gar ganz zu verbannen; oder aber innerhalb der Philosophie des Mittelalters selbst, die ein gespaltenes Selbstverständnis aufweist, das sich zwischen Philosophiegeschichte bzw. philologisch orientierter Rekonstruktion einerseits und Philosophie sowie deren Aktualitätsansprüchen andererseits bewegt. Während die analytische Philosophie sich zunehmend auch für die Philosophiegeschichte öffnet und somit neue Perspektiven für eine philosophische Behandlung des Mittelalters bietet, steht die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie vor der Situation, die oben beschriebenen spezifischen Probleme dadurch zu fördern, dass sie sich selbst nicht über ihr Selbstverständnis einig ist. Konzentriert sie sich zu einseitig auf den historisch-philologischen Bereich, wird sie als unphilosophisch bzw. deskriptiv abgetan und im heutigen philosophischen Diskurs nicht ernst genommen; konfrontiert sie die mittelalterlichen Texte und Autoren mit aktuellen philosophischen Debatten, wird ihr vorgeworfen, den historischen Kontext nicht zu berücksichtigen, den Autoren interpretatorische Gewalt anzutun und sie mit Problemen zu konfrontieren, die nicht die ihrigen waren. Es ist bezeichnend, dass es unter den Vertreterinnen und Vertretern der mittelalterlichen Philosophie durchaus solche gibt, die von sich behaupten, sie betrieben keine Philosophie, sondern (nur) Philosophiegeschichte.

Ich halte diese These für heikel, denn sie verhindert, sich einem drängenden Problem zu stellen, mit dem sich die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie konfrontiert

sieht und das sie mit anderen mediävistischen Disziplinen verbindet, nämlich die Frage der Epochenabgrenzung. Wann beginnt die mittelalterliche Philosophie und vor allem: Bis wann reicht sie? Wie grenzt sie sich von der Spätantike einerseits und der Renaissance/Frühen Neuzeit andererseits ab? Eine kritische philosophische Reflexion des Mittelalterbegriffs zeigt, dass die Kontinuitäten in systematischen Fragen und Themen viel stärker sind, als es die historischen Epochenschwellen und die damit verbundenen angeblichen Brüche vorgeben. Die Philosophie des Mittelalters ist deshalb immer auch von ihrer Wirkungsgeschichte her zu betreiben und dazu gehört auch, sie mit Blick auf das zu verfolgen, was die Philosophie heute beschäftigt. Andererseits kann man nicht einfach darauf verzichten, nach dem zu fragen, was in philosophischer Hinsicht als spezifisch mittelalterlich und somit als signifikantes Merkmal mittelalterlichen Philosophierens gelten kann. Auch diese Anforderung setzt jedoch ein systematisches philosophisches Interesse voraus.

Zu den Herausforderungen einer Beschäftigung mit der lateinisch-westlichen mittelalterlichen Philosophie gehört es auf der einen Seite, ihre Verortung im christlichen Kontext als ihren konstitutiven Bestandteil zu begreifen und zugleich kritisch zu reflektieren – selbstverständlich weder konfessionell noch überhaupt bekenntnisgebunden. Inakzeptable Formulierungen wie etwa die Bezeichnung ‚christliche Philosophie‘, die versuchen, das Christliche zur essentiellen Wesensbestimmung der mittelalterlichen Philosophie zu erheben, übersehen dabei, dass Philosophie keiner spezifizierenden Eigenschaft bedarf, um Philosophie zu sein (weshalb es den Begriff *philosophia christiana* im Mittelalter nicht gibt). Damit soll freilich nicht geleugnet werden, dass die Verknüpfung mit christlichen Ideen und Institutionen sich äußerst produktiv auf das mittelalterliche Denken ausgewirkt und von dort bis in die europäische Neuzeit hinein gewirkt hat (etwa in Bezug auf die Autonomie der Vernunft, die Gewissensfreiheit oder die Menschenwürde, aber auch die Unterscheidung von Philosophie und Theologie oder unser Verständnis von Natur und Wirklichkeit betreffend etc.).

Auf der anderen Seite besteht die mittelalterliche Philosophie nicht nur im lateinischen christlichen Okzident, sondern wirkt kultur-, sprach- und religionsübergreifend auch im Judentum, Islam und in der Ostkirche, im griechischen, arabischen, hebräischen und syrischen Sprach- und Kulturraum. Dies bringt eine Weite und Vielfalt an Themenspektren mit sich, die die mittelalterliche Philosophie bis heute attraktiv machen, nicht zuletzt als Projektionsfläche für das Verständnis unserer heutigen globalisierten Welt.

Zu den Trends der Erforschung der mittelalterlichen Philosophie zählt infolgedessen die Ausweitung des (angeblich zu engen) europäisch-okzidental-christlichen Blickwinkels in die kulturelle Vielfalt, die sich vor allem in einer Fokussierung auf die arabische Philosophie manifestiert. Diese Blickerweiterung versteht sich im Sinne einer Emanzipation von traditionellen Eingrenzungen, steht aber selbst in der Gefahr, einseitig zu werden. Zu den meines Erachtens kritisch zu betrachtenden Konsequenzen zählt zum Beispiel die Relativierung der spezifischen Leistung ‚abendländischer‘ mittelalterlicher Philosophen und ihrer Synthese von paganer Philosophie und christlichen

Glaubensansprüchen, die im Sinne einer zunehmenden Rationalisierung sowohl im Bereich der theoretischen als auch der praktischen Philosophie eminent wichtige Weichenstellungen bewirkt hat.

Eine zweite Gefahr, die mit der Forderung nach einer globalen Perspektive einhergeht, sehe ich in der Auflösung eines (normativen) Philosophiebegriffs in die Beliebigkeit jeglichen (ideengeschichtlichen) Denkens, die heute umso dringender die Frage aufwirft, was eigentlich Philosophie des Mittelalters ist und inwiefern sie sich von der Ideengeschichte absetzt.

Rechtsgeschichte

Die mittelalterliche Rechtsgeschichte ist an der heutigen deutschen Universität eine Spezialisierung innerhalb eines schon an sich eher kleinen Fachs, eben der Rechtsgeschichte. Die Rechtsgeschichte ist institutionell an den juristischen Fakultäten verankert und dient der Reflexion des geltenden Rechts aus historischer Perspektive. Sie ist insofern ‚Annex‘ zur juristischen Ausbildung wie zur rechtswissenschaftlichen Forschung. An den deutschen rechtswissenschaftlichen Fakultäten gibt es mindestens einen, regelmäßig zwei, in Ausnahmefällen bis zu vier Lehrstühle; die rechtshistorische Mediävistik zählt jedoch nur bei einem kleinen Teil der gut 60 Lehrstuhlinhaberinnen und -inhaber zum Forschungsschwerpunkt: Nur eine gute Handvoll arbeitet über originär mittelalterliche Fragen. Am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main findet eine kontinuierliche, wenn auch nicht vertiefte mediävistische Forschung statt.

Die mediävistische Rechtsgeschichte als Disziplin ist durch drei grundsätzliche Phänomene geprägt, die befruchtend und bereichernd wirken, aber zugleich auch eine institutionelle Gefährdung darstellen. Erstens ist eine rechtshistorische Professur immer auch mit Lehre und Forschung im geltenden (Zivil-)Recht verbunden, weswegen Berufungsentscheidungen häufig weniger von der rechtshistorischen Ausrichtung abhängen als von der zivilrechtlichen Qualifikation. Zweitens werden Fragen, die die mediävistische Rechtsgeschichte bearbeitet, inzwischen stark durch Vertreterinnen und Vertreter der allgemeinen Geschichtswissenschaft

Kontakt

Prof. Dr. Stephan Dusil M.A.
LMS (PIMS), Eberhard Karls Universität Tübingen, Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Deutsche Rechtsgeschichte und Juristische Zeitgeschichte, Geschwister-Scholl-Platz, D-72074 Tübingen,
stephan.dusil@uni-tuebingen.de
 <https://orcid.org/0000-0003-1406-813X>

wahrgenommen und nach außen hin vertreten; als Beispiel sei das Lehnrecht, aber auch die Verfassungsgeschichte genannt. Drittens prägt eine im 19. Jahrhundert wurzelnde Aufteilung der rechtshistorischen Lehrstühle in ‚romanistische‘ und ‚germanistische‘ das Fach,¹ obwohl eine Einteilung nach Zeitepochen (Antike, Mittelalter, Neuzeit) sachgerechter wäre. Durch diese Trennung wird ein ganzheitlicher Blick auf die Rechtsgeschichte des Mittelalters erschwert, der ‚gelehrt-römisches‘ wie ‚ungelehrt-deutsches‘ Recht erfasst. Dementsprechend existieren keine typisch mediävistischen Lehrstühle, vielmehr wird – gerade wenn nur ein Rechtshistoriker an einer Fakultät lehrt – eine breite Ausrichtung erwartet.

Vor dem Hintergrund dieser drei disziplinären Besonderheiten erklärt sich die heutige Situation der mediävistischen Rechtsgeschichte in Lehre und Forschung. Zunächst zur juristischen Ausbildung, in der mediävistische Themen meistens nur *en passant*, aber nicht schwerpunktartig angesprochen werden. Dies geschieht zumeist im Rahmen des – den Juristenausbildungsgesetzen zufolge regelmäßig obligatorischen – Grundlagentheorie in der Rechtsgeschichte (regelmäßig 2 SWS, davon zwei bis vier Wochen zum Mittelalter). Inwiefern darüber hinaus noch universitäre Schwerpunktbereiche in der Rechtsgeschichte – und eventuell sogar mit mediävistischem Inhalt – angeboten werden, ist von der Prüfungsordnung der jeweiligen Universität wie dem Fachvertreter vor Ort abhängig. Es lässt sich jedoch – so der persönliche Eindruck des Autors – ein vielleicht nicht allzu tiefgehendes, aber doch stetiges Interesse an rechtshistorischen Fragestellungen seitens der Studierenden feststellen. Dabei kommt jedoch die Rechtsgeschichte der Moderne ihrer Erwartungshaltung stärker entgegen als die mittelalterliche, sei es, dass Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert für angehende Juristinnen und Juristen zugänglicher sind oder für das geltende Recht nützlicher erscheinen. Hinzu kommt, dass die Voraussetzungen für mediävistisches Arbeiten (z. B. Sprachen, Fähigkeiten zur Erschließung von – handschriftlichen – Quellen, etc.) häufig nicht mehr gegeben sind und im Rahmen eines juristischen Studiums auch nicht vermittelt werden (können). Dennoch kann mittelalterliche Rechtsgeschichte in didaktischer Hinsicht zum Beispiel dazu dienen, ein Gegenmodell zur heutigen Gesellschaft zu entwerfen. So können Studierende durch das Kennenlernen der früheren Differenzierungen im Erbrecht, der Benachteiligung von unehelichen Kindern oder der Geschlechtsvormundschaft des Ehemannes ihre Reflexionskompetenz stärken und zugleich den tiefgreifenden Wandel gerade im Familienrecht erfassen.

Die Frage nach Theorien und leitenden Methoden in der Forschung ist aufgrund der kleinen Anzahl von Fachvertreterinnen und Fachvertretern schwer zu beantworten,

1 Romanistische Lehrstühle sind solche, an denen über die ‚römische‘ Rechtsgeschichte, germanistische solche, an denen über die ‚deutsche‘ Rechtsgeschichte gearbeitet wird. Die kirchenrechtsgeschichtlichen Lehrstühle sind inzwischen fast gänzlich entfallen. Die ursprüngliche Dreiteilung des Fachs prägt bis heute das zentrale Publikationsorgan, die Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, die in drei Abteilungen (romanistisch, germanistisch und kanonistisch) erscheint.

da deren Arbeiten recht heterogen sind. Als Arbeitsschwerpunkte lassen sich ausmachen: Gelehrtes Recht (römisches wie kanonisches Recht), Landrechte/Rechtsbücher und Stadtrechte. Insgesamt liegt der Schwerpunkt eher auf dem Spätmittelalter als dem Hohen Mittelalter; rechtshistorische Forschungen zu den *Leges* sowie zum Frühmittelalter insgesamt sind selten geworden. Typisch für die Forschung in der mediävistischen Rechtsgeschichte ist die starke Anknüpfung an andere Disziplinen, deren Fragestellungen und Methoden. So sind vielfach Perspektiven der allgemeinen Geschichtswissenschaft – wie zum Beispiel zu sozial- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen – aufgenommen worden, was die Kommunikation mit diesen Fächern ermöglicht. Dadurch hat sich die mittelalterliche Rechtsgeschichte aber ein gutes Stück von den Fragestellungen des geltenden Rechts und auch der Dogmengeschichte² abgekoppelt und den Geschichts- und anderen Geisteswissenschaften angenähert. Man muss aber auch festhalten, dass durch die Tätigkeit der Lehrstuhlinhaberinnen und -inhaber im Zivilrecht *und* in der Rechtsgeschichte häufig nur geringe Freiräume für eine engere Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen bestehen, selbst wenn immer wieder Nachfrage an rechtshistorischer Expertise besteht.

Mit Blick auf den Nachwuchs sind zwei gegenläufige Entwicklungen zu beobachten. Auf der einen Seite ist zu konstatieren, dass die derzeitige Ausbildung wenig Raum für die Heranführung an die rechtshistorische Mediävistik lässt; auf der anderen Seite gelingt es vielen Lehrstuhlinhaberinnen und -inhabern jedoch immer wieder, sehr gute mediävistische Arbeiten zu betreuen. Dem Nachwuchs selbst steht (nur) eine wissenschaftliche Laufbahn offen; Dauerstellen im akademischen Mittelbau sind nicht, an Akademien oder am MPI kaum vorhanden. Insgesamt scheinen die Aussichten für eine wissenschaftliche Karriere aber mittelfristig (also in rund zehn Jahren) nicht schlecht zu sein, da durch Pensionierungen Stellen frei werden, auf die – wenn sie denn wiederbesetzt werden – wenige Bewerberinnen und Bewerber kommen werden. Ob allerdings gerade mediävistisch ausgerichteter Nachwuchs zum Zuge kommen wird, ist nicht abzusehen.

Welche Rolle kann der mittelalterlichen Rechtsgeschichte in Zukunft zukommen? Damit das Fach in der Forschung attraktiv und damit bestehen bleibt, ist eine kluge Nachwuchsförderung nötig (Förderung der Teilnahme an Sommerschulen, Paläographiekursen, Sprachkursen etc.). Diese impliziert auch, dass das Fach in der Lehre (und insbesondere in Seminaren) vorgestellt und somit ‚beworben‘ wird. Mit abstrakteren Fragestellungen – wie der nach der rechtlichen Position von Frauen, Grundsätzen des Erb- und Familienrechts, aber auch nach Formen der gesellschaftlichen Reaktion auf Fehlverhalten – lassen sich Studierende der Rechtswissenschaft (so jedenfalls die Überzeugung des Autors) auch für das Mittelalter begeistern. Zudem ist die Rechtsgeschichte im Curriculum des rechtswissenschaftlichen Studiums wichtig, weil sie eines

2 Die Dogmengeschichte untersucht die Geschichte von juristischen ‚Dogmen‘ wie beispielsweise des Vertragsschlusses, der Irrtumsanfechtung, der Eigentumsübertragung oder des Eheschlusses.

der wenigen Fächer im Kanon der Juristenausbildung ist, in dem Studierende einen anderen, nicht normativ-praxisorientierten Ansatz kennenlernen. Insofern kommt der Rechtsgeschichte eine wichtige didaktische Funktion im Studium zu. Sodann ist die Rechtsgeschichte ein Fach, das – da die Methoden der Rechtsgeschichte in der Regel mit denen der Geisteswissenschaften übereinstimmen – Brücken zwischen den Geisteswissenschaften (wie den Geschichtswissenschaften, der Theologie, den philologischen Fächern etc.) und der Rechtswissenschaft schlagen kann. Insofern kommt ihr aufgrund der ‚Sandwich-Position‘ zwischen Fakultäten eine wichtige Mittler- und Verbindungsrolle zu. Daher erscheint die Hoffnung berechtigt, dass die mediävistische Rechtsgeschichte auch langfristig nicht in eine „Marginalposition“³ geraten wird.

Literaturverzeichnis

Goetz, Hans-Werner: Mediävistik. In: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. 2. Aufl., Bd. 3 (2016), Sp. 1398–1403.

³ Siehe Hans-Werner Goetz, Mediävistik. In: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. 2. Aufl., Bd. 3 (2016), Sp. 1398–1403, hier Sp. 1401.

Die Romanistik umfasst im universitären System die Fächer Französisch, Italienisch und Spanisch, vereinzelt wird auch Portugiesisch angeboten. Die Situation der Mediävistik in den Teilbereichen ist unterschiedlich, allerdings gibt es strukturelle Gemeinsamkeiten.

Im deutschsprachigen Raum gibt es nur eine einzige romanistische Professur, die die Mediävistik in der Denomination trägt: die Professur für Französische Literatur des Mittelalters an der Universität Zürich. Bei allen anderen Professuren hängt es von den jeweiligen Stelleninhaber*innen ab, ob sie sich mit mittelalterlicher Literatur befassen. Da es an den meisten Universitäten nur je eine oder maximal zwei Professuren für die jeweilige Sprache gibt, die dann in der Lehre die ganze Breite des Faches vertreten muss, können mediävistische Themen in der Lehre nicht regelmäßig angeboten werden. Ob die romanistische Mediävistik in Mittelalterzentren oder -studiengängen verankert ist, hängt davon ab, ob es vor Ort ein romanistisch-mediävistisches Angebot gibt.

Das französische Mittelalter wird in Forschung und Lehre nur noch vereinzelt behandelt, in der Regel beginnt die Auseinandersetzung mit der älteren Literatur erst mit dem 16. Jahrhundert. Dies liegt möglicherweise auch an einem spezifisch französischen Phänomen, dem sehr vehement inszenierten Bruch mit der mittelalterlichen Tradition von Autoren des 16. Jahrhunderts. Der damals proklamierte Neuanfang in der Literatur legt (fälschlicherweise) eine Beschäftigung mit den Autoren des 16. Jahrhunderts ohne Berücksichtigung des Mittelalters nahe.

Kontakt

Prof. Dr. Brigitte Burrichter,
Julius-Maximilians-Universität
Würzburg, Lehrstuhl für Französische
und Italienische Literaturwissenschaft,
Neuphilologisches Institut/Romanistik,
Am Hubland, D-97074 Würzburg,
brigitte.burrichter@uni-wuerzburg.de

Bei Fachtagungen sind mediävistische Sektionen selten, die Beteiligung von Mediävist*innen hängt vom jeweiligen Thema ab. In Frankreich und in der französischsprachigen Schweiz gibt es Professuren für mittelalterliche Sprache und Literatur, zu denen teilweise auch Beziehungen bestehen.

Ein großes Problem ist (im Unterschied vor allem zum Italienischen) die Sprache. Das Altfranzösische ist, ähnlich dem Mittelhochdeutschen, nicht mehr unmittelbar verständlich. In einer Situation, in der die Vorkenntnisse der Studienanfänger*innen im Neufranzösischen rapide sinken, ist die Vermittlung der alten Sprachstufe erst spät möglich und bleibt, wenn sie überhaupt verpflichtend ist, meist auf die Sprachwissenschaft beschränkt. In der Lehre können mediävistische Themen zudem aus strukturellen Gründen (siehe oben) nur gelegentlich angeboten werden. Dies wirkt sich natürlich unmittelbar auf den Nachwuchs aus.

In der Italianistik gibt es kein großes Sprachproblem, weil sich die Schriftsprache seit dem 13. Jahrhundert nicht sehr stark verändert hat, zudem liegt mit Dantes ‚Divina Commedia‘ ein Schlüsseltext der italienischen Literatur im Mittelalter. Gelegentlich geht der Blick von Dantes Lyrik zurück auf die Lyrik des frühen 13. Jahrhunderts, mit der die italienische Literatur beginnt. Allerdings ist die Italianistik nicht mehr an allen Universitäten vertreten; wo es sie aber noch gibt, wird zumindest Dante in der Lehre vermittelt. Mit der Deutschen Dantesgesellschaft gibt es zudem eine Fachgesellschaft, die auf ihren jährlichen Tagungen die italianistische Mediävistik ins Zentrum stellt.

Auch im Spanischen ist die ältere Sprachstufe keine große Hürde, allerdings spielt die mittelalterliche Literatur in Forschung und Lehre keine große Rolle, weil einerseits nicht viele Texte überliefert sind und andererseits die kanonische Literatur – mit Ausnahme des Nationalepos ‚Cantar del mio Cid‘ aus dem späten 12. Jahrhundert – erst in der Frühen Neuzeit beginnt.

Generell lässt sich festhalten, dass die mittelalterlichen Texte, mit Ausnahme von Dantes ‚Divina Commedia‘, in der deutschsprachigen Romanistik marginalisiert sind, Forschung und Lehre setzen in der Regel mit der Frühen Neuzeit ein. Dies ist auch dem Umstand geschuldet, dass die Lehramtsstudiengänge eine zentrale Rolle spielen, in denen mittelalterliche Texte und auch die mittelalterlichen Sprachstufen nicht verpflichtend sind.

In der Forschung ist für die französische Mediävistik die germanistische Mediävistik der wichtigste Kooperationspartner, weil die französischen und deutschen Texte des Mittelalters teilweise eng aufeinander bezogen sind. Im Bereich der Lyrik bieten sich alle drei romanischen Sprachen für Kooperationen mit der Germanistik oder auch der Musikwissenschaft an. In Zentren für Mittelalter und Frühe Neuzeit wird die romanistische Mediävistik inneruniversitär sichtbar.

In der Verbundforschung sind – je nach Fragestellung – romanistische Teilprojekte denkbar, aktuell etwa im Münchner SFB ‚Philologie des Abenteuers‘. Eine solche Einbindung in größere Projekte ist von großer Bedeutung für die romanistische Mediävistik. Internationale Kooperationen gibt es mit Kolleg*innen aus den jeweiligen

Nationalphilologien, allerdings meines Wissens nicht in Form von drittmittelgeförderten Projekten.

Als (sehr) kleiner Teil fremdsprachlicher Disziplinen ist die romanistische Mediävistik in Deutschland außerhalb des universitären Kontexts nicht bedeutend, sie ist auch nicht in den schulischen Curricula verankert.

Zurzeit gibt es meines Wissens nur ein mediävistisches Dissertationsprojekt (in Bamberg), bei breiteren Themen kann angeregt werden, mediävistische Texte mit zu berücksichtigen.

Sommerschulen wären auf jeden Fall ein gutes Format, eventuell in der Form von freien Ausschreibungen (wie bei den Beiheften), auf die sich einzelne Forscher*innen bewerben können, ohne sich gleich zu verpflichten, regelmäßig Sommerschulen anzubieten.

Die Mediävistik ist im kleinen Fach Skandinavistik strukturell stark vertreten. Dies ergibt sich aus der Fachgeschichte insofern, als die Skandinavistik vor ihrer Institutionalisierung als eigenes Fach im deutschsprachigen Raum seit den 1950er Jahren gemäß der Grimm'schen Vorstellung von einem germanischen Kulturkontinuum der Altgermanistik zugeordnet war. Folglich ist trotz einer Schwerpunktverschiebung zur neueren Literatur die Anzahl der mediävistischen Denominationen erheblich: Bei zwölf Instituten bzw. Abteilungen in Deutschland mit 18 Professuren, die jeweils zwischen ca. 100 und 500 Fachstudierende betreuen, entfallen auf die Mediävistik sechs Professuren und zwei Juniorprofessuren (eine mit, eine ohne Tenure-Track), in der Schweiz und in Österreich bei je zwei bzw. einem Standort jeweils eine Professur.¹ Dazu ist anzumerken, dass im Fach insgesamt zwischen 2007 und 2019 vier Professuren gestrichen wurden, überwiegend mediävistische. An allen Standorten findet mediävistische Lehre statt, da die ältere Abteilung durchgehend in den Studiengängen verankert ist. Dies ergibt sich aus der fundamentalen Bedeutung der mittelalterlichen Überlieferung für die modernen skandinavischen Nationalstaaten, ihre kulturelle Identität auch als Gruppe von Staaten innerhalb Europas und für ihre Literaturen. Eine Beteiligung an fächerübergreifenden

Kontakt

Prof. Dr. Roland Scheel,
Vertretung der Professur
für Skandinavistik,
Georg-August-Universität Göttingen,
Skandinavisches Seminar,
Käte-Hamburger-Weg 3,
D-37073 Göttingen,
rscheel@gwdg.de

¹ Die Standorte sind Berlin, Bonn, Frankfurt a. M., Göttingen, Kiel, München, Münster, Tübingen, Wien und Zürich / Basel. Siehe <http://skandinavistik.org/institute/> (Zugriff: 08.10.2020).

mediävistischen Studiengängen sowie der Komparatistik findet sich an fast allen Standorten, an denen solche angeboten werden. Insofern erscheint die Mediävistik strukturell gut eingebunden, was aber eine Streichung bzw. Umwidmung von Professuren und die Abwälzung der Lehre auf befristet beschäftigte Nachwuchskräfte nicht ausschließt.

Aktuell zerfällt die skandinavistische Mediävistik – stark vereinfacht dargestellt – in drei Hauptrichtungen: Eine erste verfolgt stark diachron ausgerichtete Fragestellungen, die sich aus der fachgeschichtlichen Prägung durch die ‚Germanische Altertumskunde‘ ergeben (Religionsgeschichte, Querverbindungen zur Archäologie bzw. Ur- und Frühgeschichte und Folkloristik). Sie erhält international vor allem aus dem angloamerikanischen Raum sowie die populäre Konjunktur des ‚Wikingers‘ und der bis auf die Runeninschriften eigentlich schriftlosen ‚Wikingerzeit‘ gerade in großen Museumsausstellungen zuletzt einen starken Aufschwung. Eine zweite Gruppe arbeitet literatur- und kulturgeschichtlich mit engen Verbindungen zu den mediävistischen Nachbarphilologien und der Geschichtswissenschaft, was auch die Situation in den skandinavischen Ländern selbst abbildet. In diesem Rahmen ist auch international eine verstärkte Hinwendung zur Handschriftenüberlieferung zu erkennen, die in der norrönen (altisländischen und altnorwegischen) Literatur eine besonders große zeitliche Differenz zwischen erschließbarer Textgenese und überlieferten Textzeugen aufweist, bisher aber jenseits der sie beheimatenden Institute wenig beachtet wurde. Wie auch in Skandinavien üblich, begründet eine starke kulturgeschichtliche bzw. literatursoziologische Ausrichtung des ganzen Fachs eine große Offenheit zur Geschichte; nordeuropäische Geschichte wird auch aus pragmatischen Gründen immer mitbehandelt. Eine Besonderheit der deutschsprachigen Forschung ist dabei der komparatistische Blick auf die skandinavischen Regionen ‚von außen‘; sie ist in ihrem post-altertumskundlichen Zuschnitt keine Nationalphilologie. Eine dritte Richtung konzentriert sich auf Fragen der modernen Rezeption der mittelalterlichen Zeugnisse sowohl in Fachgeschichte als auch der Hochkultur und (seit kürzerer Zeit) in der Populärkultur. Die historische Linguistik spielt aufgrund der Denominationen der Professuren im Fach selbst eine untergeordnete Rolle. An digitalen Editions corpora wird an mehreren Standorten mitgearbeitet, wobei sich die Zentralen aber im skandinavischen Ausland befinden.

Die Skandinavistik teilt die typischen Herausforderungen kleiner Fächer und zumal kleiner Philologien. Sprachlektorate – aufgrund der vergleichenden Ausrichtung idealerweise in den drei kontinentalskandinavischen Sprachen Dänisch, Norwegisch und Schwedisch sowie teilweise auch Isländisch – schlagen bei Kapazitätsberechnungen je nach Landesformel überproportional zu Buche, die Betreuung sehr zahlreicher fachfremder Studierender in den Sprachkursen, aber auch in der Mediävistik in Form von Modulpaketen ist in der Regel statistisch ebenso wenig sichtbar wie andere Formen des stark nachgefragten Lehrexports. Dies erzeugt trotz gut besetzter Veranstaltungen auf dem Papier Auslastungsprobleme, folglich potentiell Kostenprobleme für die Fakultäten und damit Rechtfertigungsdruck. Es besteht das Risiko, dass im Zuge des Umbaus von der Bildungs- zur Professionalisierungsuniversität die Mediävistik, die ihre

Gegenwartsrelevanz stets besser begründen muss als die neuere Abteilung, ins Visier von Kürzungsplänen rückt. An denjenigen Standorten, an welchen die Skandinavistik als Abteilung in eine Departement-Struktur eingebunden ist oder gar nur über einen einzigen Lehrstuhl in einem größeren Institut verfügt, besteht das Risiko der Marginalisierung. Müssen Stellen eingespart werden, in der Regel um Kosten zu decken, die durch anderweitige Ablösungsverpflichtungen der Universitäten für befristete Drittmittelfinanzierungen entstehen, sind freiwerdende mediävistische Professuren einem besonderen Risiko ausgesetzt (so aktuell in Tübingen und Göttingen).

Es ergibt sich hieraus die Notwendigkeit, die Einbindung des Fachs als Ganzes in Lehrverbände insbesondere innerhalb der Philologien weiter zu stärken, in der Mediävistik, in der Komparatistik, aber auch hinsichtlich der übersetzungswissenschaftlichen Expertise, was im Augenblick vielerorts geschieht. Der in Forschung und Lehre dominierende, im Zeitalter des *nation building* und dann des Nationalismus geprägte Quellenkanon, der vor allem die ‚Liederreda‘ und die ‚Snorra Edda‘, also Mythologierezeption, Isländersagas und Königssagas umfasst, wird und muss weiter revidiert werden, auch im Hinblick auf transkulturelle und fächerübergreifende Fragestellungen. Die lateinische Überlieferung des skandinavischen Mittelalters, die frühneuzeitliche Überlieferung insgesamt, die im weitesten Sinne höfische Literatur und gelehrte norröne Texte bieten hierfür reiches Potential, über das sich der Mediävistik eine Schlüsselposition für das ganze Fach eröffnet. Dasselbe gilt für den Umgang mit der aktuellen politischen Situation. Mit der Wiederkehr identitärer Vorstellungen in der neuen Rechten bei gleichzeitigem Auslaufen des Copyrights auf alte ‚Germanen‘-Forschung mit einer Welle an Nachdrucken, aber auch der populärkulturellen Begeisterung für Wikinger etwa im Rahmen von Reenactment, Computerspielen oder Metal-Musik muss sich die Skandinavistik gemeinsam mit Anglistik und Germanistik zum Umgang mit ihren Quellen im öffentlichen Diskurs verhalten. Darin liegt nicht nur eine Aufgabe, sondern auch eine Chance, zeigt sich doch hierin die Aktualität ihrer Gegenstände – und ihrer Fachgeschichte. Zeitgemäße Übersetzungen der kanonischen sowie der weniger bekannten Quellen, wie sie die 2011 erschienene deutsche Ausgabe der Isländersagas bietet, wären in diesem Kontext ebenfalls gefragt. In Zukunft wird die deutschsprachige Mediävistik an den Standorten ihre Vernetzung mit den Nachbarfächern sowohl in den Philologien als auch der Geschichtswissenschaft und der Archäologie weiter ausbauen sowie die international seit jeher sehr starke Vernetzung weiter pflegen müssen, wobei im skandinavischen Ausland mit Ausnahme Islands, dessen Nationalbewusstsein ganz wesentlich auf seiner mittelalterlichen Literatur ruht, die Mediävistik noch stärker unter Druck steht als hierzulande.

Im Mediävistenverband ist das Fach nicht sehr stark vertreten, was sich auch aus der Konkurrenz durch die internationalen Verbände und Tagungen erklärt. Aus forschungsstrategischen, hochschulpolitischen, karrieretechnischen und arbeitspragmatischen Gründen muss das skandinavische Ausland bei begrenzten zeitlichen Kapazitäten grundsätzlich Vorrang haben, und es ist eine der größten Vorzüge und Errungenschaften des kleinen

Fachs, dass es ausgesprochen stark international eingebunden ist. Diese Internationalisierung, die auf Dauer überlebenswichtig ist, wird auch von den Hochschulen begrüßt und gefördert. Die ‚International Saga Conference‘, die im Dreijahresrhythmus stattfindet, der jährliche ‚International Medieval Congress‘ in Leeds mit sehr starker skandinavischer Beteiligung und die (internationale) ‚Arbeitstagung der Skandinavistik‘ alle zwei Jahre schaffen eine gewisse Terminkonkurrenz zum Symposium des Verbands. Andererseits ist die Kommunikation der Aktivitäten des Mediävistenverbandes im Fach durch weithin abonnierte Mailinglisten und den Fachverband Skandinavistik gut zu gewährleisten.² Eine bessere Repräsentation im Mediävistenverband und auf seinen Veranstaltungen ist zugleich als Schritt zu einer noch besseren Vernetzung des Fachs insgesamt zu begreifen.

Die engsten Kooperationspartner*innen finden sich zunächst im Ausland, was an der geringen Größe des Fachs liegt: Zu bestimmten Themen lässt sich eine kritische Menge an Kolleg*innen nur so konzentrieren, etwa im jüngst abgeschlossenen Frankfurter Projekt zur Edda-Rezeption. Innerhalb Deutschlands und zumal vor Ort ist die Kooperation transdisziplinär bestimmt, wobei vor allem die Germanistik und die Geschichtswissenschaft von Bedeutung sind. Dies spiegeln auch die Fächerkombinationen der Studierenden. Auch in größeren Drittmittelprojekten dominieren diese Fächergruppen, daneben aber auch die Kunstgeschichte. Die Skandinavistik ist in größeren Verbänden regelmäßig mit Teilprojekten präsent,³ jedoch läuft ein großer Anteil der Drittmittelvorhaben auch im kleineren Rahmen von Sachbeihilfen sowie Akademieprojekten und internationalen Verbänden.⁴ Die Vernetzung mit der Germanistik und Anglistik (wie oben unter ‚Herausforderungen‘ skizziert) wird aktuell in Göttingen im Rahmen des Master-Studienschwerpunkts ‚Alte Kulturen des nördlichen Europa‘ intensiviert.

Wie eingangs angedeutet hat die skandinavische Überlieferung seit der Wilhelminischen Ära und dann besonders seit den 1920er Jahren eine erhebliche Rolle für das nationale Selbstbewusstsein in Deutschland gespielt. Hier liegt aktuell ein problematisches Potential für Re-Aktualisierungen, die aber die Relevanz des Mittelalters und seiner Überlieferung vor Augen führen, noch deutlicher möglicherweise beim westlichen Alltagsmythos ‚Wikinger‘. Hier ist das Fach gefragt, einerseits in der Beteiligung an und kritischen Begleitung von Museumsausstellungen, andererseits in der Kooperation mit der lehramtsbildenden Germanistik (und, wo vertreten, Altanglistik). In einzelnen Bundesländern ist etwa die ‚Völkerwanderung‘ wieder abiturrelevant, und in der Lehrerfortbildung erschließen sich für Germanistik, Skandinavistik und Geschichtswissenschaft hinsichtlich der Themen ‚Germanen‘ und ‚Migration‘ neue

2 Vgl. https://www.ni.hu-berlin.de/de/personal/willkommen/mailing_html (Zugriff: 01.10.2020) und <http://skandinavistik.org/> (Zugriff: 01.10.2020).

3 Aktuell Tübingen: SFB ‚Andere Ästhetik‘, Göttingen: Graduiertenkolleg ‚Wissen | Ausstellen‘.

4 Siehe das Akademieprojekt ‚Runische Schriftlichkeit in den germanischen Sprachen‘ mit Arbeitsstellen in Kiel, München und Göttingen sowie das Internationale Forschungsprogramm ‚Modes of Modification‘ mit Teilprojekt in Tübingen.

Aufgabenbereiche. Hier kann der Mediävistenverband künftig an verschiedenen Orten entstehende Initiativen vernetzen.


Mit der Frage nach Perspektiven und Relevanz schließt sich ein Kreis zum Mittelalterbegriff. Dass er als heuristische Kategorie außerhalb der westlichen Peripherie Eurasiens nicht und für diese Peripherie nur sehr bedingt taugt, wirkt sich im Verteilungskampf in den Fakultäten aus: ‚Mittelalter‘ ist kein Begriff, der neben globalen *emerging markets* und ihren Gesellschaften oder generell neben Themen, die sich aus den aktuellen Herausforderungen unserer Gesellschaften ergeben, sonderliche Aufmerksamkeit binden könnte. Für die Skandinavistik ist die Situation, in welcher der Mittelalterbegriff diskutiert wird und auch der Eurozentrismus ‚westlicher‘ Wissenschaften insgesamt ins Visier der Kritik gerät, eine paradoxe: Die Germanische Altertumskunde sah die mittelalterlichen Zeugnisse nur als ein Mittel zu ihrer Überwindung an, wollte sie doch gerade die „Bastardkultur“⁵ des Mittelalters aus den Texten eliminieren, um so an das reine, gleichsam überzeitliche ‚germanische Altertum‘ zu kommen. Dass die klassischerweise ‚Frühmittelalter‘ genannte Epoche für Skandinavien nicht existiert, sondern der Übergang von der Späteisenzeit (‚Wikingerzeit‘) ins Hochmittelalter erfolgt, begünstigte diese Vorstellung des Fortlebens ‚vormittelalterlicher‘, zunächst mündlich tradierter Texte und ihrer Ideenwelt. Bis heute ist die Aufmerksamkeit, die auf diese Weise ‚genuin‘ wirkende Genres wie Eddalieder und Isländersagas erhalten, weit überproportional, wenn auch inzwischen aus anderen Gründen. Für die Skandinavistik ergibt sich daraus, dass koloniale Strukturen in der Großzählung europäischer Geschichte das Periphere eben nicht marginalisieren. Vielmehr kolonialisiert der Mythos ‚Wikinger‘ – in der aktuellen populären Rezeption abgesehen von brutal zugleich aufgeklärt und religiös abgeklärt-pragmatisch, mobil, findig, naturnah und weniger misogyn als ‚das Mittelalter‘ – umgekehrt das skandinavische Mittelalter, das analog zur Trias Antike – Mittelalter – Renaissance zur finsternen Folie wird. Daher wurde im Fach das Wort Mediävistik zugleich ein programmatischer Begriff, eine Absage an extreme diachrone Lesarten, etwa die mitunter immer noch praktizierte Erklärung der Edda mit der ‚Germania‘ des Tacitus, und an den Grimm’schen Germanenbegriff, dessen Applikation ebenso bis heute anzutreffen ist. So scheint der Mittelalterbegriff trotz seiner Problematik notwendig als Gegenbegriff zur ‚Wikingerzeit‘ und zum paganen ‚nordischen Altertum‘, weil er in diesem Kontext erlaubt, die synchrone Vernetzung der Kultur und ihrer Zeugnisse mit dem Euromediterraneum zu fokussieren. Zugleich schärft die Asynchronität skandinavischer Kultur- und Literaturgeschichte zur etablierten euromediterranen Periodisierung den Blick für das Globale und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, ebenso wie die erheblichen Migrationsbewegungen im Norden Europas das Transkulturelle in den Blick rücken und damit auch über das Fach hinaus Forschungsperspektiven aufzeigen.

5 So Andreas Heusler, der erste Inhaber eines altnordistischen Lehrstuhls in Deutschland im Jahre 1898.

Theologische Mediävistik

(Christliche) Theologie gibt es in der deutschsprachigen Hochschullandschaft nicht als ein Fach, sondern ausschließlich *institutionell unterschieden* in konfessioneller Ausrichtung, das heißt als evangelische oder katholische (und in einem Fall als orthodoxe) Theologie an Universitäten sowie an Kirchlichen bzw. Theologischen Hochschulen in der Trägerschaft von Landeskirchen, Freikirchen, Orden oder freien Werken verschiedener theologischer Prägung. Die Mediävistik stellt dabei *keine eigene Disziplin* innerhalb des theologischen Fächerkanons dar, sondern wird in der Regel vorrangig in zwei Zusammenhängen thematisiert: Erstens stellt sie eine Epoche im Fach ‚Kirchengeschichte / Historische Theologie‘ dar und zweitens ist sie aufgrund bedeutender Denker wie Anselm von Canterbury, Thomas von Aquin, Bonaventura, Meister Eckhart und anderen ein bleibender Bezugspunkt im Fach ‚Systematische Theologie‘ (Fundamentaltheologie, Dogmatik und Ethik). Zudem begegnet sie vereinzelt in weiteren Teilbereichen in Lehre und Forschung, etwa der Geschichte der Bibelexegese (Ludger SCHWIENHORST-SCHÖNBERGER, Wien; Thomas PRÜGL, Wien) oder der Spiritualität (Marianne SCHLOSSER, Wien).¹

Kontakt

Dr. Jonathan Reinert,
Eberhard Karls Universität Tübingen,
Institut für Spätmittelalter und
Reformation, Liebermeisterstr. 12,
D-72076 Tübingen,
jonathan.reinert@uni-tuebingen.de
 <https://orcid.org/0000-0001-5560-4141>

¹ Aus verschiedenen Gründen scheint es mir nicht sinnvoll, grundsätzlich auf die Nennung der Namen von Professor*innen zu verzichten, die im Bereich der theologischen Mediävistik aktiv sind. Gleichwohl kann in dieser Fachskizze keine Vollständigkeit erreicht werden und ist auch nicht angezielt. Dies gilt insbesondere für die katholische Theologie, in der die theologische Mediävistik traditionell

Das Interesse am Mittelalter ist in den verschiedenen Theologien und institutionellen Zusammenhängen sehr unterschiedlich ausgeprägt, was nach wie vor wesentlich durch die kirchlichen Identitäten und praktischen Interessen geprägt ist. Das heißt konkret: An *freikirchlichen Hochschulen* spielt es in der Lehre eine untergeordnete, in der Forschung nahezu keine Rolle. Lehrstühle mit mediävistischem Profil gibt es nicht. In der Tradition der *evangelischen Theologie* wirkt die klassische, an Luther und der Reformation festgemachte Abgrenzung vom Mittelalter als der Epoche des Papsttums und insofern der ‚katholischen Kirche‘ stark nach. Dies zeigt sich institutionell vor allem darin, dass kirchenhistorische Lehrstühle in der evangelischen Theologie prinzipiell ihren Schwerpunkt in der Alten Kirche oder in der Reformation und/oder Neuzeit haben und lediglich selten das Spätmittelalter als zweiter Schwerpunkt neben der Reformation erscheint (Leipzig, Tübingen). Dies zeigt zugleich, dass das Interesse am Mittelalter meist von der Reformation oder vom Ausgang der Antike herrührt. Obgleich die institutionelle Verankerung entsprechend schlecht ist, gibt es doch einige Professor*innen der Kirchengeschichte, die ein Forschungsinteresse an Themen des Mittelalters haben² und durch die auch ein kleiner, aber relativ stetiger akademischer Nachwuchs Qualifikationsschriften im Bereich der Mediävistik verfasst. Sie treten in jährlichen Treffen der 1996 von Kurt-Victor SELGE initiierten ‚Societas mediaevistica evangelicorum theologorum‘ miteinander in Austausch. Diese ‚Societas‘ ist – wie der Name vermuten lässt – eine Interessensgemeinschaft evangelischer Theolog*innen, die weder als Verein organisiert noch selbst publizistisch tätig ist. Gleichwohl kann sie in ihrer Relevanz für die Vernetzung und Verstärkung mediävistischer Forschung in der evangelischen Theologie kaum überschätzt werden.

In der *katholischen Theologie* spielt das Mittelalter traditionell eine größere Rolle, zumal Thomas von Aquin durch den Neothomismus des 19. Jahrhunderts als paradigmatischer christlich-katholischer Theologe und Philosoph profiliert wurde. Entsprechend gibt es mehrere Institute mit mediävistischem Schwerpunkt: das Hugo von St. Viktor-Institut für mittelalterliche Quellenkunde in Frankfurt (Rainer BERNDT), das Martin-Grabmann-Forschungsinstitut für mittelalterliche Theologie und Philosophie in München (Franz Xaver BISCHOF, Isabelle MANDRELLA³) und das Raimundus-Lullus-Institut

stärker verankert ist als in der evangelischen Theologie. Es sei entsprechend entschuldigt, wenn verdiente und engagierte theologisch-mediävistische Forschende im Rahmen dieses Beitrages nicht namentlich erwähnt werden. Durch die Beschränkung auf die Nennung einzelner Professor*innen wird zudem der große Beitrag zur Erforschung mittelalterlicher Theologie, der durch den sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs geleistet wird, nicht angemessen berücksichtigt. Auch dies sei an dieser Stelle zumindest vermerkt.

- 2 Z. B. Michael Basse, Dortmund; Peter Gemeinhardt, Göttingen; Tobias Georges, Göttingen; Sven Grosse, Basel; Volker Leppin, Tübingen; Martin Ohst, Wuppertal; Wolf-Friedrich Schäufele, Marburg; Ulrike Treusch, Gießen; Hellmut Zschoch, Wuppertal und über viele Jahre Berndt Hamm, Erlangen-Nürnberg.
- 3 In der katholischen Theologie gibt es eigene Lehrstühle für Philosophie, die zum Teil einen mediävistischen Schwerpunkt haben. Diese werden im vorliegenden Artikel ausgeklammert; vgl. dazu den Beitrag zur Philosophie von Isabelle Mandrella in diesem Heft.

in Freiburg (Karlheinz RUHSTORFER) mit Schwerpunkt Quellenkunde zur Theologie des Mittelalters.⁴ Die institutionellen Voraussetzungen der Mediävistik in der katholischen Theologie unterscheiden sich insofern von der evangelischen Theologie, als Professuren für ‚Mittlere und Neuere Kirchengeschichte‘ (in der Regel eine zweite Professur neben derjenigen für ‚Patristik / Ältere Kirchengeschichte‘) stets das Mittelalter mit abdecken. Ob diese Epoche allerdings in der Forschung behandelt wird, hängt freilich *de facto* wiederum am Interesse der Professor*innen. Insgesamt scheint aktuell die kirchenhistorische Forschung stärker auf Neuzeit und Moderne fokussiert zu sein. Zudem fällt in der Tendenz auf: Während das Forschungsinteresse in der evangelischen Theologie vorrangig aus einer theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich orientierten Kirchengeschichte erwächst, ist in der katholischen Theologie neben einer eher sozialgeschichtlich orientierten Kirchengeschichte⁵ gegenwärtig ein stärkerer Zugriff aus den Bereichen Dogmatik und Ethik festzustellen. Beispielhaft kann hier das auf mehrere Tagungen und entsprechende Publikationen angelegte Projekt ‚Soteriologie im Mittelalter‘ von Ulli ROTH (Koblenz Landau) und Karlheinz RUHSTORFER (Freiburg) genannt werden. Einen eigens zu nennenden Forschungsbereich, der einen gewissen Schwerpunkt der theologischen Mediävistik darstellt, ohne freilich auf die Theologie oder das Mittelalter beschränkt zu sein, ist die Ordensgeschichte. Hier bestehen eigene Institute und auch Publikationsorgane, die zum Teil eng mit den jeweiligen Orden verknüpft sind und häufig strukturelle oder personelle Verflechtungen zu Hochschulen und Universitäten aufweisen.⁶

Die Theologie insgesamt und speziell auch ihren Umgang mit dem Mittelalter kennzeichnet eine *Spannung* zwischen historischer Analyse und normativem Anspruch zur Gegenwartsorientierung. Die Spannung verbindet sich zudem mit der angesprochenen konfessionellen Verortung. Daraus erwächst als eine übergreifende *Aufgabe*: Wie kann ein theologischer Zugriff auf das Mittelalter als gemeinsamer Geschichte des Christentums gelingen, ohne konfessionelle Vereinnahmung oder konfessionellen Ausschluss? Paradoxerweise hat sich allerdings die *Attraktivität* der Mediävistik gerade innerhalb der konfessionellen Studiengänge zu erweisen. Es muss also beispielsweise herausgestellt werden, warum in Studienordnungen für das evangelische Lehramt das Mittelalter nicht zugunsten der Alten Kirche und der Reformation benachteiligt werden sollte, was allerdings *de facto* vielfach der Fall ist. Der gegenwärtige Trend geht

4 Zu nennen sind außerdem das vom Erzbistum Köln getragene Albertus-Magnus-Institut in Bonn, das von dem lateinischen Philologen Marc-Aeilko Aris geleitet wird, und das Cusanus-Institut, ein An-Institut der Universität und der Theologischen Fakultät Trier, unter der Leitung der Historikerin Petra Schulte.

5 Z. B. Karl-Heinz Braun, Freiburg; Hubertus Lutterbach, Duisburg-Essen; Gisela Muschiol, Bonn und lange Zeit prägend Arnold Angenendt, Münster.

6 Beispielhaft seien die Fachstelle Franziskanische Forschung (FFF) in Münster, das dominikanische Institut M.-Dominique Chenu (IMDC) in Berlin und das Europainstitut für Cisterciensenforschung (EUCist) an der Hochschule Heiligenkreuz genannt.

sowohl in der evangelischen als auch in der katholischen Theologie deutlich weg von den voll-theologischen Studiengängen (Kirchliches Examen/Diplom/Master etc.) hin zum Lehramt oder anderen Kombinationen (an Fachhochschulen etwa Theologie und Soziale Arbeit).

Im Beirat des Mediävistenverbandes haben die christlichen Theologien einen Fachvertreter, gegenwärtig in Personalunion mit der Nachwuchsbeauftragung.

Die theologische Mediävistik steht prinzipiell – freilich abhängig von den Interessenlagen – in *Kooperation mit allen Nachbardisziplinen*, vorrangig der Geschichte, der Philosophie und der Kunst, aber auch mit Germanistik, Mittellatein, Musik, Recht und Archäologie. Perspektivisch dürfte sich die Kooperation mit der Judaistik und den Islamwissenschaften bzw. der islamischen Theologie verstärken, da auch ein verstärktes gesellschaftliches und politisches Interesse an Perspektiven für eine multireligiöse Gesellschaft besteht. Beispielhaft kann diesbezüglich der im Ausbau befindliche ‚Campus der Theologien‘ in Tübingen angeführt werden.

In Graduiertenkollegien und Sonderforschungsbereichen ist die Theologie immer wieder integriert, mitunter in leitender Position, wie beispielsweise Peter GEMEINHARDT als Sprecher des Göttinger SFB 1136 (‚Bildung und Religion in den Kulturen des Mittelmeerraums und seiner Umwelt von der Antike bis zum Mittelalter und zum Klassischen Islam‘) oder Volker LEPPIN als Sprecher des Tübinger GraKo 1662 (‚Religiöses Wissen im Vormodernen Europa [800–1800]‘). Im Bereich der theologischen Mediävistik ist Internationalität stark ausgeprägt. Dies zeigt sich beispielsweise an dem auch für den deutschen Sprachbereich wichtigsten Fachverband, der ‚Internationalen Gesellschaft für theologische Mediävistik‘ (IGTM).⁷ In ihr finden jährlich Tagungen an wechselnden Orten in Europa statt. Sie publiziert das Jahrbuch ‚Archa Verbi‘ und verantwortet eine daran angelehnte Subsidia-Reihe. Eine verstärkte Kooperation zwischen Mediävistenverband und IGTM wäre für beide Verbände lohnend.

Gesellschaftliche Relevanz erhält die theologische Mediävistik vorrangig über die hierzulande relativ starken Kirchen. So hat die Theologie einen zumindest potentiell verhältnismäßig großen Resonanzraum sowie etwa durch Vorträge und Lesungen in Gemeinden und kirchlichen Akademien tendenziell gute Transfermöglichkeiten. Ein besonderes Interesse besteht meist im Zusammenhang mit Jubiläen von Großereignissen, wie etwa zuletzt zum Konzil von Konstanz 1414–1418, und entsprechenden Ausstellungen. Die Mediävistik spielt in der Lehramtsausbildung eine untergeordnete Rolle, insbesondere in der evangelischen Theologie, da hier in der Regel in kirchengeschichtlichen Examina explizit die Alte Kirche und die Reformation als Schwerpunkte festgelegt sind. Relevant ist sie der Sache nach in bestimmten Feldern dennoch, etwa wenn Heilige wie Franz von Assisi oder Elisabeth von Thüringen als Themen im Religionsunterricht erscheinen. Diesbezüglich gibt es also durchaus Potential.

7 www.medievaltheology.org/www.mittelalterlichetheologie.de (Zugriff: 10.12.2020).

Die enge Verbindung der Theologie zu den Kirchen wirkt sich auf die Perspektiven für den *wissenschaftlichen Nachwuchs* insofern positiv aus, als es in der Regel die berufliche Absicherung der pastoralen Tätigkeit bzw. des Lehramtes gibt. In kirchlichen Akademien, Verbänden und Institutionen gibt es Stellen für theologische Referent*innen, die für Personen mit weiterer wissenschaftlicher Qualifikation attraktiv sind. Zudem gibt es durch Druckkostenzuschüsse auch direkte Förderungen durch die Kirchen. All dies betrifft freilich nicht direkt die Mediävistik, sondern gilt für die Theologie im Allgemeinen.

Grundsätzlich wirkt sich auf Möglichkeiten der Weiterqualifikation im Bereich der Mediävistik positiv aus, dass Theologiestudierende neben den alten biblischen Sprachen Hebräisch und Griechisch auch Latein lernen. Entsprechend kann im Studium an originalsprachliche Quellen herangeführt werden. Stärkerer Förderung bedürfte es allerdings – sofern mit entsprechenden Quellen gearbeitet wird – in den Bereichen Handschriftenkunde und Mittellatein. Eine dauerhafte wissenschaftliche Tätigkeit in der Theologie gibt es im Grunde lediglich durch die Erlangung einer Professur. Wenige längerfristige Stellen gibt es im kirchenhistorischen Bereich etwa bei großen Editionsprojekten. Für diejenigen, die sich neben dem Pfarramt oder Lehramt weiterhin wissenschaftlich betätigen wollen, stellen meist territorialkirchengeschichtliche oder ordensspezifische Vereine und Institute eine Möglichkeit dar.

In der Theologie steht die Diskussion um den *Mittelalterbegriff* in engem Zusammenhang mit der Debatte um die Bedeutung der Reformation als Epoche. Dabei reicht die Spannweite von der klaren Absetzung der die Neuzeit einleitenden Reformation von ‚dem‘ Mittelalter bis zur Auflösung des Epochendenkens. Was dann jeweils unter ‚dem‘ Mittelalter verstanden wird und wie die Reformation oder das konfessionelle Zeitalter davon abgehoben werden können und sollen, ist Teil der Diskussion. Daran zeigt sich, dass die Diskussion eng verzahnt ist mit der spezifischen *Situation der Wissenschaftskommunikation*, die zur Theologie gehört: Ihr wird durch die Anbindung an die Kirchen hohe Relevanz beigemessen. Doch zeigt sich hier wieder das konfessionelle Problem: Ist das Mittelalter eine ‚katholische‘ Epoche? Beginnt also die ‚evangelische Kirchengeschichte‘ eigentlich erst mit Luther (wie es weithin dem gemeindlichen und kirchenleitenden Selbstverständnis entspricht), oder sollte die Geschichte des mittelalterlichen Christentums als gemeinsame Geschichte der sich später ausdifferenzierenden Konfessionen begriffen werden (wie meinerseits favorisiert, aber erfahrungsgemäß weniger selbstverständlich)?

Die *Globalgeschichte* ist bislang tendenziell wenig im Blick, was sich meist in kirchenhistorischen Überblicksdarstellungen und -vorlesungen dahingehend auswirkt, dass sich die Perspektive mit fortschreitenden Jahrhunderten immer stärker lokal auf Europa und Deutschland verengt. Eine gegenläufige Perspektive nimmt die Missionsgeschichte ein, die allerdings seit geraumer Zeit in Misskredit geraten und ohnehin stärker auf die Neuzeit fokussiert ist. Höhere Relevanz dürfte zukünftig interreligiösen Zusammenhängen auch im Mittelalter zukommen, die zunehmend als Perspektive in die

Kirchengeschichte integriert werden dürften. Nominell sind ‚interreligiöse Begegnungen‘ bereits Schwerpunkt des kirchenhistorischen Lehrstuhls von Katharina HEYDEN in Bern. An Standorten, an denen neben christlichen Theologien auch Institute für islamische Theologie etabliert worden sind, wird gegenwärtig ein Ausbau der Kooperation zwischen den Theologien forciert.

Wird der Blick auf die Zukunft gerichtet, so muss festgehalten werden, dass die Erforschung des Mittelalters in der christlichen Theologie der Sache nach *gute Voraussetzungen* hat: Nicht nur ist es eine theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich äußerst vielschichtige und inspirierende Epoche, auch kann in kaum einer anderen Zeit eine solch elementare Prägekraft der christlichen Religion auf Politik, Gesellschaft und das Leben Einzelner ausgemacht werden. Um das diesbezügliche Potential auszuschöpfen, muss die theologische Mediävistik zum einen ihre interdisziplinäre Relevanz darstellen können und zum anderen mit den unterschiedlichen konfessionellen Zugängen und Rezeptionsprozessen produktiv umgehen. Entsprechend lassen sich abschließend *zwei Visionen für das Fach* formulieren. Erstens: Im interdisziplinären Kontext ist die Theologie ein selbstverständlicher Ansprechpartner für Nachbardisziplinen, da ein religiöser Zugang zur mittelalterlichen Welt notwendig ist. Zweitens: In den Studiengängen der verschiedenen konfessionellen Theologien ist das Mittelalter als die gesamte lateinische Christenheit prägend und impulsgebend anerkannt und etabliert. Um letzteres speziell auch in der evangelischen Theologie zu etablieren, wäre die Einrichtung eines Lehrstuhls an einer evangelisch-theologischen Fakultät mit explizitem Schwerpunkt im Mittelalter wünschens- und erstrebenswert.

FORUM MITTELALTER

Das mediävistische Rezensionswesen im digitalen Zeitalter

Als „Strategie im Literaturkampf“ beschrieb Walter BENJAMIN vor nahezu einem Jahrhundert den Kritiker, als dessen erster Vertreter in Deutschland er sich selbst sah.¹ Ein ‚strategisches‘ Geschäft zwischen Kriegsführung und Diplomatie ist auch die wissenschaftliche Kritik der Gegenwart geblieben. Wie sieht es aber mit ihrem medialen Status aus? Welche Entwicklungen erfährt die wissenschaftliche Rezension im Zeitalter ihrer digitalen Produzier- und Publizierbarkeit? Welche Potentiale und welche Hürden birgt das elektronische Rezensieren, welche Ressourcen sind hierfür vorhanden und welche Perspektiven lassen sich skizzieren? Jenen Fragen soll dieser Beitrag für eine Momentaufnahme aus mediävistischer Perspektive nachgehen.


1 Asymmetrien des Rezensierens

Während die wissenschaftliche Kritik sich munter in der Kunst des Streitens übt, tritt das Rezensieren selbst nur selten als kontroverser Diskursgegenstand

Kontakt

Manuel Hoder M. A.,

Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Institut für deutsche Philologie, Am Hubland, D-97074 Würzburg, manuel.hoder@uni-wuerzburg.de

 <https://orcid.org/0000-0003-2169-1210>

1 Walter Benjamin, Einbahnstraße [1928]. In: Ders., Gesammelte Schriften. Hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. 4/1 (1991), S. 83–148, hier S. 108 (1. These von ‚Die Technik des Kritikers in dreizehn Thesen‘). Zur Selbstbeschreibung Benjamins vgl. ders., Gesammelte Briefe. Hrsg. v. Christoph Gödde, Bd. 3 (1997), S. 502: „C’est d’être considéré comme le premier critique de la littérature allemande.“

in Erscheinung.² Ein Grund dafür mag der beiläufige Charakter von wissenschaftlichen Rezensionen sein: Sie verkörpern im akademischen Arbeitsalltag weiterhin etwas Zwischen-, ja oft Aufgeschobenes, das gänzlich ausgeklammert fehlte, jedoch selten exklusiv im Fokus steht. Trotzdem bietet nur das Rezensionswesen einen institutionalisierten Raum, in dem jede Fachkultur einen Normdiskurs über ihre wissenschaftlichen Standards führt, so dass man nicht umsonst von einer „Meta-Kommunikationsform“³ gesprochen hat. Das macht es legitim und nötig, dem Rezensieren auch im vorliegenden Themenheft gesonderte Aufmerksamkeit zu widmen. Im Kontrast zu ihrer klar benennbaren Funktion als Normdiskurs ist die wissenschaftliche Rezension durch drei zentrale Asymmetrien gekennzeichnet:

- Den Königsweg zur akademischen Reputation stellt das Rezensieren nicht dar; das Rezensiertwerden gilt dagegen nach wie vor als Qualitätsmerkmal.
- Die Produktionsästhetik des Rezensierens prägt ein Missverhältnis von ‚Input‘ und ‚Output‘. Eine Buchbesprechung verlangt i. d. R. verhältnismäßig große Vorarbeiten an rezeptiver Lektüre und aktiver sprachlicher Kondensierung, die im geschriebenen Resultat kein Gegengewicht finden, obwohl die Worte in ihrer Prägnanz umso schwerer wiegen. Überspitzt gesagt: je gelungener die Rezension, desto verborgener ihr Aufwand.
- Das Rezensionswesen ist nicht zuletzt ein soziales Feld im Sinne BOURDIEUS, in dem um Urteile gekämpft wird und das dabei Hierarchien hervorbringt. Die Statusgruppen von Rezensent*innen und Autor*innen üben in allen denkbaren Konstellationen ein Mindestmaß an Einfluss auf die Strategie und Form der Kritik aus. Ältere und etablierte Wissenschaftler*innen können z. B. gegenüber Nachwuchswissenschaftler*innen mit einer Laudatio größere Resonanz auslösen und größeren Schaden mit einem Verriss anrichten; ein größerer Spielraum der Kritik zieht jedoch ebenso eine größere Fallhöhe nach sich, wenn Lob oder Polemik ihr Ziel verfehlen. Problematisch werden diese Konstellationen insgesamt dann, wenn sich die Kritik *ad rem* nicht mehr von der *ad hominem* trennen lässt; unzulässig werden sie schließlich, wenn Diplomatie zur Kriegsführung entartet und man sich existierender Gefälle bewusst bedient.

2 Vgl. einführend zur geistes- und sozialwissenschaftlichen Rezension repräsentativ Nicolai Hanig u. Hiram Kümper, Rezensionen. finden – verstehen – schreiben. Schwalbach a. Ts. 2012; zur Geschichte der Literaturkritik zuletzt Christoph Schmidt-Maaß, Kritischer Kannibalismus. Eine Genealogie der Literaturkritik seit der Frühaufklärung. Bielefeld 2019.

3 Martin Huber, Peter Strohschneider u. Herfried Vögel, Rezension und Rezensionswesen. Am Beispiel der Germanistik. In: Peter J. Brenner (Hg.), Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. 1993, S. 271–295, hier S. 279.

Ein Teil dieser Ungleichförmigkeiten sind regulative Prinzipien, die auch der Prozess der Digitalisierung nicht begradigen wird. Gleichzeitig ist anzuerkennen, dass sich gegenwärtig anstelle eines rein technischen Medienwechsels vielmehr ein kreativer Medienwandel vollzieht, der auch nicht ohne Auswirkungen auf die Wissenschaftskritik bleibt.

2 Die wissenschaftliche Rezension im digitalen Zeitalter

Durch die Entwicklung und Verbreitung der Neuen Medien herrscht im digitalen Rezensionswesen eine andere *Zeit*, ein anderer *Raum* und nicht zuletzt ein anderer *Ton*.⁴ Bringt eine digital abgewickelte Wissenschaftskritik damit auch gänzlich neue Typen von Rezensionen hervor? Eindeutig darauf zu antworten hieße, die komplexen medialen Verschränkungen gegenwärtiger Wissenschaftskritik zu simplifizieren. Digitale Rezensionen mögen erst einmal nur in ihrem eigenen Medium zirkulieren; gedruckte Rezensionen hingegen finden sich inzwischen ebenfalls in digitalen Repositorien oder werden bimedial-hybrid, oft open access, veröffentlicht. Komplexe Relationen resultieren schließlich daraus, dass eine Rezension immer auf einen Text referiert, der wiederum analog, digital oder hybrid publiziert worden sein kann. Obwohl mithin viel mehr begriffliche und kategoriale Differenzierungsarbeit nötig wäre, sollen an dieser Stelle zumindest grundlegende Tendenzen für das Rezensionswesen im Medienvergleich und Medienzusammenspiel benannt werden.

Ein erstes und anschauliches Beispiel liefern die gewandelten *Zeitverhältnisse* des elektronischen Rezensierens. Selbst den historischen Geisteswissenschaften kann Papier allzueduldig sein. Digitale Rezensionen, die mit Hilfe der *ad hoc*-Publikation teils eklatante Zeitklüften im Vergleich zum Printdruck überwinden, erscheinen insofern als Segen. Die Annehmlichkeiten der technischen Beschleunigung haben jedoch genauso ihre Schattenseiten, denn die digitale Echtzeitkommunikation von Buch und Kritik erzeugt eine Akzelerationsdynamik, die alle Beteiligten unter Druck setzen kann, ähnlich wie bei der Entzeitlichung des Briefverkehrs zur E-Mail, die unsere Kommunikation weniger entlastete als unverhofft potenzierte.⁵ Das Ergebnis sind (exponentiell) mehr Rezensionen, die produziert, betreut oder gelesen werden müssen. Droht durch die Digitalisierung so auch eine Ökonomisierung des wissenschaftlichen Rezensionswesens,

4 Zum elektronischen Rezensieren vgl. bes. Günter Mey, Elektronisches Publizieren – eine Chance für die Textsorte Rezension? Anmerkungen zur Nutzung des Internet als „scholarly review resource“. In: Historical Social Research 29/1 (2004), S. 144–172, Erika Thomalla, Second-Class Citizens. Zur Lage des Rezensionswesens in den Geisteswissenschaften. In: Weimarer Beiträge 63 (2017), S. 137–145 und jüngst Friederike Schruhl, Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen von Digital Humanities und Literaturwissenschaft (digilit 2). Göttingen 2020, S. 219–270, bes. 265–270.

5 Vgl. zu den zeitsoziologischen Implikationen der technischen Beschleunigung bes. Hartmut Rosa, Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne (stw 1760). Frankfurt a. M. 2005, hier S. 124–129, 161–175.

die sich quantitativ in Überversorgung und Überforderung sowie qualitativ in sinkenden Standards niederschlägt?⁶ Immerhin lässt sich feststellen, dass Verfügbarkeit auch ein Fluch sein kann. Ob und wie die Zeitrhythmen des Digitalen unsere Rezeptionsästhetik verändern, bleibt abzuwarten. Freilich kann keine Rezension, so schnell sie vorhanden sein mag, letztlich die Primärlektüre ersetzen; den unverstellten Blick darauf kann die digital ermöglichte Quasi-Simultaneität von Referenztext und Beurteilung jedoch zumindest im stärkeren Maße kontaminieren.

Eine neue Form von Zeitlichkeit durchdringt nicht nur das elektronische Rezensieren, sondern auch seine Objekte. Gedruckte Bücher und Kritiken sind medial stabil und ‚festgeschrieben‘, wohingegen ihre digitalen Pendanten offen dynamisch bleiben können. Wie rezensiert man z. B. digitale Datenbanken oder Editionen,⁷ die insofern eine amöboide Gestalt aufweisen, als sie inhaltlich und informationstechnologisch in Bewegung bleiben, sich weiterentwickeln und potentiell mit einem Klick auf Kritik reagieren können?⁸ Konsequenterweise benötigte es ‚dynamische Rezensionen‘, deren Evaluierungen sich der zeitlichen Form ihres Gegenstandes anpassen, um nicht gegenstandslos zu werden; dies vergrößerte jedoch die beschriebene Asymmetrie von produktionsästhetischem Input und Output für das elektronische Rezensieren noch weiter.

Der zweite Komplex betrifft die veränderten *Raumkonzepte*. Ein wesentlicher Vorteil der digitalen Sphäre gegenüber der Standortgebundenheit des Drucks bleibt die Zugänglichkeit von Informationen. Die bequemere Erreichbarkeit digitaler Rezensionen effektiviert das Forschen, die leichtere Erfassbarkeit von geeigneten Rezensent*innen effektiviert die Forschungskritik. Nicht zuletzt ermöglicht die Flexibilität des digitalen Raums auch vielschichtige Organisationsstrukturen: Die interdisziplinäre Verwobenheit insb. der Mittelalterforschung macht es z. B. unmöglich, Rezensionen auf eine bestimmte inhaltlich-disziplinäre Ordnung festzulegen (daher auch das Credo des Mediävistenverbandes, den Rezensionsteil von ‚Das Mittelalter‘ offen interdisziplinär zu gestalten). Umso willkommener ist es aus mediävistischer Perspektive, dass die Indexierung von gedruckten wie elektronischen Rezensionen und das Tagging ihrer Metadaten ein situatives und individualisiertes ‚Themenbrowsing‘ gestattet, wie es z. B. das Portal

6 Johann Erich Biester, Bibliothek der Königlichen Bibliothek Berlin, beklagt bereits Ende des 18. Jahrhunderts, dass „Recensiren [...] zum merkantilistische[n] Geschäft“ verkomme und die Kritiker „statt Gründe[n], einen MachtSpruch“ setzen; zit. nach Schmidt-Maaß (Anm. 2), S. 282.

7 Mit diesen digitalen Formaten pflegt vorzugsweise die Mediävistik zu arbeiten; vgl. in diesem Kontext die ausgewählten Kurzvorstellungen von aktuellen DH-Projekten im Themenheft ‚Digitale Mediävistik‘, hrsg. v. Roman Bleier u. a. in: *Das Mittelalter* 24/1 (2019), hier S. 221–255.

8 Vgl. dazu z. B. Ulrike Henny, *Reviewing von digitalen Editionen im Kontext der Evaluation digitaler Forschungsergebnisse*. In: Roland S. Kamzelak u. Timo Steyer (Hgg.), *Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft (Sonderband der ZfdG 2)*. 2018: https://doi.org/10.17175/sb002_006 (Zugriff: 17.01.2021).

‚recensio.net‘ im großen Stil für die Geschichtswissenschaft bietet.⁹ So können sich Mediävist*innen ihren Raum der Kritik maßschneidern.

Zugänglichkeit bedeutet indes nicht automatisch Lokalisierbarkeit. Der digitale Raum ist derart grenzenlos, dass elektronische Rezensionen paradoxerweise dezentraler, weniger sichtbar und schwerer rezipierbar sind als ihre gedruckten Äquivalente, wenn keine geeigneten Tools oder Meta-Medien wie Repositorien oder (interessegeleitete) Suchmaschinen vorhanden sind. Auch die maßlosen Raum(speicher)kapazitäten der digitalen Sphäre wirken sich quantitativ und qualitativ aus. Umfangsbeschränkungen verkauft die wissenschaftliche Kritik gerne als inhaltliche Maxime, obwohl sie für Printjournale zugleich ein ökonomischer Kostenfaktor sind. Was bedeutet es dann für das elektronische Rezensieren, wenn es nur noch Zeit, aber keinen Raum mehr kostet? Solange die Kontrollinstanzen digitaler Rezensionstage an ihren analogen Vorbildern orientiert bleiben, ist hier erst einmal keine Zeicheninflation zu befürchten. Was manchen Rezensent*innen wünschenswert erscheinen mag, weil ihnen Kurzformate – wie sie etwa ‚Das Mittelalter‘ verlangt – Schwierigkeiten bereiten, geriete zudem schnell zum rezeptionsästhetischen Hindernis, wenn die Mehrheit an Rezensionen zu Abhandlungen anschwellte. Wie steht es aber mit Entgrenzungen im Kleinen? Wo beginnt (und wo endet) angesichts der unzähligen hinzugetretenen Organe der Kritik eigentlich eine digitale Rezension? Bei einem Blogpost? Einem Tweet? Oder sogar einem einzigen Icon, wenn ich der Neuerscheinung der Kollegin auf der Verlagshomepage ein ‚Daumen hoch‘ erteile? Der Übergang zu den Social Media ist in diesem Bereich fließend. Unmittelbar damit zusammen hängt die Frage, ob diese Kritikorgane im wissenschaftlichen Rezensionswesen auch entsprechende Kontrollorgane besitzen oder diese verlangen, was in den dritten Bereich überleitet.

Ändern sich raumzeitliche Rahmenbedingungen, so ändert sich gleichermaßen die menschliche *Diskursführung*. Das elektronische Rezensieren impliziert den Umgang mit einer neuen Semiotik (Sonderzeichen, Befehle), einem neuen Referenzsystem (Links, Tags) und neuen Ordnungsmustern (Absatznummerierung). Neben solcherlei technischen Vorgängen tritt erschwerend hinzu, dass die Internetkommunikation für eine andere Streitkultur bekannt, ja vielmehr berüchtigt ist, die zur Entwicklung einer medienspezifischen ‚Netiquette‘ geführt hat. Alle diese Faktoren können nicht ohne Einfluss auf den kulturellen Code der Wissenschaftskritik und seine Spielregeln sowie Erwartungen bleiben.

Interessante Perspektiven eröffnet der partizipative Charakter der digitalen Kommunikation vor allem für die Diskursgewalt. Gedruckte Rezensionen sind grundsätzlich eine monologische Textsorte, bei der man anhand allgemein vorgegebener, aber auch selbstgewählter Kriterien ein schriftliches Urteil fixiert. Die Verständigungskultur des Internets drängt hingegen geradezu das dialogische Mitspracherecht auf, das auch

⁹ <https://www.recensio.net/themen-epochen-regionen> (Zugriff: 17.01.2021); vgl. dazu auch Hannig, Kümper (Anm. 2), S. 52–54.

Firmen wie Facebook oder Twitter zu digitalen Global Players gemacht hat. Wie würde z. B. die mehrheitliche Einführung bzw. Akzeptanz von Kommentaren und Annotationen die Wissenschaftskritik verändern?¹⁰ Würde dies zur Demokratisierung der skizzierten Machtkonstellationen beitragen? Enthierarchisierend wirkt die digitale Sphäre insoweit, als sich jede*r mit den erwähnten Zusatzformaten am kritischen Diskurs beteiligen kann; zugleich entstehen neue mediale Hierarchien dann, wenn sich z. B. nicht genügend etablierte Kolleg*innen auf diese digitalen Formate einlassen. Je offener und partizipativer das digitale Rezensionswesen ausgerichtet ist, desto eher sind jedoch negative Effekte auf den allgemeinen Tonfall zu erwarten, die aus den induktiven Gesetzen der Internetkommunikation folgen (ein Beispiel wäre der psychologisch beschriebene ‚Online-Enthemmungseffekt‘). Umso mehr gilt für die digitale Wissenschaftskritik, solange ein bloßer Meinungsmarkt zu bleiben, wie keine Qualitätssicherung und -kontrolle garantiert ist. Dialogizität ist kein Konzept, das erst das elektronische Rezensieren hervorgebracht hat; die Digitalisierung vereinfacht es lediglich technisch, Räume z. B. für die Richtigstellung offenkundiger Fehler bereitzustellen. Vor diesem Hintergrund wäre die potentielle Entwicklung vom primär monologischen Rezensionsformat zum primär dialogischen Rezensionsforum dann begrüßenswert, wenn letzteres im selben Maße wissenschaftlich verwaltet und reguliert wird.

Eine Zukunftsperspektive, wie das mediävistische Rezensionswesen von der Viestimmigkeit des Digitalen profitieren könnte, wäre der Gedanke eines ‚kooperativen Rezensierens‘. Interdisziplinarität birgt viele Chancen, aber zeigt ebenso schnell individuelle Grenzen auf. Und so wie bereits das Konzept kollektiver Autorschaft mediävistisch erprobt worden ist und auch das vorliegende Themenheft kennzeichnet,¹¹ so lädt die Dynamik und Offenheit elektronischen Rezensierens auch zur Option kollektiver Kritik ein. Das Prinzip multiperspektivischer Teil-Evaluierung könnte entsprechend als Korrektiv zur problematisierten Deutungshoheit eines einzigen Wertungshorizonts fungieren.

3 Vorhandene und wünschenswerte Ressourcen des mediävistischen Rezensionswesens

Konfrontiert man die allgemeinen Reflexionen zu digitalen Rezensionen nun mit deren konkreter Verfügbarkeit, dann lässt sich zunächst folgender Befund stellen: Ein mediävistisch-interdisziplinäres Online-Medium für Rezensionen im deutschsprachigen

10 Vgl. zu diesen Werkzeugen z. B. Albrecht Hausmann, Wissenschaftsnahes Publizieren im digitalen Zeitalter. In: Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung 2 (2019), S. 1–11, hier S. 7: <https://doi.org/10.25619/BmE2019236> (Zugriff: 17.01.2021).

11 Vgl. daneben auch Netzwerk Transkulturelle Verflechtungen, Transkulturelle Verflechtungen. Mediävistische Perspektiven. Göttingen 2016. <https://doi.org/10.17875/gup2016-981> (Zugriff: 17.01.2021) oder Julia Weitbrecht u. a., Legendarisches Erzählen. Optionen und Modelle in Spätantike und Mittelalter (Philologische Studien und Quellen 273). Berlin 2019.

Raum fehlt. Mit ‚Concilium medii aevi‘ existiert die erste Online-Zeitschrift für Mittelalterforschung (seit 1998) zwar weiterhin, jedoch ist der Anteil an Rezensionen hier in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen.¹² Im anglo-amerikanischen Bereich kommt der benannten Leerstelle das Rezensionjournal ‚The Medieval Review‘ am nächsten,¹³ doch mangelt es ihm an einem übergreifenden Repositorium. Überhaupt unterscheiden sich die vorhandenen Medien grundsätzlich darin, Rezensionen entweder zu sammeln oder selbst zu produzieren. Im disziplinären Vergleich ist die Geschichtswissenschaft am besten aufgestellt: Neben dem erwähnten ‚recensio.net‘ (seit 2011) existieren mit ‚H-Soz-Kult‘ (seit 1996)¹⁴ und ‚sehpunkte‘ (seit 2001)¹⁵ bewährte und etablierte Portale für historisch ausgerichtete Online-Rezensionen. Nicht selten haben gedruckte Zeitschriften auch ihren Rezensionsteil als eigenständiges Journal ausgegliedert wie im Falle des wiederum historischen ‚FranciaRecensio‘ (seit 2008)¹⁶ oder des literaturwissenschaftlichen ‚IASLonline‘ (seit 2007).¹⁷ Inklusiv des Rezensionforums ‚literaturkritik.de‘ (seit 1999)¹⁸ können die historische und germanistische Mediävistik durchaus auf vielfältige Ressourcen zurückgreifen, denn obwohl alle jene Medien nicht spezifisch mediävistisch sind, lässt sich der gewünschte epochale Fokus durch einen Suchausschnitt technisch extrahieren.

Besprechungen zu Neuerscheinungen aus kleineren mediävistischen Fächern mischen sich oft unter diese ‚Big Six‘, können aber weniger gut identifiziert und herausgefiltert werden. Eine Sonderstellung nimmt die Kunstgeschichte ein, die mit den Plattformen ‚recensio.artium‘ und ‚ArtHist.net‘ über eine vergleichsweise gute disziplinäre Infrastruktur verfügt.¹⁹ Im Regelfall sind Umfang und Reichweite des Rezensionswesens kleinerer Fächer oder Sub-Disziplinen jedoch entweder stark an einzelne Organe gekoppelt, wie z. B. in der katholischen Theologie an die ‚Theologische Revue‘

12 <https://cma.gbv.de/z/pages/dr.cma.d.00022.2> (Zugriff: 17.01.2021). Frühere Jahrgänge enthielten bis zu 29 Rezensionen (2004), in den letzten fünf (2016–2020) waren es insgesamt nur zwei. Ein Grund für die Stagnation sind vermutlich die zwischenzeitlich hinzugetretenen Plattformen – es existiert mithin auch Medienkonkurrenz.

13 <https://scholarworks.iu.edu/journals/index.php/tmr/index> (Zugriff: 17.01.2021).

14 <https://www.hsozkult.de/review/page> (Zugriff: 17.01.2021).

15 <https://www.sehpunkte.de/> (Zugriff: 17.01.2021).

16 <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/frrec/> (Zugriff: 17.01.2021). Das sprachliche Spektrum der Rezensionen ist hier am internationalsten, dafür inhaltlich dezidiert auf westeuropäische Geschichte eingegrenzt.

17 <http://www.iaslonline.de/> (Zugriff 17.01.2021), das von den Verantwortlichen bzw. Herausgeber*innen ebd. als „größter Anbieter für elektronische Rezensionen in der Deutschen Literatur- und Kulturwissenschaft“ bezeichnet wird.

18 https://literaturkritik.de/portal_info.php (Zugriff: 17.01.2021).

19 <https://www.arthistoricum.net/recensio-artium/front-page> sowie <https://arthist.net/> (Zugriff 17.01.2021).

oder in der Byzantinistik an die ‚Byzantinische Zeitschrift‘,²⁰ oder bleiben vom zusätzlichen Engagement ihrer Mitglieder abhängig, wie an der Rechtsgeschichte zu sehen ist, die sich mit dem ‚forum historiae iuris‘ u. a. ein eigenständiges Rezensionssportal geschaffen hat.²¹ Teilweise kompensieren auch von Gemeinschaften oder Einzelpersonen betriebene Blogs vorhandene Leerstellen.²²

Wünschenswert wäre vor diesem Hintergrund ein Medium, das in erster Linie unifizierend wirkt und die Vorzüge eines sammelnden Repositoriums mit jenen des produzierenden Journals vereint. Als Tertiärliteratur fungierende Meta-Repositorien wie die IBR²³ für gedruckte Rezensionen oder ‚Meta-Artikel‘ wie die verdienstvollen digitalen Rezensionenüberblicke im ‚Mittelalter-Blog‘²⁴ bespielen jeweils nur eine Hälfte des Gesamtbildes. Um maximale Auffindbarkeit zu gewährleisten und die heuristischen Vorteile der Indexierung nutzen zu können, müsste die gewünschte Plattform digital angesiedelt sein, sich aber aus beiden medialen Quellen speisen. Daraus könnten insb. die kleineren mediävistischen Fächer Gewinn ziehen, die durch Subklassifikationen ein separates Rezensionssforum erhielten und für sie relevante Publikationen viel rascher auffänden.

4 Digitale Publikationen in der Wissenschaftskritik

Rückt man anstelle der Rezensionen abschließend die besprochenen Werke in den Mittelpunkt, fällt ein weiteres Defizit spezifisch der digitalen Wissenschaftskritik auf. Während sich digitale Rezensionen und Rezensionssorgane stetig vermehren, existieren nach wie vor verhältnismäßig wenige Besprechungen von digitalen Publikationen, und zwar sowohl in gedruckten als auch digitalen Medien.²⁵ Bei dynamischen ‚living articles‘

20 In der Byzantinistik existiert jedoch zugleich seit 2019 die open access veröffentlichte Rezensionsszeitschrift ‚The Byzantine Review‘, hrsg. v. Michael Grünbart: www.byzrev.com (Zugriff: 17.01.2021).

21 <https://forhistiur.net/rezensionen/> (Zugriff 17.01.2021).

22 Beispiele dafür wären der Blog ‚Ordensgeschichte‘: <https://ordensgeschichte.hypotheses.org/category/rez> (Zugriff 17.01.2021) oder ‚Archivalia‘: <https://archivalia.hypotheses.org/25192> (Zugriff: 17.01.2021).

23 ‚Internationale Bibliographie der Rezensionen geistes- und sozialwissenschaftlicher Literatur‘. <https://doi.org/10.1515/ibr> (Zugriff: 17.01.2021).

24 <https://mittelalter.hypotheses.org/category/rezensionsuberblicke> (Zugriff 17.01.2021). Begonnen wurde diese Beitragsreihe bereits 2012 mit der Zielsetzung, „einen monatlichen Überblick von online-Rezensionen mit mediävistischem Bezug [zu] bringen – unseres Wissens nach ein Service, den es in dieser Form noch nicht gibt.“ <https://mittelalter.hypotheses.org/46> (Zugriff 17.01.2021).

25 Vgl. dazu etwa die Auswertung von Rüdiger Hohls für ‚H-soz-kult‘ im Rahmen des Panels ‚Alles ist im Fluss – Ressourcen und Rezensionen in den Digital Humanities‘ (2018): <https://dhd-blog.org/?p=9750> (Zugriff 17.01.2021). Vgl. auch Schruhl (Anm. 4), hier S. 247. Eine positive Ausnahme bildet auch hier der ‚Mittelalter-Blog‘, dessen Artikel bereits in gedruckten Zeitschriften (Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 70/2 [2014], S. 748) rezensiert wurden, vgl. Karoline Döring, ‚Archivum Medii Aevi Digitale. Mediävistisches Fachrepositorium und Wissenschaftsblog‘

lässt sich das aus den oben genannten Gründen noch nachvollziehen; hinzu kommt, dass die Evaluierung z. B. einer digitalen Edition dem Rezensierenden neben philologischen Kompetenzen auch technisches Know-how abverlangt.²⁶ Durch das Raster der Kritik fallen jedoch auch open access veröffentlichte Bücher. Im Falle von Qualifikationsschriften, die in der wissenschaftlichen Kritik eine zentrale Stellung einnehmen, mag dies mit der noch jungen Geschichte des digitalen Publizierens zusammenhängen. In den Anfangsjahren wurden digitale Publikationen – insbesondere auf Hochschulservern – eher belächelt und blieben in der Kritik nahezu unberücksichtigt, mittlerweile werden sie politisch gefordert. Trotzdem stehen Nachwuchswissenschaftler*innen bei der Veröffentlichung ihrer Qualifikationsschriften weiterhin vor der Entscheidung, digital zwar kostengünstig, schnell und erreichbar zu publizieren, damit aber auf die Reputation, bibliographische Vernetzung und das Content-Marketing renommierter Wissenschaftsverlage und -reihen verzichten zu müssen.²⁷ Entscheidend ist daher v. a. die Begründung von Open-Access-Reihen mit anerkannter Qualitätssicherung, die sich in der mediävistischen Forschungslandschaft sukzessive etablieren.²⁸ Zu nennen ist in diesem Kontext auch das kürzlich online gegangene ‚Archivum Medii Aevi Digitale‘ (AMAD), das u. a. durch ein eigenes Review-Verfahren und die Kooperationen mit ‚RI OPAC‘ und dem ‚Mittelalter-Blog‘ Qualitätssicherung mit Sichtbarkeit verbindet und so weitere Weichen für die Breitenwirkung des digitalen Publizierens stellt.²⁹

Die Aktualität dieser Projekte zeigt, dass wir uns weiterhin in einer Umbruchphase befinden, an der auch der Mediävistenverband aktiv partizipiert. Das erste digitale Themenheft von ‚Das Mittelalter‘ mit dem traditionellen Rezensionsteil zu beschließen, ist ein Signal für die anhaltende Bedeutung der Wissenschaftskritik in Zeiten des Medienwandels. Um den Digitalisierungsprozess des mediävistischen Rezensionswesen voranzutreiben, werden im vorliegenden Heft erstmals zahlreiche digitale Publikationen besprochen. Indem diese ein breites Themenspektrum aus der Germanistik, Geschichte, Kulturwissenschaft, Philosophie, Romanistik, Skandinavistik und Theologie abdecken,

(AMAD) – Projektbeschreibung und Projektziele. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* 2018: <https://mittelalter.hypotheses.org/19022>, Anm. 16 (Zugriff 17.01.2021).

26 Vgl. nochmals Hohls (Anm. 25).

27 Vgl. Döring (Anm. 25).

28 Als Beispiele seien ‚Medieval and Early Modern Material Culture Online‘ (MEMO), hrsg. v. Elisabeth Gruber u. Gabriele Schichta (2017 ff.) und die ‚Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‘ (BmE), hrsg. v. Anja Becker u. Albrecht Hausmann (2018 ff.), genannt.

29 <https://www.amad.org/jspui> (Zugriff 17.01.2021). Vgl. zum Projekt und zur Kooperation Aglaia Bianchi u. Paul Warner, *Open Access für die Mediävistik: das Archivum Medii Aevi Digitale*. In: Vincent Heuveline, Fabian Gebhart u. Nina Mohammadianbisheh (Hgg.), *EScience-Tage 2019: Data to Knowledge*. Heidelberg 2020. <https://doi.org/10.11588/heibooks.598.c8424> (Zugriff 17.01.2021) und jüngst Aglaia Bianchi, *AMAD: Neue Kontexte für den mediävistischen Diskurs*. In: Volker Leppin (Hg.), *Schaffen und Nachahmen. Kreative Prozesse im Mittelalter (Das Mittelalter. Beihefte 16)*. Berlin, Boston 2021, S. 95–103 sowie <https://www.amad.org/projekt> und <http://www.regesta-imperii.de/nachrichten/artikel/details/dfg-projekt-amad-stellt-sich-vor.html> (Zugriff 17.01.2021).

bewahrt sich das Rezensionswesen von ‚Das Mittelalter‘ seinen spezifisch interdisziplinären Zuschnitt – und leistet, anstelle bestehende Brücken hinter sich abzubrechen, den medialen Brückenschlag.

Literaturverzeichnis

Benjamin, Walter: Einbahnstraße [1928].

In: Ders.: Gesammelte Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno u. Gershom Scholem hrsg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Bd. 4/1. Kleine Prosa. Baudelaire-Übertragungen. Hrsg. v. Tillman Rexroth. Frankfurt a. M. 1991, S. 83–148.

Benjamin, Walter: Gesammelte Briefe. Hrsg. v. Christoph Gödde. Bd. 3. 1925–1930. Frankfurt a. M. 1997.

Bianchi, Aglaia: AMAD: Neue Kontexte für den mediävistischen Diskurs. In: Volker Leppin (Hg.), Schaffen und Nachahmen. Kreative Prozesse im Mittelalter (Das Mittelalter. Beihefte 16). Berlin, Boston 2021, S. 95–103.

Bianchi Aglaia u. Paul Warner: Open Access für die Mediävistik: das Archivum Medii Aevi Digitale. In: Vincent Heuveline, Fabian Gebhart u. Nina Mohammadianbisheh (Hgg.): ESscience-Tage 2019: Data to Knowledge. Heidelberg 2020. <https://doi.org/10.11588/heibooks.598.c8424> (Zugriff 17.01.2021).

Bleier, Roman u. a. (Hgg.): Digitale Mediävistik (= Das Mittelalter 24/1). Berlin, Boston 2019.

Döring, Karoline: „Archivum Medii Aevi Digitale. Mediävistisches Fachrepositorium und Wissenschaftsblog“ (AMAD) – Projektbeschreibung und Projektziele. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 2018. <https://mittelalter.hypotheses.org/19022> (Zugriff 17.01.2021).

Hannig, Nicolai u. Hiram Kümper: Rezensionen finden – verstehen – schreiben. Schwalbach a. Ts. 2012.

Hausmann, Albrecht: Wissenschaftsnahes Publizieren im digitalen Zeitalter. In: Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung 2 (2019), S. 1–11. <https://doi.org/10.25619/BmE2019236> (Zugriff: 17.01.2021).

Henny, Ulrike: Reviewing von digitalen Editionen im Kontext der Evaluation digitaler Forschungsergebnisse. In: Roland S. Kamzelak u. Timo Steyer (Hgg.), Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editions-wissenschaft (Sonderband der ZfdG 2). 2018. https://doi.org/10.17175/sb002_006 (Zugriff: 17.01.2021).

Huber, Martin, Peter Strohschneider u. Herfried Vögel: Rezension und Rezensionswesen. Am Beispiel der Germanistik. In: Peter J. Brenner (Hgg.), Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. 1993, S. 271–295.

Mey, Günter: Elektronisches Publizieren – eine Chance für die Textsorte Rezension? Anmerkungen zur Nutzung des Internet als „scholarly review resource“. In: Historical Social Research 29/1 (2004), S. 144–172.

Netzwerk Transkulturelle Verflechtungen: Transkulturelle Verflechtungen. Mediävistische Perspektiven. Göttingen 2016. <https://doi.org/10.17875/gup2016-981> (Zugriff: 17.01.2021).

Rosa, Hartmut: Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne (stw 1760). Frankfurt a. M. 2005.

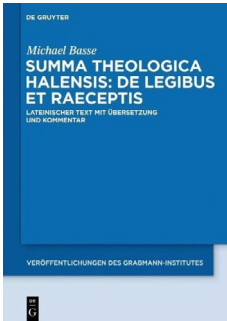
Schmidt-Maaß, Christoph: Kritischer Kannibalismus. Eine Genealogie der Literaturkritik seit der Frühaufklärung. Bielefeld 2019.

Schruhl, Friederike: Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen von Digital Humanities und Literaturwissenschaft (digilit 2). Göttingen 2020.

Thomalla, Erika: Second-Class Citizens. Zur Lage des Rezensionswesens in den Geisteswissenschaften. In: Weimarer Beiträge 63 (2017), S. 137–145.

Weitbrecht, Julia u. a.: Legendarisches Erzählen. Optionen und Modelle in Spätantike und Mittelalter (Philologische Studien und Quellen 273). Berlin 2019.


Rezensionen



Michael Basse (Hg.), *Summa theologiae Halensis. De legibus et praeceptis.* Lateinischer Text mit deutscher Übersetzung und Kommentar (Veröffentlichungen des Grabmann-Institutes zur Erforschung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie 62). Berlin, Boston, De Gruyter 2018. XI, 2579 S.
<https://doi.org/10.1515/9783110516319>

Besprochen von Viola Tenge-Wolf: Freiburg i. Br.,

Viola.Tenge-Wolf@theol.uni-freiburg.de

 <https://orcid.org/0000-0003-2781-5392>

Die 2018 von B. herausgegebene zweisprachige Ausgabe des Gesetzestraktats der ‚Summa theologiae Halensis‘ ist als Hybridpublikation sowohl open access als auch in einer gewichtigen, dreibändigen Druckausgabe erschienen. Schon mit der Übersetzung und Kommentierung eines solch umfangreichen scholastischen Textes haben sich der Herausgeber und seine Mitarbeiter*innen unschätzbare Verdienste erworben; der kostenfreie Online-Zugang tut sein Übriges, um dem Werk einen Platz unter den Top Ten der deutschen mediävistischen Publikationen der letzten Jahre zu sichern.

Der Text lässt sich von der Homepage des De Gruyter-Verlags entweder komplett oder verteilt auf 13 Einzeldateien im PDF-Format herunterladen. Wählt man – ganz wichtig! – im jeweils verwendeten PDF-Reader die Zweiseitenansicht und setzt ein Häkchen bei der Option „Deckblatt in Zweiseitenansicht einblenden“, so erscheint der lateinische Text auf der linken und die deutsche Übersetzung synoptisch auf der rechten Hälfte einer Doppelseite, womit die Bildschirmansicht dem aufgeschlagenen Band exakt entspricht. Leser*innen, die eigentlich gedruckte Bücher bevorzugen, werden dies dankbar zur Kenntnis nehmen. Die lateinische Fassung ist der kritischen Edition (Quaracchi 1948) entnommen, und zwar einschließlich der übersichtlichen drucktechnischen Gestaltung (Fettdruck, Kursive etc.) und der Einteilung in durchnummerierte Abschnitte. Auch die Seitenumbrüche der kritischen Ausgabe sind im Text angegeben (eingeschlossen in senkrechte Striche, z.B. |313|). Da der Herausgeber im Kommentar jeweils auf die nummerierten Abschnitte Bezug nimmt, lässt sich im PDF mittels der

Suchfunktion relativ einfach zwischen Text und Kommentar hin- und herspringen: ein klares Plus gegenüber der gedruckten Ausgabe.

Von den insgesamt fast 2.600 Seiten entfallen etwa 30 auf die Einleitung und 200 auf den Kommentar, in dem jeder einzelne Abschnitt des Gesetzstraktats kurz zusammengefasst bzw. erläutert wird. Sowohl Einleitung als auch Kommentar richten sich an Leser*innen ohne nennenswerte Vorkenntnisse der mittelalterlichen Theologie und Wissenskultur. Für diesen Adressat*innenkreis hat der Herausgeber die zentralen Aspekte der Gesetzesthematik, wie sie sich in der ‚Summa Halensis‘ darstellen, gut verständlich herausgearbeitet. Fußnoten und Quellenverweise wurden aus der kritischen Ausgabe übernommen, jedoch überarbeitet und ggf. korrigiert; Verweise auf Editionen der im Text zitierten Werke wurden aktualisiert. Die lateinische Version ist praktisch frei von Scanfehlern, und auch im deutschen Text halten sich Tippfehler und ähnliche Versehen erfreulicherweise sehr in Grenzen.

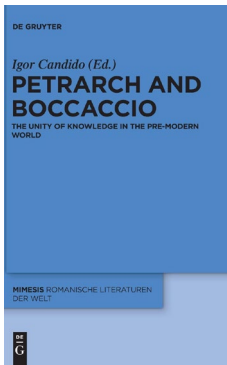
Einzig die deutsche Übersetzung lässt hier und da zu wünschen übrig. Leider merkt man ihr an, dass sie von einer Übersetzerin erstellt wurde, die – unbeschadet ihrer soliden philologischen Expertise – mit der scholastischen Theologie des 13. Jh.s und der entsprechenden Begrifflichkeit wenig vertraut war. Daher übersetzt sie meist streng wörtlich, auch an Stellen, wo eine auf Sachkenntnis beruhende freie und interpretierende Übertragung angebracht gewesen wäre. Gelegentlich übersetzt sie auch falsch. Die Ehefrau des Herausgebers konnte mit ihrer Überarbeitung des deutschen Textes sicher viel zur Verbesserung beitragen; alle Unebenheiten ausgleichen konnte sie verständlicherweise nicht. Hier einige willkürlich ausgewählte Beispiele:

- In Bd. 1, S. 52/53 heißt es über die *lex aeterna*: *Illam enim naturam incommutabilem est divina essentia*. Die deutsche Übersetzung lautet: „Denn dieses unwandelbare Wesen ist das göttliche Wesen.“ Auch wenn die Übersetzung von *natura* mit ‚Wesen‘ in anderen Kontexten durchaus zulässig ist, wäre hier ‚Natur‘ angemessener gewesen, schon um die Doppelung des Begriffs ‚Wesen‘ zu vermeiden (zumal später im Text *natura* durchaus mit ‚Natur‘ wiedergegeben wird, etwa auf S. 69).
- In Bd. 1, S. 116/117, heißt es in der *Solutio*: *Nam sicut cognitiva habet principia veri sibi innata et notionem illorum [...], ita et motiva regulam habet sibi innatam, per quam regulatur in bonum [...]*. Subjekt des ersten Satzteils ist hier die *vis cognitiva* (Erkenntnisvermögen oder Erkenntniskraft), die, wie in scholastischen Texten durchaus üblich, verkürzt als *cognitiva* bezeichnet wird. Analoges gilt für die *vis motiva* alias *motiva* (Bewegungskraft) im zweiten Satzteil. Die deutsche Übersetzung lautet jedoch: „Denn so wie sie Prinzipien zur Erkenntnis der Wahrheit hat, die ihr eingeboren sind, und eine Kenntnis davon [...] so hat sie auch Beweggründe als eine ihr eingeborene Richtschnur, durch die sie zum Guten gelenkt wird [...]“. Vermutlich in Unkenntnis scholastischer Sprachgepflogenheiten hat die Übersetzerin *cognitiva* hier nicht als Substantiv erkannt, sondern als Adjektiv zu

principia aufgefasst, und *motiva* fälschlich als ‚Beweggründe‘ interpretiert. Subjekt beider Satzteile wäre dann die *creatura rationalis* aus dem vorhergehenden Satz („sie“), nicht die *vis cognitiva* bzw. die *vis motiva*. Korrekt müsste die Übersetzung dagegen heißen: „Denn so wie die Erkenntniskraft Prinzipien des Wahren hat, die ihr eingeboren sind [...], so hat auch die Bewegungskraft eine ihr eingeborene Richtschnur [...].“

- In Bd. 1, S. 530/531 wird *Utrum homo adorandus sit latría* sehr unglücklich übersetzt mit „Muss der Mensch mit dem Gottesdienst angebetet werden?“ Der Begriff ‚Gottesdienst‘ hat einen liturgischen Beiklang, der an dieser Stelle nicht passt, da es um die Frage geht, ob einem Menschen, konkret der Jungfrau Maria, göttliche Verehrung entgegengebracht werden soll. Zu Beginn des übergeordneten Textabschnitts, in dem *latría* und *idololatria* einander gegenübergestellt werden, hatte die Übersetzerin *latría* noch durchaus korrekt mit ‚Gottesverehrung‘ wiedergegeben (vgl. etwa S. 475). Warum sie auf S. 531 zum ‚Gottesdienst‘ wechselt, bleibt im Dunkeln. Der Herausgeber hat den Fehler zwar bemerkt und im Kommentarteil ‚Gottesdienst‘ durch ‚Gottesverehrung‘ ersetzt, diese Korrektur aber nicht in den Textteil der Ausgabe übernommen. Hier (wie auch an mehreren anderen Stellen) wäre es gut gewesen, die Übersetzungen im Text und im Kommentar sorgfältiger miteinander abzugleichen.

Vermutlich würde es an ein Wunder grenzen, wenn man heute noch eine Übersetzerin (oder einen Übersetzer) fände, die das Hintergrundwissen und die philosophisch-theologische Kompetenz mitbrächte, um ein anspruchsvolles mittelalterliches Werk wie die ‚Summa Halensis‘ bis in die feinen Verästelungen der Argumentation hinein zu verstehen, und die*der zudem bereit wäre, sich der Mühe einer derart umfangreichen Übersetzung zu unterziehen. So gesehen wäre die vorliegende Arbeit trotz der skizzierten Kritikpunkte kaum besser zu machen gewesen. Und letztlich werden die kleinen Mängel im deutschen Text aufgewogen durch den Mehrwert der Publikation eines gewaltigen, inhaltlich ungemein interessanten Opus, das nun erstmals auch von Leser*innen ohne Lateinkenntnisse rezipiert werden kann.



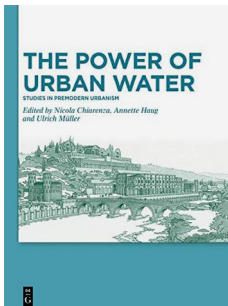
Igor Candido (Hg.), Petrarch and Boccaccio. The Unity of Knowledge in the Pre-modern World (Mimesis. Romanische Literaturen der Welt 61). Berlin, Boston, De Gruyter 2018. IX, 380 S., 15 Abb. <https://doi.org/10.1515/9783110419306>

Besprochen von Johannes Bartuschat: Zürich, bartusch@rom.uzh.ch

Dieser open access veröffentlichte Band umfasst 16 Beiträge, von denen sechs Petrarca gewidmet sind, fünf Boccaccio und fünf die beiden Autoren in vergleichender Perspektive zusammenbringen. *Nam quid, oro, naturas beluarum et volucrum et piscium et serpentum nosse profuerit, et naturam hominum, ad quod nati sumus, unde et quo pergitur, vel nescire vel spernere.* Dieses Zitat aus Petrarcas später Schrift ‚De sui ipsius et multorum ignorantia‘ stellt C. an den Anfang seiner Einleitung. Die Kenntnis des Menschen als zentralen Wert der Kultur, der Philosophie und der Literatur zu bestimmen: Das eignet sich bestens auch für eine Definition des ‚Humanismus‘, und dieser Begriff hätte vielleicht besser in den Titel gepasst als der letztlich wenig scharf umrissene der ‚unity of knowledge‘ (auf den die einzelnen Beiträge auch kaum Bezug nehmen). Zentrales Thema des Bandes ist nämlich die Rolle Petrarcas und Boccaccios in der Herausbildung des neuen kulturellen Paradigmas, das gemeinhin mit dem Wort ‚Humanismus‘ bezeichnet wird.

Da es unmöglich ist, im Rahmen einer kurzen Rezension alle Beiträge vorzustellen, beschränke ich mich darauf, einige der sie vereinenden methodischen und thematischen Schwerpunkte herauszustellen, die den Band – auch aus interdisziplinärer Perspektive – hochinteressant machen. Zwei Gesichtspunkte sind hierbei leitend: zum einen die Zusammenführung Petrarcas und Boccaccios, wobei es entscheidend ist, letzteren nicht nur als Schüler Petrarcas anzusehen, der mit minderer Originalität und Begabung auf den Spuren seines Lehrers wandelt (eine Perspektive, die implizit in den grundlegenden Forschungen Giuseppe BILLANOVICHs angelegt war und in jüngerer Zeit zum Beispiel bei Francisco RICO dominiert), sondern seinen eigenständigen Beitrag zu würdigen. Zum anderen werden hier die volkssprachlichen und die lateinischen Werke grundsätzlich zusammen behandelt. Dies bedeutet, auch für die volkssprachlichen Werke wie den

‚Canzoniere‘ und den ‚Decameron‘ den humanistisch-philosophischen Rahmen zu berücksichtigen, dem sie ebenso angehören wie die lateinischen Werke, und die Bezüge zur klassischen Literatur, aber auch zur Naturwissenschaft und Medizin zu rekonstruieren (KÜPPER über den ‚Canzoniere‘; erstaunlicherweise ohne Berücksichtigung der grundlegenden Studien von Natascia TONELLI, ‚Fisiologia della passione. Poesia d’amore e medicina da Cavalcanti a Boccaccio‘, Florenz 2017). Die Verteidigung der volkssprachlichen Literatur und das Nachdenken über ihr Verhältnis zur klassischen Literatur ist ein zentrales Thema beider Autoren, das hier von BRAGANTINI besprochen wird. Die Perspektive des Bandes unterstreicht sehr zu Recht, dass ‚Canzoniere‘ und ‚Decameron‘ als revolutionäre literarische Werke zwei komplex konstruierte ‚Projekte‘ sind, deren formale Architektur tiefgreifende Implikationen hat (FERRONI). Auch aus diesem Grunde sind der Dialog mit Dante und die Absetzung von ihm ein zentrales Merkmal der Werke beider Autoren (GRAGNOLATI/SOUTHERDEN, CANDIDO, REGN). Ein weiterer wesentlicher Aspekt des Bandes ist das Studium der ‚Textkultur‘ der Autoren, der Handschriften, die sie benutzten und erstellten. Die Beiträge von STOREY (zu Petrarca) und PETOLETTI (zu Boccaccio) rekonstruieren ihren Zugang zur Antike über eine Analyse der Handschriften in ihrem Besitz und derer Postillen. In ausgezeichneten Beiträgen werden einige Aspekte des ‚Humanismus‘ beider Autoren beleuchtet, der sich nicht in der Verehrung und dem Studium antiker Autoren erschöpft, sondern ein neues Konzept von Wissen und eine neue umfassende Philosophie entwirft. So skizziert WITT Petrarcas „christlichen Humanismus“, ENENKEL befasst sich mit dem ‚De vita solitaria‘ und dem Thema der Einsamkeit, CELENZA mit Petrarcas „Geschichtsphilosophie“. Für Boccaccio liegt ein Schwerpunkt auf der ‚Genealogia deorum gentilium‘ (MAZZOTTA mit einer Analyse der expliziten und impliziten Kritik an Petrarca, die dieses Werk auszeichnet; CHERCHI mit reichen Anmerkungen zum Einfluss der ‚Genealogia‘ auf die Renaissancekultur). Dieser hervorragende Band, der in vielen wichtigen Punkten den neuesten Forschungsstand abbildet und hierüber hinaus wichtige innovative Elemente beinhaltet, bietet zahllose Anregungen: So könnten auch hier nur gestreifte Werke, wie Petrarcas ‚Trionfi‘ und Boccaccios ‚De casibus‘ und ‚De mulieribus‘ aus der hier erarbeiteten Perspektive gewinnbringend neu gelesen werden.



Nicola Chiarenza, Annette Haug, Ulrich Müller (Hgg.), *The Power of Urban Water. Studies in Premodern Urbanism.* Berlin, Boston, De Gruyter 2020. VIII, 272 S., ca. 100 s/w-Abb.
<https://doi.org/10.1515/9783110677065>

Besprochen von Hauke Horn:

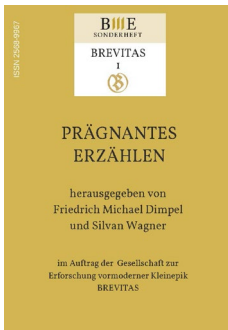
Darmstadt/Mainz, hhorn@kunst.tu-darmstadt.de

Wasser ist eine notwendige Bedingung menschlichen Lebens. Angesichts dieser existentiellen Bedeutung erscheint es angemessen, dass der Subcluster ‚Urban ROOTS‘ des Kieler Exzellenzclusters ‚ROOTS of Social, Environmental and Cultural Connectivities in Past Societies‘ die historische Bedeutung, Funktion und Wirkung von Wasser in Bezug auf urbane Lebensräume fokussiert. Der vorliegende Band, welcher die ausschließlich auf Englisch verfassten Beiträge einer Tagung in Kiel 2018 enthält, vereint somit 16 thematisch, methodisch und disziplinär unterschiedliche Aufsätze über die historischen Beziehungen zwischen Wasser und der vormodernen, hauptsächlich europäischen Stadt. Brunnenanlagen in antiken Städten, frühchristliche Baptisterien oder mittelalterliche Häfen werden in dem Band ebenso thematisiert wie Aspekte der Erinnerungskultur oder der Umweltgeschichte.

Rund die Hälfte der Aufsätze stammt aus dem Bereich der Mediävistik. Einen ebenso vielschichtigen wie instruktiven Beitrag liefert Elisabeth GRUBER, die verschiedene Facetten der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedeutung von Wasser in spätmittelalterlichen Stadtgesellschaften an der Donau beleuchtet. Die politische Dimension von Wasser fokussiert auch Gabriel ZEILINGER, der anhand von Schriftquellen die Akteure herausarbeitet, die in oberrheinischen Städten des 13. Jahrhunderts um die Kontrolle über die Ressource konkurrieren. Einen interessanten Ansatz verfolgt Ulrich MÜLLER in Anlehnung an die Globalisierungstheorie von Arjun APPADURAI, indem er die früh- und hochmittelalterlichen Hafenanlagen von Haithabu, Schleswig und Lübeck auf Basis der archäologischen Befunde als „Habourscapes“ beschreibt. Aus dieser räumlich-kulturwissenschaftlichen Perspektive lassen sich die Häfen als Schnittstellen für Austauschprozesse auf verschiedenen Ebenen (wirtschaftlich, technisch, medial etc.) verstehen. Auf die Wasserversorgung in der mittelalterlichen Stadt

konzentriert sich der Beitrag von Betty ARNDT am Beispiel von Göttingen. Die archäologischen Befunde bezeugen eine vielfältige Nutzung von Wasser, die technisch und organisatorisch ausgereifter war, als es in der älteren Literatur zum Ausdruck kommt. Die Wechselwirkungen zwischen Umwelt und Urbanisierung thematisieren die Beiträge von Rainer SCHREG und Christian ROHR. Während SCHREG die hydrologischen Auswirkungen der mittelalterlichen Urbanisation in Süddeutschland untersucht, betrachtet ROHR aus umgekehrter Perspektive die Auswirkungen von historischen Eisstößen in Flusstädten vom Mittelalter bis ins 19. Jh. Mit der Symbolik von städtischem Wasser in Novellen des 13. Jh.s beschäftigt sich schließlich der Aufsatz von Margit DAHM-KRUSE.

Die Beiträge des Tagungsbands spiegeln in ihrer thematischen und methodischen Unterschiedlichkeit die Komplexität und Weitläufigkeit des Forschungsfeldes ‚Wasser und Stadt‘, zumal der zeitliche Rahmen nahezu zwei Jahrtausende überspannt. Wer zu dem Thema arbeitet, dem sei die Lektüre empfohlen. In den meisten Fällen wird sich ein Fachwissenschaftler allerdings, wie bei solch breit angelegten Sammelbänden üblich, für einen bestimmten Aufsatz interessieren. Hier zeigt sich die Open-Access-Veröffentlichung des Bandes im Internet, die parallel zur Druckausgabe erfolgte, vorteilhaft, denn der Text lässt sich gezielt im PDF-Format herunterladen. Dass die orts- und zeitunabhängige Verfügbarkeit der Artikel einen großen Gewinn für die wissenschaftliche Arbeit darstellt, steht außer Frage und weist nicht nur vor dem Hintergrund der coronabedingten Verlagerung der Forschung ins Homeoffice in die Zukunft. Nicht zuletzt leistet die digitale Publikation auch einen Beitrag zur Nachhaltigkeit, wenn das für Druck und Kopien benötigte Wasser eingespart wird.



Friedrich Michael Dimpel u. Silvan Wagner (Hgg.), *Prägnantes Erzählen* (Brevitas 1/BmE Sonderheft). Oldenburg 2019. 555 S. https://doi.org/10.25619/BmE_H201930

Besprochen von Julia Frick: Zürich, julia.frick@ds.uzh.ch

Der open access publizierte Sammelband repräsentiert die erste Ausgabe des Online-Periodikums ‚Brevitas – Zeitschrift für Kleinepik‘, das anlässlich der 2018 erfolgten Gründungstagung der wissenschaftlichen Gesellschaft ‚Brevitas‘ (<http://brevitas.org>) lanciert wurde. Um einen möglichst großen Kreis an fachkundigen Leser*innen zu erreichen, erscheint das Periodikum in Kooperation mit den – ebenfalls ausschließlich digital und open access zugänglichen – ‚Beiträgen zur mediävistischen Erzählforschung‘ (<https://ojs.uni-oldenburg.de/ojs/index.php/bme>). Ziel der ‚Brevitas‘ ist es, das vielschichtige Formenspektrum vormoderner Kleinepik in regelmäßig stattfindenden Gesellschaftstagungen und weiteren Aktivitäten interdisziplinär wie komparatistisch zu erfassen sowie methodisch innovative Zugänge und Forschungsinitiativen zu entwickeln.

Einen solchen interpretativen Neuansatz bietet das die Ausrichtung der Gesellschaft konstituierende Sonderheft, das von zwei Gründungs- und zugleich Vorstandsmitgliedern der ‚Brevitas‘ herausgegeben worden ist. Primäres Anliegen ist es, den Gegenstandsbereich ‚Kleinepik‘, wie W. und D. in der Einleitung betonen, über narratologische Kategorien anstelle quantitativer Aspekte zu definieren und damit dem germanistisch-mediävistischen Diskurs neue Impulse zu geben. So soll der „zwischen Kürze und Fülle“ changierende „Erzählduktus“ (1) als spezifisches Qualitätskriterium „kleinerer epischer Texte“ (ebd.) in den Blick kommen und eine stärker gattungstheoretische Grundierung des Forschungsfeldes ablösen. Für diese Neuakzentuierung schlagen die Herausgeber den Begriff der ‚Prägnanz‘ vor, der „die Vermittlung eines komplexen Inhalts in einer kurzen Form“ (ebd.) fokussiert.

Die absolute Qualität der Prägnanz als Modell methodischer Nuancierung wird unter Rückgriff auf interdisziplinäre Ansätze (Philosophie, Kunstwissenschaft, Psychologie) bewusst „facettenreich“ (8) konzeptualisiert. Mit solch einem ‚offeneren‘


Prägnanzbegriff soll die Erfassung unterschiedlicher Phänomene prägnanten Erzählens ermöglicht werden: „[p]rägnante Wahrnehmung“ (5), „[p]rägnante Figurengestaltung“ (6), „[p]rägnante Zeitstrukturierung“ (ebd.), „[p]rägnante Raumstrukturierung“ (ebd.), „[p]rägnante Kombinatorik“ (S. 7), „[p]rägnante Sinnkonstitution und -irritation“ (ebd.). Als spezifische Formsemantik lasse sich die Kategorie der Prägnanz in der narrativen Modellierung und Strukturierung von Textsinn verorten und öffne die jeweiligen Texte damit für „historische[] wie rezente[]“ (3) Interpretationsprozesse.

Die Beiträge des Bandes verstehen sich als sog. ‚Pilotstudien‘, die das Möglichkeitsspektrum des neuen Zugriffs „induktiv in exemplarischen Untersuchungen“ (8) anhand einschlägigen Materials aus dem Bereich der Kleinepik (Sprichwort, Sentenz, Märe, Fabel, Kurzroman, Heiligenvita u. a.) erproben. Dabei wird das erzähltheoretisch implikationsreiche Konzept der Prägnanz in historisch-poetologischer und rhetorischer Perspektive entfaltet (WALTENBERGER, SCHWARZBACH-DOBSON) sowie im Hinblick auf diskursive, intertextuelle und kombinatorische Formationen (ABEL, DAHM-KRUSE, EDER, NÖCKER, SCHEUER), zentrale narratologische Konstanten (Raumphänomene, Figuren- und Zeitkonzepte, Erzählstrukturen: HAFLERLAND, MUSIOL, VON MÜLLER, NOWAKOWSKI), hermeneutische Prozesse und Wahrnehmungsmodi (DIMPEL/HAMMER, WAGNER) sowie Dingstrukturen (MÜHLHERR) und Sammlungskontexte (BRASCH) analysiert.

Mit der Implementierung des ‚Prägnanz‘-Begriffs gelingt es den Herausgebern, ein heuristisches Arbeitsinstrument zu etablieren und in breit gefächerten Forschungsansätzen zu exemplifizieren. Es wäre wünschenswert, wenn sich die ‚Brevitas‘ auch weiterhin der Ausdifferenzierung und methodischen Schärfung des vorgelegten Modells widmete, um das reiche Spektrum an „einzelne[n] Prägnanzphänomene[n]“ (8) in einer für die mittelhochdeutsche Kleinepik konstitutiven historischen Signifikanz zu profilieren.



Margreth Egidi (Hg.), Figuren des Dritten im höfischen Roman (BmE Themenheft 4). Oldenburg 2020. 131 S., 1 Abb.
<https://doi.org/10.25619/BmE2020471>

Besprochen von Florian Remele: Lausanne, florian.remele@unil.ch
 <https://orcid.org/0000-0001-5094-6361>

Der vorliegende Sammelband bietet theoretische Überlegungen zur Logik ‚des Dritten‘ sowie Fallstudien zum Mehrwert dieser Perspektive für die Interpretation höfischer Romane.

EGIDI umreißt in ihrer Einleitung die theoretische Rahmung des Bandes, wobei ihr weniger daran gelegen ist, eine konkrete Herangehensweise an das Phänomen ‚des Dritten‘ im höfischen Roman zu entwickeln, als daran, das Potential von dessen Fokussierung für diverse Themenkomplexe zu demonstrieren. Zu fassen seien differenztheoretische Problematiken, die „Grundlage der Vergesellschaftung“, „ein Denken des Liminalen“, „trianguläre Struktur[en] des Begehrens“ oder „Figuren des Dritten in einem personalen Sinne“ (1). Hinsichtlich der dabei oft betonten „Überwindung‘ binären Denkens“ (2) sei es geboten, epistemische Vorentscheidungen zu vermeiden und eher von dynamischen und temporären Prozessen auszugehen. In ihrer knappen Analyse der ‚Großen Bilderhandschrift‘ des ‚Willehalm‘ stellt E. die These auf, dass der bildlich dargestellte Erzähler „als Figur des Dritten“ (9) auf die Reziprozität der Zweierbindung zwischen Gyburc und Willehalm hinweise, Reziprozität als Form verkörpere und die Bindung zudem reflektiere.

Julia ZIMMERMANN widmet sich den triangulären Begehrens- und Eifersuchtsstrukturen im ‚Trojanerkrieg‘ Konrads von Würzburg. Ausgehend von der Beobachtung, dass die zentralen Minnebündnisse triangulär angelegt seien und Differenzen zu Konrads Quellen aufwiesen, sei zu fragen, „inwiefern den Erzählepisoden über trianguläre Minnekonstellationen eine spezifische poetische Produktivität innewohnt, die im Generieren narrativer Möglichkeiten gerade durch die Eifersuchtsthematik motiviert ist“ (22). ZIMMERMANN arbeitet überzeugend heraus, dass die Minnedreiecke, in denen Eifersucht auf – teils imaginäre – Rival*innen zum Scheitern der Minnebindung führe, im Text

paradigmatisch aufeinander bezogen seien und oftmals in Differenz zur Quelle nicht die Konsequenzen des Treuebruchs fokussierten, sondern dessen Vorgeschichte. Allein ihre Einschätzung, dass Eifersucht die Minnebeziehungen als „gestört“ kennzeichne (34, vorsichtiger 44f.), ist fraglich, wenn man bedenkt, dass laut Minneexkurs die „Furcht vor einem *ander wîp*“ (27) der Minne selbst und damit jeglicher Minnebindung inhärent sei.

Britta WITTCROW untersucht, welches diskursive Potential darin liegt, dass im ‚Reinfried von Braunschweig‘ die Figur des Nebenbuhlers, die in anderen mittelhochdeutschen Texten oftmals „profillos“ (54) konzipiert sei, eine umfangreiche Ausgestaltung erfahre. Die Einsichten in das Innenleben des Nebenbuhlers sowie die entschuldigenden Einschätzungen des Erzählers unterliefen eine eindeutige Zuordnung der Figuren im Minnedreieck zu richtiger und falscher Minne. Vielmehr rege die „momenthafte Aufspaltung der Erzählinstanz“ (54) in Erzähler und Frau Minne, die unterschiedliche Deutungen der Begehrenskonstellation anböten, dazu an, „die vom Erzählmuster vorgegebene Dynamik und [...] Minnekonzeption zu hinterfragen“ (70). Grundsätzlich ist WITTCROWs Interpretation nachvollziehbar, doch müsste überprüft werden, ob sich die Minnekonzeption des „Erzählmusters“, gegen das sich der ‚Reinfried‘ mit seiner Ambiguität wende, tatsächlich derart eindeutig ausnimmt.

Cornelia SELENT analysiert in einem *close reading* Zweikämpfe in Wolframs ‚Parzival‘ und fragt nach dem poetischen Mehrwert der Auflösung der dyadischen Form realer Zweikämpfe durch die „Inszenierung des Erzählers als Figur des Dritten während der Kämpfe“ (103). Aufgrund der Fragmentierung der Zweikämpfe durch poetologische Erzählerkommentare könne man eine „neue Art des Erzählens von Zweikämpfen“ (105), eine „neue Poetik des ‚mitkämpfenden‘ Dritten“ (105), eine „Verzweiflungspoetik“ (125) und „[s]oziologisch gesehen“ die Funktion des Erzählers als Wahrer der „Zusammengehörigkeit der gesellschaftlichen Schicht des Ritteradels im Moment der tödlichen Bedrohung“ (126) entdecken. Zwar bietet SELENT anregende Textbeobachtungen und Denkanstöße, doch erscheinen ihre Schlussfolgerungen – auch angesichts ähnlicher Phänomene in anderen Texten – zu weitreichend.


Der Band, der wie alle Titel der ‚Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‘ erfreulicherweise open access erschienen ist, zeigt, wie ein Fokus auf ‚das Dritte‘ neue Erkenntnisse zu Figuren- und Erzählkonzeptionen in höfischen Romanen liefern kann, auch wenn manche Interpretationen zum Widerspruch anregen mögen.



Ingrid Bennewitz u. Klaus van Eickels (Hgg.), Richard Löwenherz, ein europäischer Herrscher im Zeitalter der Konfrontation von Christentum und Islam. Mittelalterliche Wahrnehmung und moderne Rezeption (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 8). Bamberg, University of Bamberg Press 2018. 238 S. <https://doi.org/10.20378/irbo-53805>

Besprochen von Dina Aboul Fotouh Salama:

Kairo (Cairo University), dinaaboufotouhsalamae@cu.edu.eg

 <https://orcid.org/0000-0001-9409-7189>

Eine glasierte Keramikkachel des 13. Jh.s aus der englischen Abtei Chertsey zeigt Richard Löwenherz im Zweikampf gegen einen arabischen Emir, vermutlich Sultan Saladin. Ein Teil von ihr schmückt den Umschlag dieses interdisziplinär ausgerichteten, open access erschienenen Sammelbandes, der die Wahrnehmung und Rezeption Richards von Löwenherz als ‚europäischer‘ Persönlichkeit zur Zeit der Kreuzzüge prismatisch beleuchtet.

VAN EICKELS setzt mit der Diskussion des privaten und öffentlichen Richard ein. Die Beziehung zwischen ihm und Philipp II. von Frankreich spiegelt sich auf einer emotional-politischen Ebene, die zu Beginn auf der engen Verbindung zwischen England und Frankreich basierte, später aber in konkurrierende Rivalität mündete. GÖRICH betrachtet die Zeit der Gefangenschaft Richards und die Zahlung des über die Steuern eingetriebenen Lösegelds als „Geschichte funktionierender Institutionen“ (47) und die „zeitgenössische Akzentsetzung“ (68) der Chronisten auf Werte wie Ehre und Treue als Strategie „mittelalterlicher Herrschaftspraxis“ (68).

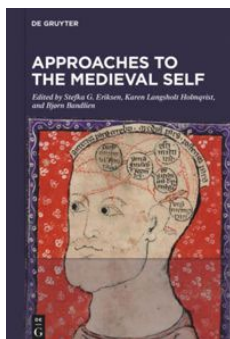
Es folgen vier Beiträge zur islamisch-arabischen Perspektive. MÖHRING erklärt den in arabischen Quellen häufig gezogenen Vergleich zwischen dem Propheten Joseph und Richards Kontrahenten Sultan Saladins eine nicht mit den historischen Tatsachen übereinstimmende propagandistische Repräsentationsstrategie Ibn Shaddads, Biograph des Sultans. Die historische Projektion des frommen freigebigen Herrscherbildes habe wesentlich zur Konstruktion Saladins als „edlen Heiden“ beigetragen und das „düstere

Islambild der Europäer“ (92) erhellt. Den Ursprung und Wandel des Dschihad-Konzepts zur Zeit Richards erforscht FRANKE, der darauf verweist, dass der Begriff *ġihād* ursprünglich von *ġazw*, d. h. den Kamel-Raubzügen in vorislamischer Zeit, abgeleitet ist, dann die militärischen Kämpfe der Muslime als Reaktion auf ihre Vertreibung aus Mekka durch die Nichtmuslime bezeichnet und schließlich mit dem Zerfall des arabischen Reiches sowohl den staatlich öffentlichen wie auch den privaten Dschihad. Der Wandel von einem spirituell verinnerlichten „Dschihad gegen die Seele und die Lust“ (106) zu einem militarisierten Kampf veranlasst FRANKE zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den muslimischen Gelehrten, die im Kontext der Kreuzzüge des 12. Jh.s die Dschihad-Mobilisierung initiiert haben. FRANKE beobachtet, dass „die sunnitische Reorientierung“ des Dschihad, vor allem die anti-mongolische Dschihad-Fatwa des Ibn Taimiyya von 1299, die nicht die christlichen Franken, sondern die mongolischen Ilchane und Schiiten als Hauptfeinde identifizierte, den ideologischen Ursprung des modernen islamistischen Dschihad-Diskurses bildet. Einen Einblick in die Grundlagen und Ursprünge islamischer Schutzgewähr unternimmt OESTERLE, der es gelingt, anhand dreier mekkanischer Erzählungen aus der Prophetenvita, der ‚sirā‘ des Ibn Ishāq, aufzuzeigen, wie ehemals Verfolgte und Schutzsuchende, ungeachtet ihres Geschlechts oder sozialen Ranges, nach der Gründung der islamischen Gemeinschaft der *umma* in Medina als gleichgestellte Mitglieder der islamischen Glaubensgemeinschaft und potentielle Schutzgeber fungierten (132f.). Mit der kritischen Sichtung historischer Quellentexte christlicher, syrisch-armenischer Chronisten zu Richard Löwenherz und der Kreuzzugszeit sucht BRUNS ein Forschungsdesiderat zu füllen. Er stellt fest, dass Michael der Syrer in seiner Chronik die Eroberung Zyperns und den Sieg über die Griechen erstaunlich „emotionslos“ dokumentiert, während er im Opus des Patriarchalvikars Barhebraeus (138–143) eine negative Haltung gegenüber Saladin wahrnimmt. Die beiden liturgischen Klagelieder aus dem ‚Buch der Gesänge Wardas‘ spiegeln den „Schock“ (145) der Christen in Ost und West über Saladins Einnahme Jerusalems wider. Die Übersetzung einiger Passagen ins Deutsche bereichert diese Studie, die mit der Darstellung der Perspektive der Orientchristen einen begrüßenswert differenten Zugriff auf die Thematik bietet.

BENNEWITZ präsentiert zwei von Richard selbst verfasste französische Gedichte, sogenannte *sirvents* (158) mit deutscher Übersetzung, zusammen mit drei „überlieferungsgeschichtlichen Kostbarkeiten“ (159), zu denen Richards Erwähnung in der ‚Carmina Burana‘, in Walthers von der Vogelweide polemischem Lied gegen Philipp und in Ulrichs von Zazikhovens ‚Lanzelet‘ zählen. GIER fokussiert auf die Episoden aus dem Leben Richards, die etwa seit dem 18. Jh. zu musikdramatischen Werken inspiriert haben, und stellt hierfür drei Libretti vor: Sedaines’ ‚Richard Cœur de Lion-Buch für Grétry‘ (1784), dann Brianis ‚Isacio tiranno‘ (1710) und dessen Bearbeitung durch Paolo Rolli und zuletzt Barbieris Walter Scott-Adaptation ‚Il talismano‘ (1829). Der abschließende Vergleich ergibt überraschenderweise, dass Richard in keinem dieser Werke zum Superhelden stilisiert wird. Demgegenüber führt HOUSWITSCHKA den Wandel des historischen Königs vom Kreuzzugshelden zum Kriegsverbrecher im (meist

US-amerikanischen) Film auf die politischen Interessen während der jeweiligen Filmproduktion, aber auch die des zeitgenössischen Publikums zurück. HOUSWITSCHKAS Ansicht, dass die überlieferten historischen und mythischen Narrative der Verfilmungen nicht in erster Linie auf Authentizität geprüft werden sollten, da gerade ihr fiktionaler Gehalt alles interpretierbar mache, könnte sicherlich auch auf die ägyptische Version Richards in Yūsif Šāhīns Film ‚al-Nāṣir Ṣalāh al-Dīn‘ (1963), der hier leider nicht erwähnt wird, appliziert werden. Abgerundet wird diese facettenreiche Darstellung mit einem innovativen Beitrag von ZANKE, der in einer modernen Ausstellungsgestaltung, die „die Bedürfnisse des Rezipienten berücksichtigt, sowie aktuelle gesellschaftliche oder politische Themen miteinbezieht“ (221), eine didaktische Neukonzipierung einer kulturhistorischen Sonderausstellung zu Person und Politik Richards unternimmt. Weder eine Heldenstilisierung noch eine Mythendekonstruktion, sondern das Aufdecken der „zeitgenössische[n] Genese der Legende“ (224) solle vermittelt werden. Hierfür diskutiert ZANKE drei Exponate, die repräsentativ für die historischen Etappen des Protagonisten eintreten: das Kreuz von Valasse (228), die Pipe Rolls (229) und das Bleikästchen für das Herz von Richard Löwenherz (231).

In diesem Sinne impliziert die oben genannte Keramikachel die Verflechtung von Kunst und Historizität und spiegelt mit dem eingeschriebenen Narrativ das Anliegen dieses aufschlussreichen interdisziplinären Sammelbandes zu Richard als europäischem ‚Herrscher im Zeitalter der Konfrontation von Christentum und Islam‘ wider, in dem allerdings die Zusammenarbeit mit Wissenschaftler*innen aus der arabischen Welt vermisst wird.



Stefka Eriksen, Karen Langsholt Holmqvist u. Bjørn Bandlien (Hgg.), *Approaches to the Medieval Self. Representations and Conceptualizations of the Self in the Textual and Material Culture of Western Scandinavia, c. 800–1500.* Berlin, Boston, De Gruyter 2020. VIII, 339 S., 22 Abb. <https://doi.org/10.1515/9783110655582>

Besprochen von Andreas Schmidt:

Tübingen, andreas1.schmidt@uni-tuebingen.de

Der Sammelband erprobt verschiedene, auf Individualität und ihr persönliches oder kontextbasiertes Erleben hin abzielende Theorien an unterschiedlichen skandinavischen Quellen der Wikingerzeit und des Mittelalters. Dabei möchten die Herausgeber*innen auch die Frage stellen, anhand welchen Ansatzes „what aspects of the medieval self are ‘visible’ and ‘investigable’ for us“ (2). Insgesamt werde klar, dass das ‚self‘ stets in individuell oder sozial bedingten Entscheidungssituationen greifbar werde, während zwischen vormodernen und modernen Zeiten keine kognitiven Brüche erkennbar seien. Im Versuch „to loosen the categories and juggle the frames“ (325) wird ein vereinheitlichender Definitionsansatz jedoch *expressis verbis* abgelehnt. Stattdessen soll ein empirischer Fokus auf materiell fassbaren Ausdrücken von ‚selfes‘ vereinheitlichend wirken. Untersucht werden so in 14 literaturwissenschaftlich, textphilologisch oder archäologisch ausgerichteten Beiträgen kulturhistorische und soziale Parameter und Felder des ‚self‘. Die mit Quellen von Sagahandschriften bis Architektur befassten Analysen untergliedern sich hauptsächlich nach kognitions- oder kulturtheoretisch und/oder praxeologisch basierten Beiträgen, deren Breite das Vorwort aufschließt und die das Nachwort wieder in eins zu führen versucht.

Der erste Teil des Bandes, das Vorwort und die Beiträge von SHAW, sowie ERIKSEN und TURNER, bietet Grundlagen und fasst theoretische Konzepte zusammen. D. SHAW und M. TURNER stellen ihre sozial- und kognitionstheoretischen Forschungen vor, wobei SHAW die Wandelbarkeit von ‚self‘-Konzepten an englischen Texten des Mittelalters zum Thema Reisen illustrieren möchte, während TURNERS Theorien durch ERIKSEN mit heterogenen Beispielen aus dem Bereich der altnordischen Literatur zusammengeführt werden sollen.

Es folgt ein Block von Beiträgen, die sich unterschiedlichen Aspekten literarischer Texte widmen. F. STEEN und B. BANDLIEN untersuchen zunächst beide die biographische

Königsgeschichte ‚Sverris saga‘. STEEN beschäftigt sich mit der textinternen Königsfigur unter kognitiven Gesichtspunkten, während BANDLIEN aus der Saga und ihrer Intertextualität Rückschlüsse auf die taktisch geschickte Selbstinszenierung des historischen König Sverrir von Norwegen († 1202) vor verschiedenen Publiken zieht, da dieser den Text selbst kommissionierte. Dieselbe Zwiespältigkeit vor klerikal und laikal geprägten Identitäten, die er im Wesentlichen aus der ‚Sturlunga saga‘ gewinnt, leitet T. TULINIUS aus der Darstellung von ‚Egils‘ und ‚Njáls saga‘ für Island ab. K. G. JOHANSSONS und S. G. ERIKSENS Beiträge fokussieren empirischer die handschriftliche Textüberlieferung. JOHANSSON analysiert die Sprecherfigur im Skaldengedicht ‚Sonatorrek‘ statt als Ausdruck einer vormodernen ‚Innerlichkeit‘ als selbstzentrierte Rollenreflexion und bezieht dabei editionsphilologische Probleme dieser Inszenierung eines dichterischen ‚Self‘ überzeugend in seine Argumentation ein. ERIKSEN hingegen untersucht ebenso einsichtsreich das *mise-en-page* zweier ‚Njáls saga‘-Handschriften hinsichtlich der Text-Rezipienten-Interaktion vor einem kognitionswissenschaftlichen Hintergrund. Den textzentrierten Teil des Bandes beschließen O.A. RØNNING NORDBY und R. IGLAND DIESEN durch eine einleuchtende Auseinandersetzung mit der steigenden Bedeutung von Intention und individueller ‚Agency‘ in norwegischen Provinzialrechtscodices des Hochmittelalters (RØNNING NORDBY) und das Aufwerfen der Frage, inwiefern (ggf. erinnerte) Kinderstimmen und damit Kindheitskonzepte in hagiographischen Texten aufgeschlossen werden können (IGLAND DIESEN).


Der zweite Teil des Bandes setzt sich mit archäologischem Material auseinander. E. NAUMANN und S. CROIX stellen Überlegungen zur Selbsterfahrung mittelalterlicher Akteure an. Dies geschieht zum einen anhand von Essgewohnheiten, die aus Isotopen- und Strontium-Analysen von 20 Gräbern eines Friedhofs der ersten Jahrtausendwende in Oslo gewonnen werden (NAUMANN), und zum anderen unter Genderaspekten durch die Frage nach den Orten der Performanz weiblich konnotierter Textilproduktion (CROIX). Die Orte des mittelalterlichen Oslo untersucht dann E. LINDHART BAUER anhand personaler Ortsnamen von Mietsgrundstücken, indem das diplomatarische Korpus mit Grabungsbefunden abgeglichen wird, v. a. im Umfeld großer Stadtbrände. L. BONDE gelingt anschließend ihr „praxeologisches Experiment“ in bemerkenswerter Weise, indem sie das ubiquitäre Kirchenarchitektur-Motiv des romanischen Rundbogens stichhaltig als materialisierte Verständnisanweisung und Element der symbolischen Aktivierung gemeinschaftsstiftender Affekte bei Ritualhandlungen darlegt, das atmosphärisch dichte Partizipation verdeutliche. Sie kann dadurch auf innovative Weise unerwartetes Material für den methodisch sicheren Zugriff auf Aspekte mittelalterlicher Selbstwahrnehmung fruchtbar machen. Abschließend kombiniert K. LANGSHOLT HOLMQVIST Praxeologie und Kognitionstheorie in einer anschaulichen Analyse von Selbstinszenierungen in runischen Graffiti des Grabhügels Maeshowe auf Orkney und der Nidaros-Kathedrale von Trondheim.

Der Band ist, im voll durchsuchbaren PDF-Format im Buchlayout gehalten, sehr benutzerfreundlich gestaltet. Zusätzlich ist ein Index von Sach-, Text-, Orts-, Personen- und Themenbezeichnungen enthalten. Insgesamt bietet der Band einen Querschnitt durch gängige Analysen und Methoden der Altskandinavistik, einschließlich

für fachfremdes Publikum hilfreicher Übersichten, sowie an verschiedenen Stellen nützliche Zusammenfassungen theoretisch-methodologischer Ausgangspositionen. Leider gelingt die Auseinandersetzung mit dem Konzept ‚self‘ einigen Beiträgen nur in geringer Tiefenschärfe. Manche Beiträge hingegen können Forschungslücken bisher unterreflektierter Themen neu erschließen. Ob der Band, wie von den Herausgebenden erhofft, nachhaltige Folgeforschungen inspirieren kann, wird sich indes zeigen.

Stefanie Helmschrott, *Migranten in der Erzähldichtung des deutschen Mittelalters*. Augsburg 2019. 247 S. urn:nbn:de:bvb:384-opus4-500374

Besprochen von Michael R. Ott: Frankfurt a. M./Bochum, michael.ott@rub.de

 <https://orcid.org/0000-0002-9390-7861>

In Zeiten einer verstärkten und verschärften Auseinandersetzung mit Aspekten und Praktiken der Migration muss auch die germanistische Mediävistik zu diesem Thema sprech- und diskursfähig sein. Die Dissertation von Stefanie HELMSCHROTT kommt dementsprechend wie gerufen – und dank der Veröffentlichung auf dem Hochschulschriftenserver der Universitätsbibliothek Augsburg müssen die Leser*innen auch nicht unnötig lange auf eine (den Zugang zum Buch dann auch noch beschränkende) Druckveröffentlichung warten.

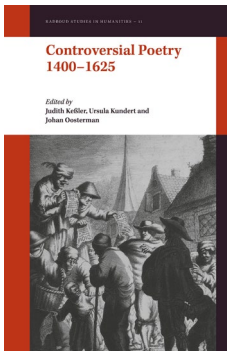
Die Dissertation verortet sich völlig zu Recht innerhalb eines lebendigen Forschungsumfelds, zu dem neben den Postkolonialen Studien auch die (historische) Migrationsforschung und Ansätze einer ‚Global History‘ gehören. Man könnte vielleicht sagen, dass eine Beschäftigung mit mittelalterlichen Formen von Migration immer interdisziplinär ist, und in der Tat lässt die langwährende Abwehr gegenüber dem scheinbar fachfremden Migrationsbegriff in den deutschsprachigen Mediävistiken erkennen, dass die akademischen Grenzziehungen, wie sie noch im dunklen 20. Jh. galten, zunehmend brüchig werden. Ein Thema zu diskutieren, das diese Brüche wahrnimmt und auf sie reagiert, das gehört zu den Verdiensten dieses Buches.

Die Vf. diskutiert vor allem (aber nicht nur) den fragmentarisch überlieferten Roman ‚Graf Rudolf‘, insbesondere hinsichtlich des längeren Aufenthalts („Frontenwechsel“, 84) des zuvor bereits migrierten Protagonisten innerhalb einer zuvor bekämpften muslimischen Gemeinschaft. Sie analysiert und diskutiert Ulrichs von dem Türilin ‚Arabel‘ mit einem Fokus auf die freiwillige und selbstständige Planung der schwierigen Flucht/Migration in das integrationsbereite christliche Frankreich durch die weibliche, muslimische Hauptfigur. Anhand von Konrads von Würzburg ‚Partonopier und Meliur‘ wird erörtert, auf welche Weise migrierende Figuren über Migration und

Heimat reflektieren (können); und Johanns von Würzburg ‚Wilhelm von Österreich‘ bietet den Anlass, um über interreligiöse Integrationsversuche, komplexe („hybride“) Identitäten und über den „Transfer des westlichen Weltbildes in die Wahrnehmungsweise des Anderen“ (181) nachzudenken.

Die breite Textgrundlage zeigt eindrucksvoll das Potential der Fragestellung und stellt schon aufgrund der jeweils zu berücksichtigenden Forschungsliteratur hohe Anforderungen an die Analysen. Dass die Verfasserin jeweils Schwerpunkte setzen muss, versteht sich deshalb von selbst. Eine wichtige Entscheidung zur Fokussierung zeigt sich schon im Titel des Buches: Es geht nicht um Migration allgemein, sondern um „Migranten“, also um migrierende Figuren. Dieser figurenzentrierte Ansatz liegt bei einer genuin literaturwissenschaftlichen Arbeit – und nichts anders möchte die Dissertation der Vf. sein – durchaus nahe. Zugleich lässt das Buch aufgrund dieser Entscheidung einiges an Raum für ein zukünftiges allgemeineres Nachdenken über Migration in erzählenden Texten, auch in solchen, für die sich die Germanistik nicht oder nicht vornehmlich zuständig sieht.

Eine theoretisch-begriffliche Grundlage der Arbeit bieten die Postkolonialen Studien, die bei der Vf. vor allem durch Homi K. BHABHA präsent sind. Zwar kennt H. auch die englischsprachigen Diskussionen zu einer spezifisch mediävistischen, postkolonialen Perspektive, auf eine intensive Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen lässt sie sich aber nicht ein (und einige der kritischen Nachfragen, die der Rezensent hätte, ergeben sich aus dieser Konstellation). Dementsprechend bietet das Buch zwar viele Anregungen für eine Verschränkung von Postkolonialen Studien und germanistischer Mediävistik, ohne doch selbst zu einer im engeren Sinne postkolonialen Studie zu werden. Im Vordergrund stehen figurenorientierte Textanalysen und -lektüren, so dass für zukünftige Arbeiten die Aufgabe bestehen bleibt, die postkolonialen Grundlagen eines Nachdenkens über deutschsprachiges Erzählen des Mittelalters detailliert zu erarbeiten und produktiv umzusetzen. Es ist zu hoffen, dass die Vf. sich an diesem wichtigen Forschungsprojekt weiterhin beteiligen wird.



Judith Keßler, Ursula Kundert u. Johan Oosterman (Hgg.),
 Controversial Poetry 1400–1625 (Radboud Studies in Humanities 11).
 Leiden, Boston, Brill 2020. XI, 321 S.
<https://doi.org/10.1163/9789004291911>

Besprochen von Karina Kellermann:
 Berlin, karina.kellermann@uni-bonn.de

Der vorliegende Band ist das verschriftete Resultat einer 2009 in Sankelmark veranstalteten Tagung, die aus einer mehrjährigen Kooperation von Mediävist*innen der Germanistik und der Niederlandistik hervorgegangen ist. Die Forscherinnen und Forscher widmen sich den literarischen Zeugnissen sozialer, politischer und religiöser Kontroversen in der Lieddichtung zwischen 1400 und 1625 unter der Leitfrage: Warum ist Lyrik in Zeiten, in denen die Prosa an Raum gewinnt, das favorisierte Medium? Die zwölf Beiträge verteilen sich auf vier systematische Teile: 1. „Media Theory of Poetical Impact“, 2. „Genres of Sung Politics“, 3. „Usages by Rhetoricians and Humanists“, 4. „Strategic Poetical Reception“. Vier Register zu Namen, Orten, Autoren und Werken sowie Quellen beschließen den Band.

Einleitend konstatieren die Herausgeber*innen, dass die Zeitgenossen um die Macht und Möglichkeiten des Liedes wussten; „the song was both a weapon and a powerful instrument in constructing identities“ (2). Eines der Erkenntnisziele des Bandes ist, inwiefern Metrik, Reim, Strophenform und Melodie mit den Inhalten interagieren und auf diese Weise Reaktionen beim Rezipienten provozieren. Es leuchtet ein, dass die Diskussion um Prosa oder Lied – auf die wichtige Rolle der Reimrede in der Streitkultur des Spätmittelalters gehen die Herausgeber*innen nicht ein – gerade um 1500 virulent wird, wenn neben Mündlichkeit und Schriftlichkeit das Medium des Buchdrucks und somit die Verbreitung in einer breiteren Öffentlichkeit zur Wahl steht. Dass der Band die disziplinären Grenzen zwischen Mediävistik und Frühe-Neuzeit-Forschung überspringt, ist sinnvoll und ebenso gut begründet wie die zeitliche Obergrenze von 1625. Man fragt sich allerdings, warum die Herausgeber*innen den Untersuchungszeitraum um 1400 beginnen lassen. Thematisch wird das Untersuchungsfeld offengehalten, wobei sich in der Debattenkultur eine Präferenz politischer, religiöser und moralischer Themen abzeichnet.

Die in Teil 1 versammelten Beiträge spannen den theoretischen Rahmen auf. F.-J. Holznagel fragt: Warum wird die Lieddichtung zur präferierten Ausdrucksform in spätmittelalterlichen Kontroversen? Weil die schöpferische Montage von *wort*, *wise* und *dôn* („retextualization“) es erlaubt, Themenfelder und Wertebereiche aufzurufen, ohne sie explizit zu benennen: „Pre-texts and re-texts are interconnected by semantic bridges“ (35). D. van der Poel destilliert aus den Vorreden zu vier Antwerpener Liederbüchern die Argumente, mit denen Gesang als gefährlich und verführerisch gebrandmarkt wird, und gleicht sie mit den Erkenntnissen der modernen ‚Music Cognition‘ ab: Das Lied ist „a medium to address the emotional as well as the rational capacities of singers and listeners, and therefore an excellent medium to use in times of controversy“ (55).

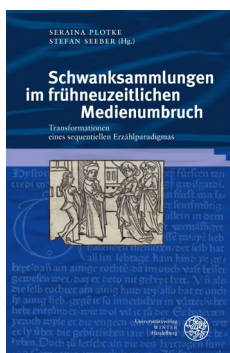
Teil 2 widmet sich der politischen Ereignisdichtung und ihrer mehr oder weniger ausgeprägten propagandistischen Funktion. L. Sélaf untersucht in einer komparatistischen Studie ungarische, deutsche und italienische Lieder, die jeweils eine historische Episode der Türkenkriege fokussieren; P. Steinkamp bespricht die propagandistischen Lieder des Landshuter Erbfolgekriegs (1504/05). Beide belegen eindrücklich, wie das Genre des Lieds Emotionen schürt und zudem beteiligt ist an der Entstehung eines Gemeinschaftsgefühls und damit den Anfängen einer kollektiven Identitätsbildung. Auch G. van Gemert verfolgt die spezifischen Möglichkeiten des Lieds „im Dienste einer sich verwirklichenden neuen kollektiven Identität“ (122). Er nimmt mit dem ‚geuzenlied‘ über Wilhelm von Oranien, das als niederländische Nationalhymne gilt, und den Streitgedichten über Heinrich den Jüngeren von Braunschweig den Typus historischer Lieder und Balladen ins Visier, die den Helden in der Ich-Rede perspektivieren.

Teil 3 bindet vier Beiträge zur gelehrten Streitkultur des 16. Jh.s zusammen, wobei die ersten beiden populären *rederijkers* gelten. J. Keßler fokussiert mit Anna Bijns eine Repräsentantin, die scharfzüngig gegen Luthers Lehren anschreibt mit dem Ziel, die Einigkeit der Katholiken zu befördern. Sie nutzt in dieser Religionskontroverse das volkssprachige balladenartige Genre des *refrein*. Das *refrein*, gezielt eingesetzt in den „morality plays“ der *rederijkers*, ist „a very functional means of enriching the actions’s moral and dramatic appeal“ (200), wie D. Coigneau nachweist. Dichtung als Träger satirischer Attacken und polemischer Kontroversen kam dem Humanisten Murnellius im Bildungsstreit mit Kollegen und Rivalen zupass, konstatiert J. Groenland. R. Toepfer stellt einen Sonderfall humanistischer Gelehrsamkeit vor, die Übersetzung einer griechischen Prosapredigt des Kirchenvaters Basilius d. Gr. in ein *Carmen*, dessen „lyrische Form die gemeinschaftliche Rezeptionssituation präsent hält und die Performativität dem Text einschreibt“ (248), um so die adressierten Königsberger Ratsherren zum Eingreifen im Bildungskampf zu provozieren.

Mit drei Beiträgen zur Rezeptionsstrategie (Teil 4) wird der Band beschlossen. Dass Referenzen auf Dantes ‚Commedia‘ keineswegs als Traditionalismus gedeutet werden müssen, zeigt S. Rotter-Broman am Beispiel der innovativen musikalischen Form des Madrigals ‚Godi Firenze‘ (1406) auf. S. P. Willcocks nutzt den instruktiven Fall Michel Beheims, der mehrfach religiöse Prosatexte in Lieder und Liedzyklen transformierte,

für den Nachweis, dass der Genrewechsel zur gezielten Anpassung an veränderte soziopolitische Umstände genutzt wurde. Für den Aufschwung der Lyrik im Schottland des 16. Jh.s, das kann A. A. MacDonald plausibilisieren, sind mehrere paneuropäische Faktoren verantwortlich: die Reformation, der Zuwachs an Kasualdichtung, die Popularität der Kontrafaktur, das Nebeneinander von handschriftlichen und gedruckten Liedersammlungen, insbesondere aber die Instrumentalisierung politischer Dichtung für die Meinungsbildung.

Es ist die Stärke des Bandes, einen Einblick in die Vielfalt der ‚Controversial Poetry‘ zu geben und dabei besonders die Debatten des 16. Jh.s zu berücksichtigen – eines Zeitraumes, der in der Mediävistik eher selten in den Fokus rückt. Zudem erweist sich das komparatistische Verfahren als überaus fruchtbar; so lernt man Neues über Lyrikformen und deren Produktions- und Rezeptionsstrukturen in verschiedenen Regionen Europas.



Seraina Plotke u. Stefan Seeber (Hgg.), Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienbruch. Transformationen eines sequentiellen Erzählparadigmas (Germanisch-Romanische Monatschrift, Beiheft 96). Heidelberg, Winter 2019. 334 S., 20 Abb. <https://doi.org/10.33675/2019-82537905>.

Besprochen von Natalie Ann Mlynarski:
Potsdam, natalie.mlynarski@uni-potsdam.de

Erst in der jüngeren mediävistischen Forschung stößt man zunehmend auf die Forderung, Kurzerzählungen nicht als bloße Einzeltexte losgelöst von ihrem ko- und kontextuellen Umfeld zu betrachten, sondern dieses Umfeld miteinzubeziehen und so den gesamten Überlieferungszusammenhang ebenso wie seine Materialität und Medialität zu berücksichtigen. Der Einbezug der Überlieferung verspricht unter anderem, die Interpretation des Einzeltextes differenzierter zu gestalten, eine poetologische Neubewertung von Kurzerzählungen zu initiieren und produktionsästhetische Strategien mittelalterlicher wie frühneuzeitlicher Literatur aufzuzeigen.

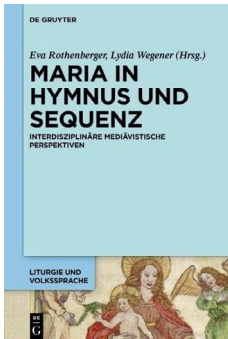
Diese Forderung stellt auch der vorliegende, open access zur Verfügung stehende Band, dessen Gegenstand insbesondere die Untersuchung von deutschsprachigen Schwänken und Schwanksammlungen in Handschriften und Drucken des 15. und 16. Jh.s ist. Der Band versammelt insgesamt 13 Beiträge, wobei in vier Beiträgen exemplarisch ein vergleichender Blick auf die frz., ital. sowie engl. Schwanktradition geworfen wird. Da das E-Book die Möglichkeit des digitalen ‚Nachschlagens‘ jeglicher Begrifflichkeiten über die Suchfunktion bietet, kann es auf ein Personen-, Werk- und Sachregister verzichten.

In der Einleitung reflektieren die Herausgeber poetologische, narratologische, marktwirtschaftliche sowie medienhistorische Fragen, die sich durch eine stärkere Berücksichtigung des Überlieferungskontextes stellen (5–7). Diese Fragestellungen werden von den thematisch gegliederten Beiträgen vertieft, „mit dem Ziel, die Forschungsdiskussion um signifikante Aspekte und modifizierte methodische Zugänge zum Material zu erweitern“ (7).

M. DAHM-KRUSE und T. FELBER untersuchen in den Handschriften Cgm 714 und Cpg 341 ausgewählte Einzeltexte, die durch ihre paratextuelle Gestaltung und thematische Nähe Textgemeinschaften bilden, zugleich aber miteinander konfligierende

Geltungsansprüche aufweisen und somit neue Sinnpotentiale postulieren. Die Vf. folgern daraus, dass auch für Handschriften des Spätmittelalters eine Poetik des „divergenten Nebeneinander[s]“ (42) gelte. In seinen allgemeinen Überlegungen zur Medialität der Kaufringer-Handschrift Cgm 270 verfolgt J. KELLER Spuren von Texteingriffen eines unbekanntes Purgators aus dem 16. Jh. und demonstriert daran den „Übergang zu einer lesenden Rezeption“ (56). S. GRIESE nimmt die in Sammelhandschriften und in Drucken des 15. Jh.s überlieferte Reimpaardichtung Hans Rosenplüts in Bezug auf ihre Autorinszenierung in den Blick und beobachtet dabei die Transformation des bloßen Autornamens hin zum Markennamen und „Erfolgsprodukt“ (89). Auf Grundlage von gattungstypologischen Gemeinsamkeiten qualifiziert J. K. KIPF Fazetienbücher des 16./17. Jh.s – nach einer makrostrukturellen und typologischen Untersuchung – als ‚mis-sing link‘ zwischen in Codices überlieferten Schwankmären und gedruckten volkssprachigen Schwankbüchern. Demgegenüber nimmt K. GRUBMÜLLER eine narratologische Perspektive auf die Betrachtung von Schwankbuch und Erzählzyklus ein und begreift Ersteres als „Schriftliteratur für die Mündlichkeit“ (132), während der Zyklus Mündlichkeit in der Erzählung inszeniere. N. VIET zeigt in ihrem Beitrag, dass kommerzielle sowie gattungspoetologische Überlegungen im ‚Parangon de nouvelles‘ zusammenfließen, wodurch der Text repräsentativ das „Novellenverständnis“ (149) Frankreichs im 16. Jh. widerspiegelt. D. BRANCHER und A. RÉACH-NGÔ machen anhand diverser Bearbeitungsstrategien der Verleger des ‚Trésor des récréations‘ und des ‚Decameron‘ sichtbar, wie diffus die Grenze zwischen einer Zensur zur moralischen Legitimierung und einer Zensur zur Hervorhebung jenes unmoralisch anmutenden transgressiven Potentials verläuft. N. CARLIDGE verweist in der Erzählensammlung ‚A Hundred Merry Tales‘ auf die einer Berichterstattung ähnelnde, sorgfältige topographische Lokalisierung der ‚Tales‘, was eine Neubewertung des Textes als Nachrichtensammlung nahelegt. C. EMMELIUS wiederum arbeitet heraus, dass Quellen von in schwankhaften Erzählensammlungen integrierten Verbrechensfällen einer gezielten narrativen wie diskursiven Adaption an das textuelle Umfeld der Sammlung unterliegen, ohne diese dabei selbst zu entliterarisieren. S. COXON sieht die Legitimation der Verbindung von Komik und Religiosität als poetologisches Ordnungsprinzip in Texten aus Paulis ‚Schimpf und Ernst‘, die durch die *risus*-Motivik miteinander verknüpft sind. M. ZANUCCHI stellt Boccaccios und Petrarcas ‚Griseldis‘-Erzählungen vier deutschen Fassungen aus Schwanksammlungen (16./17. Jh.) gegenüber, um die diskursive Transformation des Stoffes sowie dessen Integration in den jeweiligen Sammlungskontext zu beleuchten. Die letzten Beiträge widmen sich der weitestgehend unerforschten handschriftlichen Schwanksammlung ‚Schmahl Vnndt Kahl ROLDMARSCH KASTEN‘ (1608) Dietrich Marolds: L. MÖLLENBRINK macht deutlich, dass Marold diverse Vorlagen in der Sammlung retextualisiert, sie ‚verdeutscht‘ (292, 299, 308) und durch „Weltwissen“ (300 f.) anreichert, so dass neue Sinnpotentiale konstituiert werden, während M. WALTENBERGER die Adaption des Textes an den „Buchttyp[] der Schwanksammlung“ (333) als Dissimulation und Kompensation der äußeren Lebensumstände des Schmalkaldener Autors versteht.

Insgesamt wird der gründlich ausgearbeitete Band seinem Anspruch, „ein Panoptikum an neuen Zugängen“ (11) zu liefern, gerecht und demonstriert eindrücklich die innovative Leistung eines den Überlieferungskontext berücksichtigenden Vorgehens, an das sicher weitere Arbeiten anknüpfen werden.



Eva Rothenberger u. Lydia Wegener (Hgg.), *Maria in Hymnus und Sequenz. Interdisziplinäre mediävistische Perspektiven (Liturgie und Volkssprache 1)*. Berlin, Boston, De Gruyter 2017. XI, 468 S. <https://doi.org/10.1515/9783110475371>

Besprochen von Nadine Lordick: Braunschweig/Würzburg, nadine.lordick@uni-wuerzburg.de
 <https://orcid.org/0000-0002-6500-7065>

Der Band enthält 17 Beiträge über marianische Hymnen und Sequenzen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit und eröffnet die von A. KRASS herausgegebene Reihe ‚Liturgie und Volkssprache. Studien zur Rezeption und Produktion geistlicher Lieder in Mittelalter und Früher Neuzeit‘, die aus dem DFG-geförderten ‚Berliner Repertorium‘ hervorgegangen ist.

Die Frage nach dem Verhältnis von lateinischer Liturgie und den Formen, mit denen sie im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in die Volkssprache eingegangen ist, bestimmt die Untersuchungen des vorliegenden Bandes. Die Herangehensweisen sind dabei vielfältig: Die Autorinnen und Autoren beschäftigen sich mit historischen Kontexten, Materialität und Medialität, Übersetzungstheorie, Form- und Musikgestaltung, Überlieferungsgeschichte und Hermeneutik. Einige der Beiträge befassen sich mit theologischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Diskursen, die die Mariologie betreffen und durch die Analyse einzelner Texte oder im Vergleich von Übersetzungen sichtbar werden (WIEDERKEHR, FALCH), wobei im letzten Teil des Bandes insbesondere Fragen nach der Veränderung der Marienfrömmigkeit vor und während der Reformation gestellt werden (BURGER, WEGENER/LALLINGER/MARTÍN-LARA). Bei einigen Beiträgen steht die Materialität der Überlieferung im Fokus, die in besonderem Maße auch die Frage nach der Gebrauchssituation der Texte berührt (DICKE, KÖSSINGER, DRÖSE).

Den Untersuchungsgegenständen (lateinische und volkssprachige Lieder) entsprechend dienen vielfach übersetzungstheoretische Überlegungen als Grundlage der Untersuchungen, wobei nicht nur die Vorlagen und ihre Übertragungen betrachtet, sondern auch Vergleiche zwischen unterschiedlichen Bearbeitungen angestellt werden (BUSSMANN, DESPLENTER, GÖHLER, KRASS, BECKER/SCHMEER). Dadurch werden Schwerpunktsetzungen formaler, inhaltlicher oder pragmatischer Art offengelegt, die bei der Übertragung

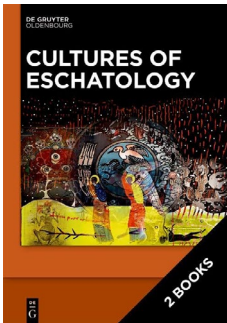
gesetzt wurden. Neben vergleichenden Untersuchungen nehmen zwei der Beiträge auch die Übersetzungen jeweils einer Person in den Blick, um die sprachlichen Transformationen, mit denen diese einhergehen, zu beschreiben (SCHUBERT, MATTER). Einen musik- und formgeschichtlichen Schwerpunkt setzen die Beiträge von ROSMER und GÖHLER.

Übergreifend über die unterschiedlichen Schwerpunkte hinweg wird die Frage nach dem ‚Sitz im Leben‘ und den Gebrauchskontexten der volkssprachigen Übertragungen der liturgischen Texte diskutiert. Dabei scheint sich abzuzeichnen, dass sie einerseits für den privaten Gebrauch – für die persönliche Frömmigkeitsübung oder aber als für das Individuum gedachtes, unterstützendes Mittel für den Nachvollzug der Liturgie – gedacht waren (LENZ, ROTHENBERGER); andererseits wird herausgestellt, dass die Überlieferung mit Noten und Sangbarkeit einiger volkssprachiger Übertragungen auch gemeinsamen Gesang oder öffentliche Vorträge nahelegen. Führt man die Ergebnisse der Beiträge eng, scheint sich zu bestätigen, was KRASS in seinem Beitrag mit grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis zwischen Liturgie und Volkssprache vorschlägt: Statt von einer strikten Opposition zwischen Liturgie und Volkssprache auszugehen, erscheint eine Beschreibung der geistlichen Lieder durch variierende Liturgienähe sinnvoller, die es jeweils zu bestimmen gilt (217 f.).

Bei den Liedern, die in den Beiträgen untersucht werden, handelt es sich sowohl um unbekannte Texte, die zum Teil nur selten überliefert oder gerade erst entdeckt worden sind, als auch um Übertragungen besonders erfolgreicher (spät-)mittelalterlicher Dichter (insbesondere des Mönchs von Salzburg und Heinrich Laufenbergs). Erfreulich ist, dass die Beiträge, die bisher unbekannte Texte in die Forschung einführen, in der Regel auch Editionen oder diplomatische Abschriften dieser Texte bieten, so dass sie der weiteren Diskussion zugänglich sind (LENZ: Marianische Sequenzen nach Cod. Sang. 593; MATTER: Erste Tageshore aus den ‚Tagzeiten von den Marienfesten‘ im Cgm 4697; ROTHENBERGER: ‚Ave praeclara maris stella‘ aus dem Codex Lichtenthal 140; FALCH: Auszüge von Balthasar Boehm: ‚Von dem heiligen vater Ioseph‘; DESPLENTER: Mittelniederländische Reimübersetzung von ‚Ave maris stella‘ [Hs. Brüssel, KB, 2559–62]; GÖHLER: ‚A solis ortus cardine‘ im Cgm 1122; KÖSSINGER: ‚Gaude o virgo virginum‘ und ‚Kont ich nu loben boben allez daz ie gewart‘ im Königsberger Rotulus; WEGENER/LALLINGER/MARTÍN-LARA: Verschiedene Adaptationen des ‚Salve regina‘).

Auch wenn interdisziplinäre Ansätze darin erkennbar sind, dass über die Beiträge hinweg und zum Teil auch innerhalb der Beiträge unterschiedliche Zugänge gewählt werden – überlieferungs- und mediengeschichtlich, komparatistisch, historisch-kontextuell, hermeneutisch – liegt der Fokus des Bandes doch insgesamt stark auf einer philologischen Auseinandersetzung mit den Texten. Zudem wird nur eine einzige nicht-deutschsprachige Übertragung behandelt (DESPLENTER).

Besonders die Vielfältigkeit der untersuchten Beispiele aus den unterschiedlichsten Kontexten volkssprachiger Übertragung ist aber der große Gewinn des Sammelbandes, durch die sich eine Fülle von Anschlussmöglichkeiten für die weitere Forschung ergibt. Positiv hervorzuheben ist außerdem, dass der Band auch open access erschienen ist.



Veronika Wieser, Vincent Eltschinger u. Johann Heiss (Hgg.), Cultures of Eschatology. 2 Vols. Vol. 1: Empires and Scriptural Authorities in Medieval Christian, Islamic and Buddhist Communities. Vol. 2: Time, Death and Afterlife in Medieval Christian, Islamic and Buddhist Communities (Cultural History of Apocalyptic Thought/ Kulturgeschichte der Apokalypse 3). Berlin, New York, De Gruyter Oldenbourg 2020. 834 S.

<https://doi.org/10.1515/9783110597745>

Besprochen von Christoph Auffarth: Bremen, auffarth@uni-bremen.de

Die Eschatologie und besonders die Apokalypse galt lange als eine Besonderheit der drei monotheistischen Religionen, die Teleologie, während die anderen Religionen in der Antike und in den östlichen Religionen eine zyklischen Zeitkonzeption pflegten. Scharf formuliert hat diesen Unterschied Friedrich Nietzsche. In seinem Gefolge hat Löwitt in ‚Meaning in history‘ 1949 das ‚Dritte Reich‘ als Gipfel solcher heilsgeschichtlichen Deutungen der Geschichte erklärt. Da erstaunt der erste Satz der Einleitung der Herausgeber*innen des Doppelbandes: „In all religions, ideas of the past, the present and the future were shaped and made meaningful by beliefs and expectations related to the end of times.“ (1) Gegenüber dem ersten Band in der Reihe ‚Kulturgeschichte der Apokalypse‘, der ein Kompendium ‚Abendländische Apokalyptik‘ zusammenstellte, will der zweibändige Konferenzband zum einen das Thema des Weltendes globalgeschichtlich weiten und zum anderen, wie schon im Kompendium, bis zur Gegenwart führen. Dabei fällt auf, dass das Thema des Weltendes nicht mit dem Jahrtausende seine Bedeutung verloren hat, vielmehr verschärft ist durch das im Anthropozän selbst geschaffene Ende der Welt – dazu nichts im Band, will er doch das Mittelalter global diskutieren. Die Weitung des Blicks ist erkauft durch einen völlig verwaschenen Begriff von Eschatologie, statt die Unterschiede herauszustellen und die grundlegenden Kategorien zu klären und in einer Differenz-Hermeneutik für die jeweilige Untersuchung zu schärfen, so etwa die grundlegenden Unterscheidungen von individueller vs. universaler Eschatologie, Individualgericht vs. Jüngstes (Universal-)Gericht, Eschatologie vs. Apokalyptik, Apokalypse als Literaturform und Apokalyptik als soziale Bewegung, Politik/Autoritäten vs. Frömmigkeit, innerweltliches vs. jenseitiges Reich,

kalte und heiße Apokalyptik, Chiliasmus usw. (dazu sei auf den Handbuch-Artikel von KIPPENBERG im ‚Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe‘ [1990] sowie AUFFARTH: ‚Irdische Wege und himmlischer Lohn‘ [2002] verwiesen), vor allem aber die Umkehrung der Apokalypse von einer Untergrundliteratur unterdrückter Völker zu einer Rechtfertigung von Unterdrückern in gewaltsamen Reichen. Stattdessen wird ein grobes Raster aufgestellt, das „in much the same way“ (3; 5) in jüdischen, christlichen, islamischen, indischen und buddhistischen Religionskulturen zu beobachten sei: Literary and Visual Traditions – Scriptural Traditions and their Reinterpretations – Empires and Last Days – Death and Last Judgment – Afterlife and Otherworld Empires sowie the Afterlife of Eschatology zu AGAMBEN (APPEL, 733–758), TAUBES (TREML, 759–782) und FOUCAULT (ZOLLES, 783–816). Von den 32 Beiträgen behandeln die Hälfte Themen aus dem Christentum, nur drei spezifisch jüdische, sieben islamische und vier buddhistische Themen, einer zum Manichäismus. Nur ein Beitrag nimmt ein Element vergleichend in den Blick, nämlich die Reitervölker aus dem Norden, Gog und Magog (DOUFIKAR-AERTS, 390–414). Explizit vergleichend ist der Beitrag von Philippe BUC zum Konzept des Heiligen Krieges (277–293, s. u.).

Die Frage, ob man außereuropäische Kulturen mit dem latein-europäischen Epochenbegriff bezeichnen darf, ist knapp angesprochen (Thomas BAUER hat das in ‚Warum es kein islamisches Mittelalter gab‘ [2018] für den Islam verneint). Die enormen Unterschiede und die teils geringe oder überragende Bedeutung der Eschatologie in den hier thematisierten religiösen Traditionen kommen nicht zur Sprache oder ihre völlige Umdeutung in der ‚gleichen‘ Religion (die Chancen, von *communities* auszugehen, wie im Titel angekündigt, ist kaum genutzt). So ist die Spanne der Heilsgeschichte im Judentum außerordentlich kurz auf sechs Wochen-Millennien (wichtig ist die Differenzierung im Beitrag von WARNTJES zur Berechnung des Endes, 642–673), aber Apokalyptik und Naherwartung spielen eine nur geringe Rolle, im Unterschied zum Christentum. In Hinduismus und Buddhismus hingegen sind die Zyklen in Zehntausenden von Jahren gedacht, wie in der Einleitung (6f.) erwähnt. Und sie bedrängen nicht, sind nicht so angstbesetzt, weil das Konzept von Selbst, Individuum, Identität ganz anders konzipiert ist als im westlichen Christentum (deutlich anders die östlichen Christentümer). Dennoch gibt es im Hinduismus und Buddhismus Erzählungen von Weltende und kosmischen Kämpfen. Nur gehören sie eher zum Modell der *renovatio* bzw. *Apokatastasis* (Wiederkehr des Urzustandes, des Goldenen Zeitalters) als in die Apokalyptik. Das wird auch deutlich im umfassenden Beitrag des Herausgebers ELTSCHINGER zum Buddhismus (123–162).

Die Aufsätze sind an anderer Stelle gewürdigt und mit Anmerkungen belegt: <https://blogs.rpi-virtuell.de/buchempfehlungen/2021/02/03/cultures-of-eschatology/> (Zugriff: 16.04.2021). Hier kann ich nur auf einige wenige eingehen. Explizit vergleichend ist der Beitrag von BUC zu ‚Eschatologies of the Sword, Compared‘ (277–293). Die religiöse Gewalt von den Kreuzzügen über Dschihad bis zum Islamischen Staat sei apokalyptisch motiviert. Er weiß wohl, dass das für die Kreuzzüge umstritten ist, nennt aber nicht die

Gegenargumente (wie sie der Rezensent aufgestellt hat) und schließt das aus späteren Gewaltausbrüchen des 16. Jh.s zurück. PALMER zeigt an spanischen Beispielen, dass die Rede von „the Western apocalyptic tradition“ keineswegs eine Einheit darstellt (337–356), WARD behauptet das wieder (674–697). LUCAS zeigt an Gregor von Tours (479–508), wie präsentische Eschatologie im Heiligenkult das künftige Weltende fast vergessen lässt. SCHEID erklärt, wie in Japan zwei religiöse Traditionen sich die Aufgaben gewissermaßen aufteilen; von Weltende ist allerdings keine Rede. Interessant sind die Parallelen zwischen einem chinesischen Jenseits als Bürokratie, für die es Formulare auszufüllen gilt, und den byzantinischen Zollstationen auf dem Weg in den Himmel (SHIH-CHUNG CHEN, 578–602 u. AFENTOULIDOU, 603–615). In der Sektion ‚Afterlife of Eschatology‘ ist der Beitrag von Martin TREML über den jüdischen Philosophen Jacob TAUBES hervorzuheben (759–782).

Das, was man von einem Band in der Kulturgeschichte der Apokalypse erwarten darf, nämlich eine komparatistische oder gar globalgeschichtliche Geschichte, erfüllt er nicht. Nicht einmal innerhalb der Bände gibt es Querverweise auf andere Beiträge; die Einleitung vermag das nicht zu leisten. Dass an einem Buch dieses Inhalts keine Religionswissenschaftler*innen beteiligt waren und das ‚Handbuch der Grundbegriffe‘ nicht vorkommt, ist ein Fehler. Das Buch ist erschlossen mit einem Personen- und einem Ortsregister. Aber davon abgesehen versammelt der Band wertvolle Beiträge zu den religiösen Traditionen.



Birgit Zacke u. a. (Hgg.), Text und Textur. WeiterDichten und AndersErzählen im Mittelalter (BmE Themenheft 5). Oldenburg 2020. <https://doi.org/10.25619/BmE2020397>

Besprochen von Manuel Hoder:

Braunschweig/Würzburg, manuel.hoder@uni-wuerzburg.de

 <https://orcid.org/0000-0003-2169-1210>

„Wiedererzählen könnte die fundamentale allgemeinste Kategorie mittelalterlicher Erzählpoetik sein“ – es ist diese höchst einflussreiche These WORSTBROCKS (1999, 130), um deren kritische Revue sich der vorliegende, auf eine Bonner Tagung (2018) zurückgehende Band bemüht.

Die einleitenden Reflexionen von GLASNER/ZACKE setzen beim Begriff der ‚Wiederholung‘ (4f.) an, um den Gegenstandsbereich vormodernen Retextualisierens möglichst umfassend zu greifen. Davon ausgehend wird der Anspruch formuliert, mit Hilfe der versammelten Studien Wiederholungsakte und deren Produkte „kategorial unterscheiden und begrifflich fassen“ (5, vgl. 12) zu können. Angesichts bereits vorliegender Ausdifferenzierungen des WORSTBROCK’schen Modells (z. B. BUMKE 2005, darin bes. LIEB 2005; DIMPEL 2013) ist ein solches Vorhaben auf dem Weg zu einer einheitlichen Systematik mehr als wünschenswert. Die folgende Kurzübersicht über bisherige Ansätze im Kontext des ‚Wiedererzählens‘ vermag dies jedoch nur bedingt einzulösen und lässt stattdessen einmal mehr das Problem einer fehlenden übergreifenden Theorie mittelalterlichen Erzählens *volens nolens* zu Tage treten. Die Ausführungen der Vf. stoßen viele benachbarte Diskurse wie Übersetzung, Intertextualität oder Epigonalität an, die bereits eine eigene Auseinandersetzung im Lichte des Wiedererzählens verdienten, so dass das anfängliche Ziel leicht aus dem Blick gerät. In diesem Zusammenhang irritieren auch die eingeführten, aber nicht ausführlich kontextualisierten Begriffe ‚WeiterDichten‘ und ‚AndersErzählen‘ (= im Sinne DIMPELS 2013?), die dem selbstformulierten Wunsch nach einer „konsensualen Terminologie“ (26) zuwiderlaufen.

Die Beiträge des Bandes lenken den Blick wieder vom Allgemeinen auf den konkreten Einzelfall zurück. Innerhalb der ersten Sektion „materia und textur“ beschäftigt sich DIMPEL mit dem Verhältnis von Wiedererzählen und Anderserzählen und zeigt, wie im

‚Eneasroman‘ und im ‚Erec‘ das Retextualisierungsgebot der Quellenverbürgung entweder durch Fiktionalisierung abgewiesen oder ironisch gebrochen wird. HOLTZHAUERS Beitrag eröffnet Zugänge für das Retextualisieren im Intradiegetischen. Anhand der Inhaltsparaphrasen im ‚König Rother‘ und im ‚Eckenlied‘ verdeutlicht er, dass solche ‚Re-Texte‘ als methodisches Korrektiv dienen können, um zentrale Plotelemente oder narrative Muster herauszufiltern. Interessant wäre in diesem Kontext eine Untersuchung der Hystera-Protera in Heinrichs ‚Crône‘, wo Text und Re-Text einander zu widersprechen scheinen. SPETH gelingt es in konziser Form, im Rückgriff auf GOFFMANS *frame analysis* unterschiedliche Ordnungen des Anderserzählens zu differenzieren (vgl. SPETH 2017) und so einen systematischen Interpretationszugang zur Mitüberlieferung von Texten zu schaffen, was er eindrucklich am Beispiel der ‚Herzog Ernst‘-Materia vorführt. Ebenfalls theoriebasiert arbeitet WINKELSTRÄTER mit LÉVI-STRAUSS‘ Konzept der *bricolage*, um die Produktionsästhetik hybrider Texte zu beleuchten. Für den ‚Orendel‘ hilft dies, die poetologische Korrelation zwischen dem Grauen Rock als textilem Epizentrum des Werkes und der Textualität des Erzählten zu verstehen.

Im Rahmen der zweiten Sektion „ornatus und textur“ legt BECKER dar, dass Wiedererzählen auch einer gattungsspezifischen Nuancierung bedarf. Für die Bibelepik vermag das Konzept der ‚Remetaphorisierung‘ (vgl. BECKER 2014) zu erklären, wie Umschreibeprozesse innerhalb religiöser Diskurse möglich sind, indem anstelle des festgeschriebenen Sinns tradierte Leitmetaphern künstlerisch variiert werden. Auf die rhetorische Seite des Wiedererzählens zwischen *dilatatio* und *abbreviatio* konzentriert sich der Beitrag von FRICK. Entgegen der Annahme, dass der visuellen Pracht der höfischen Kultur *per se* das dilatierende Erzählen eingeschrieben ist, zeigt FRICK anhand Herborts ‚Liet von Troye‘, dass Autoren auch Poetiken der Kürzung verfolgten, die nicht ohne Auswirkungen auf den Textsinn blieben. Bei HERZ rücken prozessuale Logiken in den Blick: Der Überflutungsmetaphorik im Prolog von Konrads ‚Trojanerkrieg‘ korrespondiert ein Zuviel an stofflicher Materia, das Konrad um des Erzählens willen ‚auserzählt‘ und damit die Unabschließbarkeit des Retextualisierens vor Augen führt. KRAGLS Überlegungen münden in ein anregendes Argument *e contrario*: Durch den Präzedenzfall einer volkssprachigen Materia, die im ‚Waltharius‘ lateinisch *erniuwet* wird und hinsichtlich des *artificium* einen „exakte[n] Gegenentwurf“ (296) zum ‚Erec‘ bildet, lässt sich der umfassende Geltungsbereich des WORSTBROCK‘schen Wiedererzählens relativieren. Korrekturbedürftig erscheint WORSTBROCKS Modell auch im Lichte von ZIMMERMANNs Beispielanaysen aus dem ‚Jüngerem Tituel‘. Die ‚verfugende‘ Retextualisierung von Wolframs ‚Tituel‘, ‚Parzival‘ und ‚Willehalm‘ sprengt die Grenzen linear-syntagmatischer Sinnmodelle zugunsten paradigmatisch überlagernder Bezüge.

Die Beiträge der dritten Sektion „imago und textur“ teilen eine gemeinsame Einsicht: Die vorgeformte Materia (*secunda materia*) eines Stoffes ist nicht auf sprachliche Zeichen beschränkt, sondern ein Konsortium aus Sprache, Bildern und intertextuellen Bezügen. HOFFMANN führt dies an der Ovid-Rezeption des Strickers und des Pleiers vor. Während Strickers ‚Daniel‘ sich ikonographischer Muster und des Mediums des

Spiegels bedient, um den Helden seine Identität hinterfragen zu lassen, liegt Pleiers ‚Garel‘ ein mythisches Konzept zugrunde, so dass die Heldenidentität nie außer Frage steht. HUFNAGEL zeigt an Retextualisierungen des ‚Nibelungenlieds‘ im 15. Jh., wie Bilder sprachliche Ersatzfunktionen einnehmen und paradigmatische Bezüge leisten können (Hs. b) oder gezielte Kürzungen die Relation von Höfischem und Heroischem zu variieren vermögen (Hs. n), was wiederum an die Beobachtungen FRICKS und ZIMMERMANNs anschließt.

Die Stärke des Bandes liegt so v. a. im argumentativen Spektrum seiner Beiträge: Die Autor*innen können WORSTBROCKs oft kritisiertes, heuristisch aber nach wie vor nützliches Begriffspaar *materia/artificium*, wie es die Hgg. auch im Titel ‚Text und Textur‘ abgebildet haben, in vielerlei Hinsicht erweitern und differenzieren, sei es gattungsspezifisch (BECKER, KRAGL), intermedial (HOFFMANN, HUFNAGEL), intradiegetisch (HOLTZHAUER), rhetorisch (FRICK), prozessual (HERZ), paradigmatisch (ZIMMERMANN, HUFNAGEL), überlieferungsbezogen (SPETH) oder die Kontur der *Materia* betreffend (DIMPEL, WINKELSTRÄTER). Für die zukünftige Auseinandersetzung mit dem Retextualisierungsdiskurs ist der Band daher unentbehrlich.

Schließlich ist es ein richtungsweisender und sehr zu begrüßender Schritt der Hgg. gewesen, ihren Tagungsband online und open access über die ‚Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‘ zu veröffentlichen und frei zugänglich zu machen. Vielleicht böte die open access-Technologie zukünftig die Option, mit Hilfe von Kommentaren und Anmerkungen gerade diesen so zentralen Forschungsdiskurs auch für das *mediävistische* Retextualisieren zu öffnen.

Entgegnung

Stellungnahme zur Besprechung meines Buches ‚Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer *History of Emotions*‘. Göttingen 2015 durch Peter Dinzelbacher. In: *Das Mittelalter* 2016/2, S. 480 f.

Das Präsidium des Mediävistenverbandes hat im Jahre 2020 beschlossen, in begründeten Einzelfällen Erwidern auf Rezensionen zuzulassen. Aus diesem Anlass komme ich auf eine Rezension zurück, die schon vor einigen Jahren erschienen ist.

Das Buch des *Literaturwissenschaftlers* SCHNELL hat sich zum Ziel gesetzt, die *geschichtswissenschaftliche* Emotionsforschung kritisch auf ihre Methoden, Theorien, Ziele und Ergebnisse hin zu befragen. Und es hat die unterschiedlichen Erkenntnisinteressen von Historikern und Literaturwissenschaftlern thematisiert. Doch über dieses zentrale Anliegen von S.s Buch schweigt sich der Historiker Peter DINZELBACHER in seiner Rezension aus. Nicht einmal die Mindestanforderung an eine Rezension, eine knappe Inhaltsübersicht zu geben, erfüllt D. Stattdessen reiht er Behauptungen, Vorwürfe und Unterstellungen zusammenhanglos aneinander. Nur Weniges kann hier zur Sprache kommen.

Gleich zu Beginn seiner ‚Besprechung‘ behauptet D. (480), S. fordere, „Gefühlsgeschichte zu liquidieren“. Doch S. liquidiert nicht Gefühlsgeschichte, sondern kritisiert eine bestimmte Art, historische Emotionsforschung zu betreiben. S. fordert, das Projekt einer ‚History of Emotions‘ aufzugeben, „sofern darunter die *Geschichte von Gefühlen als subjektiven Erfahrungen* bzw. als eine Geschichte des inneren Erlebens verstanden wird“ (967, Hervorhebung im Original). Dass S. andere Aufgabenfelder der historischen Emotionsforschung für durchaus sinnvoll hält, wird allein schon in einer Überschrift des letzten Kapitels sichtbar: „Emotionengeschichte: traditionell und innovativ“ (971–979). Ausgerechnet D. moniert, in S.s Studie werde „oft auf die Argumentation der zitierten Werke überhaupt nicht eingegangen“ (480).

D. schreibt (480): „S.s zentrale, stets wiederholte Kritik lautet: Wir haben ja nur Texte, die immer lügen könnten, also nur Beschreibungen, die nicht daraufhin überprüfbar sind, ob sie Empfinden faktisch wiedergeben oder nur vorgeben.“ Im Zentrum von S.s Buch steht jedoch nicht die produzentenorientierte Frage nach der Verfälschung

von Emotionsäußerungen („lügen“), sondern die rezeptionsorientierte Frage, inwieweit wir überhaupt imstande sind, in Emotionsäußerungen – ob nun fiktive oder nicht – eine bestimmte spezifische Emotion festzumachen. Hier kommen die Kompetenzen der Sprach- und Literaturwissenschaft ins Spiel, die D. ignoriert.

D. schreibt (480): „Mehrfach erscheinen Probleme aufgebaut, die so gar nicht existieren, etwa wenn S. Emotionsgeschichte gegen Mentalitätsgeschichte auszuspielen versucht, als ob sie Konkurrenten wären, obwohl erstere eindeutig ein Teilbereich letzterer ist“. Doch S. vertritt die Position, die D. einfordert. Denn S. spielt nicht Emotionsgeschichte gegen Mentalitätsgeschichte aus, sondern kritisiert Emotionshistoriker*innen, die ihrerseits die Emotionsgeschichte gegen die (angeblich veraltete und überholte) Mentalitätsgeschichte ausspielen. S. steht also auf der Seite D.s, was dieser nicht bemerkt.

D. schreibt (481): „S. geht zudem ganz primär von jenen Forschungen aus, die Emotionen in der schönen Literatur untersuchen.“ S.s Buch arbeitet sich explizit und dezidiert, materialiter und diskursiv, an der geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung ab. Dort aber werden vornehmlich Chroniken, Briefe, Grabinschriften, Tagebücher, Memoiren, medizinische Berichte, Massenmedien, diplomatische Korrespondenzen verhandelt. Von ‚schöner Literatur‘ wird dort nur vereinzelt gesprochen.

D. fährt fort (481): „Doch sollte Gefühlsgeschichte m. E. vorrangig aufgrund von Ego-Dokumenten geschrieben werden, namentlich von religiösen (wie Augustins ‚Confessiones‘). In dieser Textsorte muss nämlich Erleben und Beschreiben (Repräsentieren) koinzidieren, da gläubige Autoren, die von sich im Angesicht eines allwissenden Gottes sprechen, sich gerade das nicht erlauben werden, was S. überall den Quellen anlastet: nur fiktive Gefühle zu kommunizieren.“ Während D. an anderer Stelle die „Unzugänglichkeit der vergangenen Gefühlswelt“ einräumt (481), zeigt er sich hier überzeugt, dass in Ego-Dokumenten Erleben und Textaussage koinzidieren. Daran glauben heute nur noch wenige Historiker*innen, ganz zu schweigen von den Literaturwissenschaftler*innen. Auch ‚gläubige Autoren‘ sprechen nicht nur zu Gott, sondern zugleich zu potentiellen weltlichen Lesern.

An keiner Stelle behauptet S., unsere Quellen würden nur fiktive Gefühle kommunizieren. Etwas ganz anderes meint S., wenn er davon spricht, dass viele Verfasser nicht imstande seien, ihre Emotionen adäquat zu artikulieren, und dass sich im und durch das Schreiben die vorgängige emotionale Befindlichkeit eines Tagebuchautors verändere. Vor allem aber geht S. davon aus, dass Menschen nicht über Emotionen, sondern über Zeichen von Emotionen (Worte, Gesten, Kleidung, Geschenke u. a.) miteinander kommunizieren. Deshalb seien zuallererst diese Zeichen und nicht Gefühle zu untersuchen. Vom kommunikationstheoretischen Standpunkt aus ist es unerheblich, ob die Zeichen auf fiktive oder ‚echte‘ Gefühle verweisen.

Ich muss hier abrechnen, leider. Doch das Gesagte genügt wohl, um deutlich zu machen, dass D.s Rezension ein Buch vorstellt, das es so gar nicht gibt. Den Leser*innen dieser Zeitschrift sei empfohlen, D.s Text mit dem im Internet zugänglichen Inhaltsverzeichnis von S.s Buch zu vergleichen.

Nachruf

Der Mediävistenverband trauert um sein langjähriges Mitglied Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp, der am 25. November 2020 im Alter von nur 69 Jahren verstorben ist. Ulrich Knefelkamp war in der Zeit von 2003 bis 2005 Mitglied des Präsidiums und leitete als Vertreter des nächsten Tagungsortes das Organisationskomitee für das 11. Symposium des Mediävistenverbands zum Thema ‚Grenzen und Grenzüberschreitung‘, das 2005 in Frankfurt an der Oder stattfand. Danach vertrat er zwölf Jahre lang, von 2005 bis 2017, das Fach Geschichte im Beirat des Mediävistenverbands.

Der gebürtige Herforder studierte Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, daneben auch Völkerkunde, Kunstgeschichte, Medizingeschichte und Geographie in Würzburg und Freiburg. Seine Studien schloss er sowohl mit einem Dr. phil. als auch einem Dr. rer. nat. ab. 1987 habilitierte er sich in Bamberg mit einer Arbeit über das Heilig-Geist-Spital in Nürnberg, um die Venia Legendi für das Fach Mittlere und Neuere Geschichte zu erhalten. In seiner akademischen Laufbahn wurde er nach verschiedenen Stationen, u. a. in Bamberg, Heidelberg, Oldenburg und Jena, im Jahre 1994 auf eine Professur für mittelalterliche Geschichte Mitteleuropas und regionale Kulturgeschichte an der damals gerade wiedergegründeten Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder berufen.

Knefelkamps breit angelegte Forschungstätigkeit und seine zahlreichen Publikationen basierten auf einem umfassend fundierten Wissen und dem nicht nachlassenden Interesse an sozial- und regionalgeschichtlichen Themen, für die er auch seine zahlreichen Studierenden, Doktorandinnen und Doktoranden an der deutsch-polnischen Grenze zu begeistern wusste. Für die junge Viadrina war sein enormes Engagement in der Hochschulselbstverwaltung mit Stationen als Prodekan und als langjähriger Dekan der kulturwissenschaftlichen Fakultät, sein Senatsvorsitz von 1999 bis 2007 und seine Mitgliedschaft im Stiftungsrat der Universität prägend.

Wer Ulrich Knefelkamp einmal kennengelernt hat, weiß aus eigener Erfahrung, dass wir mit ihm einen Kollegen verlieren, der Kompetenz in der Sache und einen Sinn für Gerechtigkeit mit einer Form von Menschlichkeit verbunden hat, wie es in unserem Metier eine große Besonderheit ist. Seine stets freundliche, liebenswürdige und humorvolle Art, die selbst in anstrengenden Sitzungen für erfreuliche Momente sorgte, bleibt

unvergessen. Immer wieder zeigte er uns allen sein warmes und ehrliches Interesse an den Nachbarwissenschaften, für die er sich ebenso einsetzte wie für seine eigene. Für alle Kolleginnen und Kollegen, die ihm im Mediävistenverband begegnet sind, bleibt eine stille Erinnerung und die Freude, Ulrich Knefelkamp gekannt zu haben.

Das Mittelalter
Perspektiven mediävistischer Forschung
2021 · Band 26 · Heft 1

Herausgegeben von Regina Toepfer
im Auftrag des Präsidiums
des Mediävistenverbandes



Der Mediävistenverband nimmt den digitalen Wandel seiner Zeitschrift zum Anlass, nach dem Stand der Mediävistik im Jahr 2021 zu fragen und programmatisch Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Fächerübergreifend beschäftigen sich Präsidium und wissenschaftlicher Beirat mit zentralen wissenschaftlichen, hochschulpolitischen und gesellschaftlichen Themen. In sechs Strategiepapieren wird über die Relevanz der Mediävistik, die Problematik des Mittelalterbegriffs, das Dilemma junger Forscher, die Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation, die Methoden digitaler Mediävistik und die Vor- und Nachteile der Verbundforschung diskutiert. Ergänzt werden diese interdisziplinären Beiträge durch fachspezifische Stellungnahmen, die das gesamte Spektrum der Mediävistik – von Anglistik und Archäologie bis Skandinavistik und Theologie – umfassen und auch das Verhältnis zur Schule berücksichtigen. Mit einem Fokus auf digitalen Neuerscheinungen wird die Open-Access-Strategie des Verbands auch im Rezensionsteil konsequent umgesetzt.



**UNIVERSITÄT
HEIDELBERG**
ZUKUNFT
SEIT 1386